MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80340-2

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BODE, WILHELM

TITLE:

WEIMARISCHE MUSENHOFT

PLACE:

BERLIN

DATE:

1920

Master Negative #

91-80340-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943W432
B633

Bode, Wilhelm, 1862–1922.
Der weimarische musenhof, 1756–1781, von Wilhelm Bode ...
Berlin, E. S. Mittler & sohn, 1920.
xlv p., 1 l., 468 p. illus., plates, ports., map. 19cm.
"20. bis 25. tausend."

1. Weimar—Intellectual life. I. Title.

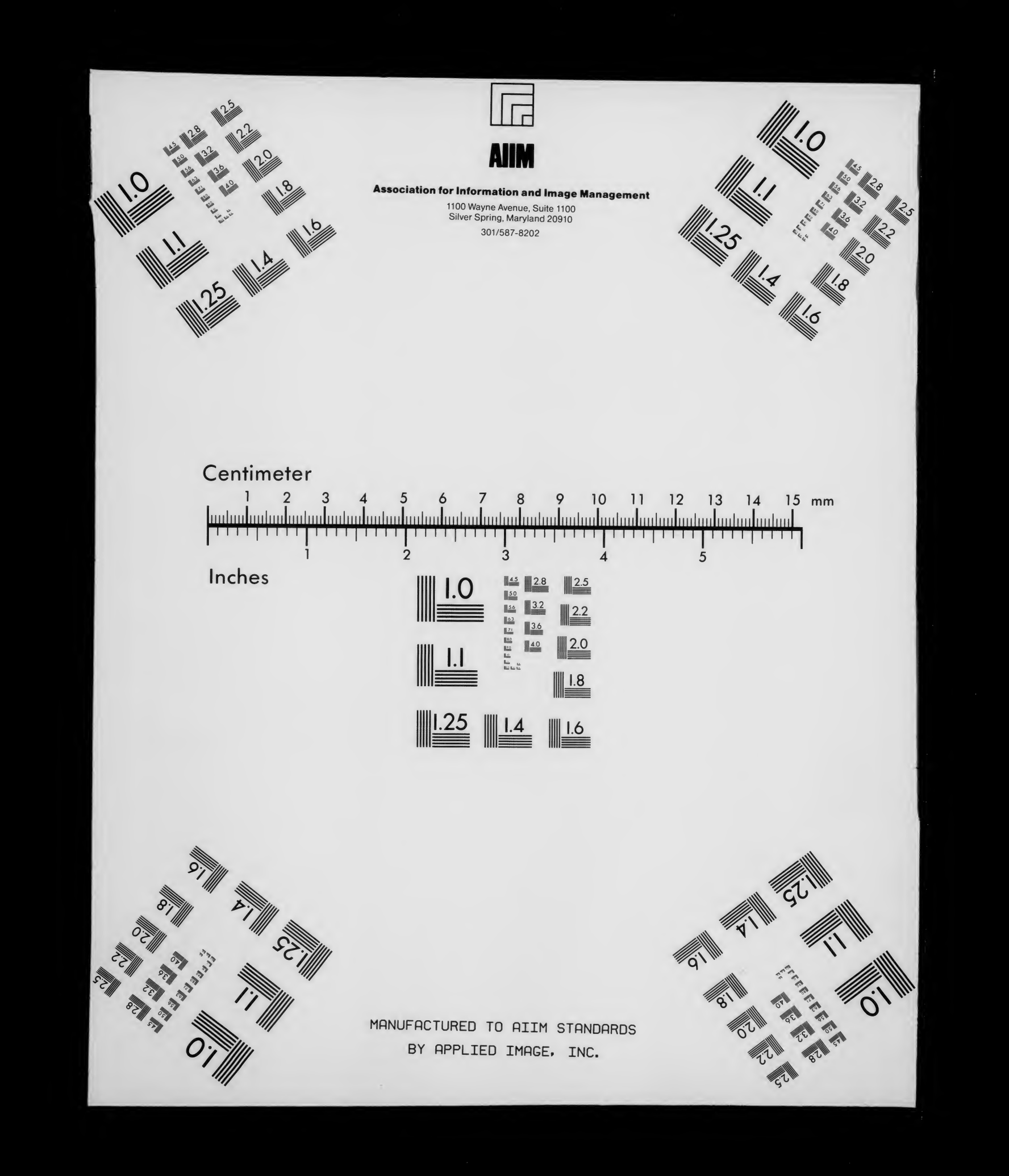
DD901.W4B6 46–44824

Library of Congress (2)

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 11/25/91 INITIALS MED
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Der weimarische Musenhof

von

Wilhelm Bode

Columbia University
in the City of New York
THE LIBRARIES

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Magnus

3.50

Wilhelm Bode

Der weimarische Musenhof

1756–1781

Der weimarische Musenhof

1756–1781

von

Wilhelm Bode

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Königliche Hofbuchhandlung Berlin
1920

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

943W432
B633

42746B

20. bis 25. Tausend

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten
Copyright 1919 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Den Titel und Einband zeichnete Erich Hoffmeister in Leipzig

42746B 9-5-47 MCS

Vorwort und Einleitung

Wie uneinig und ohnmächtig um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Deutsche Reich war und daß es damals keine deutsche Politik und so gut wie keine deutschvölkische Gesinnung gab, ist bekannt. Wenig bedacht wird aber, wie schlimm es auch um die deutsche Sprache stand, also um das Einzige, was die nach Konfessionen, Ständen und Staaten getrennten Deutschen noch einigermaßen zusammenhielt. Vom Bettler bis zu den Fürsten und zum Kaiser hinauf sprach Jedermann seine Mundart, also eine Sprache, die nicht für voll gelten konnte, die den Andern tölpisch oder lächerlich vorkam, die den Deutschen einer andern deutschen Landschaft als Fremdling kennzeichnete. Die Schreibenden aber gebrauchten in erstaunlichem Maße als ihr Verständigungsmittel die angesehene und polierte Sprache der Messieurs und Mesdames zu Paris. Die deutschen Landesherren bekomplimentierten einander und verhandelten miteinander auf französisch; der hohe Adel sah im Französischen gleichfalls die Sprache seines Ranges; ebenso der niedere Adel, wo er nicht allzusehr verbauert war. Und wo der Bürgerstand nach Bildung strebte, fing diese Bildung gleichfalls mit dem Französisch-Schwätzen und -Schreiben an. In den alten deutschen Reichsstädten hielten es die Kaufmanns- und Ratsherrentöchter für selbstverständlich, einander auf

französisch über ihre Erlebnisse, Meinungen und Gefühle zu unterrichten. Ja, sogar deutsche Dichter schrieben einander französische Briefe, wie wenn ihnen Das bequemer und natürlicher wäre. Wieland und seine dichtende Base Sophie v. La Roche, geb. Gutermann, seien als Beispiele genannt. Klopstock war einer der Allererſten, die auf ihr deutsches Volk und seine Vorzeit stolz waren und sogar an seine Zukunft glaubten; aber auch der Dichter der „Hermanns-Schlacht' antwortete einer Flensburgerin, Gleims Adresse sei: Secretaire à la Catedrale et Chanoine à Halberstadt, und er selber schrieb aus Pyrmont: A Monsieur, Monsieur Schlegel, Ministre de la Parole de Dieu, à Hannovre"; als er sich in Hamburg im Auftrage der Gräfin Bernstorff in amtlicher Angelegenheit an den dortigen Syndikus Sillem wandte, war sogar der Text seiner Eingabe französisch, und l'auteur du Messie empfing auch eine französische Antwort. In diesem selben Hamburg wuchs ein Knabe auf, der nachher einer der gelesensten deutschen Erzähler wurde, Gottwerth Müller; sein Vater war ein Arzt, sein Großvater der Gesangbuchdichter Neumeister; Hausfreunde waren Hagedorn und Ekhof. Er sei nach der gewöhnlichen deutschen, d. h. undeutschen Art erzogen, erzählte Müller später: „Ich sprach französisch, ehe ich einen deutschen Buchstaben kannte."

Bedenkt man, daß auch im Osten von uns, in dem Gebiete einer heranwachsenden unermeßlichen Volksmasse das Französische die Umgangs- und Schriftsprache aller Hochstehenden war, und daß die überall herrschende weltbürgerliche Gesinnung eine Einheitssprache zu fordern schien; erinnern wir uns ferner daran, daß Deutschland

noch an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges krankte, daß die Volkszahl nicht stieg und die Volks-Armut nicht sehr abnahm, so liegt zu Tage, wie es um die Gegenwart und die Zukunft des deutschen Wesens zu der Zeit bestellt war, als Voltaire und Fédéric im französierten Berlin französische Verse austauschten. Das Französische wurde mehr und mehr die Schriftsprache und feinere Umgangssprache der Gebildeten Deutschlands und der ganzen Welt.

Dabei stand aber auch das Lateinische noch in voller Kraft. Als Johann Heinrich Voß 1782 das Rektorat der höheren Schule zu Eutin übernahm, begann er seine Antrittsrede mit dem Satze: „Glückliche Stadt, wo ein deutscher Lehrer deutscher Zöglinge vor einer deutschen Versammlung auch deutsch reden darf!" Denn in seiner letzten Stelle, zu Otterndorf im Lande Hadeln, hatte er die Gönner der Schule lateinisch begrüßen müssen: Dies war eben die Sprache der Universitäten und Gymnasien. In Internats- und anderen Schulen mußten die Knaben auch untereinander lateinisch sprechen. Alle deutschen Kinder, die einigen Unterricht erhielten, wurden entweder zum Französischen oder Lateinischen hin verbildet. Die unausbleibliche Folge dieser Jahrhunderte währenden Ubung war, daß auch die hochdeutsche Kanzlei- und Bücherſprache in Satzbau, Redewendungen und Wortschatz latinisiert und gallisiert worden und nur noch ein Halbdeutsch war, den gemeinen Leuten schwer verständlich.

Wer Das erwogen hat, sieht unter den Erbauern des nachmaligen stolzen und mächtigen Deutschlands Klopstock und Lessing, Wieland und Herder, Goethe und

Schiller vornan stehen. Er erkennt, daß die Erhöhung und Bereicherung der deutschen Sprache und Literatur, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor sich ging, von der größten politischen Tragweite war und eigentlich die Rettung des deutschen Volkes bedeutet. Er wird das kleine, arme Weimar als die erste Hauptstadt des neuen Deutschlands ehren.

Es ist in diesem Buche also ein überaus wichtiges Stück der deutschen Kulturgeschichte zu erzählen. Das Wachstum eines ärmlichen Pflänzchens zu einem kraftstrotzenden Baume soll dargestellt werden.

Oder in einem anderen Bilde: wir wollen hinaufsteigen vom Jahre 1756 bis zu den Jahren 1781, 82 und 83. In diesen Jahren erreichen wir die Höhe, die durch Goethes ‚Iphigenie' und seine Oden, ‚Grenzen der Menschheit' und ‚Das Göttliche' bezeichnet wird.

Diese Jahre bezeichnen aber auch einen Abschluß in der Geschichte des Musenhofes, den Anfang eines ruhigeren, gleichgültigeren Zustandes, dem zunächst nicht anzumerken ist, ob er zur Auflösung oder zu neuem Erwachen überleitet. Goethe ist nun ein klassischer, aber auch ein einsamer Dichter geworden. Von der großen deutschen Leserschaft, die er sich durch ‚Götz' und ‚Werther' gewonnen, ist er fast schon vergessen; er zieht sich aber auch von der weimarischen Hof- und Gelehrtengesellschaft zurück, die er durch Possen noch besser unterhalten hatte als durch ernste Dichtung, und gewöhnt sich, sein Publikum an den Fingern einer Hand abzuzählen.

Seine neue Liebe ist die Naturwissenschaft. Zugleich ist der herumschweifende, wilde, zutrauliche Jüngling ein Geheimer Rat geworden, ein Geadelter und Erkalteter; er haust nicht mehr in einem Berggarten vor dem Tore, sondern wohnt in einer feinen Stadtwohnung; nur ganz Wenige haben noch Einblick in sein Gefühlsleben.

Auch der Landesherr, Herzog Karl August, fühlt sich jetzt als ein neuer Mensch. Er hat das Studenten-Alter hinter sich. Ein Erbprinz ist ihm geboren: nun sieht ihm die Welt ganz anders aus. Sein Traum wird jetzt: in Kriegsdiensten Land und Macht zu vermehren.

Der weimarische Musenhof der älteren Zeit, von dem dies Buch berichtet, stellt sich am deutlichsten dar im Theater der Wilhelmsburg, sodann in den Liebhaber-Vorstellungen und im ‚Tiefurter Journal'. Um 1782 wird das Mit-Einander mehr ein Neben-Einander. Erst im nächsten Jahrzehnt, nach den italienischen Reisen Goethes, Herders und Amaliens, wird die Vereinigung der Kräfte wieder sichtbarer, zuerst wieder in den Versammlungen bei der Herzogin-Mutter, sodann besonders im Zusammenwirken Goethes und Schillers.

Ich habe mich mehr als Andere mit dem Gegenstande beschäftigt und kenne das alte Weimar, die großen und kleinen Menschen darin, genauer als frühere Darsteller. Ich will Das gleich selber sagen, da ich keiner Bundesbrüderschaft, keiner Rezensionsanstalt auf Gegenseitigkeit und nicht einmal einer „Schule" angehöre; auch leuchtet kein Amts- oder leerer Titel vor mir her.

Auf etwa 50 Seiten mag sich dies Buch decken mit früheren Arbeiten von mir. Ich will nämlich mein dreibändiges Werk über die Herzogin Amalie, obwohl zwei Auflagen rasch Käufer fanden, in der bisherigen Gestalt nicht wieder herausgeben; und ebenso soll meine Geschichte von Karl Augusts Jugend nicht wieder aufgelegt werden, da das stets unberechenbare Publikum meine darauf gewandte Mühe nicht belohnt hat. Aus diesen verschwindenden Büchern nahm ich heraus, was hier nicht fehlen durfte.

Weimar, im Sommer 1916.

Erneuert 1917, 1918, 1919 und 1920.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort und Einleitung	V
1. Kapitel. Arme junge Fürsten. 1756—1758	1
2. Kapitel. Witwen- und Notjahre. 1758 bis 1763	25
3. Kapitel. Freundlichere Zeiten. 1763—1771	41
4. Kapitel. Die Seylersche Theater-Gesellschaft. 1771—1772	62
5. Kapitel. Wieland. 1772—1773	88
6. Kapitel. Weimar, eine Residenz der Künste und Wissenschaften. 1773—1774	116
7. Kapitel. Wielands Gegner und andere neue Menschen. 1774—1775 . .	134
8. Kapitel. Goethe als Gast in Weimar. 1775—1776	167
9. Kapitel. Alte Welt und Jugendmut. 1776	185
10. Kapitel. Lenz und Klinger. 1776 . . .	208
11. Kapitel. Das neue Weimar. 1776—1780 .	238
12. Kapitel. Bildende Künste. 1776—1782 .	261
13. Kapitel. Tonkunst. 1776—1782.	277
14. Kapitel. Theaterspiel. 1776—1782 . . .	297
15. Kapitel. Wieland. 1776—1782.	333
16. Kapitel. Herder und die übrigen Gelehrten. 1776—1782	352
17. Kapitel. Goethe. 1776—1782	371
18. Kapitel. Die Damen. 1776—1782 . . .	400
19. Kapitel. Das Journal von Tiefurt. 1781 bis 1784	433
Personen-Verzeichnis	451

Verzeichnis der Abbildungen

1. Ansichten

	Seite
Stadtkirche und Gymnasium. Von Ludwig Bartning	39
Bibliothek und Fürstenhaus. Von Otto Rasch	44
Goethes Vaterhaus in Frankfurt	138
Goethes erste Wohnung. Von Otto Rasch	168
Goethes Garten am Stern. Von Ludwig Bartning	206
Wohnung der Frau v. Stein am Kasseturm. Von J. v. Kulas	207
Dorf und Schloß Kochberg	251
Lustschloß Belvedere. Von Schwerdgeburth	255
Schloß Ettersburg. Von Ludwig Bartning	310
Zigeunerszene im Ettersburger Walde. Von Kraus	neben 314
Aufführung der ‚Fischerin' bei Tiefurt. Von Kraus	neben 315
Herders Garten. Von Gertrud Bartning	360
Goethes Wohnung am Frauenplan. Von Heinrich Tessenow	399
Zwischen dem Wälschen Garten und der Ilm. Nach Kraus von J. v. Kulas	415
Einfahrt zum Wittums-Palais. Von Ludwig Bartning	429
Tiefurt. Von Ludwig Bartning	434
Grundriß und Kavalier-Perspektive der Stadt Weimar. Von Rudolf Christoph Lossius	neben 450
Weimar um 1783. Von Ludwig Bartning	neben 451

2. Bildnisse

Anhalt-Dessau, Fürst Franz n. S. 251.
Basedow n. S. 61.
Bertuch n. S. 101.
Bode, von Heinsius neben S. 250.
Brandes n. S. 74.
Brandes, Madame neben S. 74.
v. Dalberg n. S. 118.
Ebert n. S. 61.
Einsiedel, Fr. H. n. S. 161.
Ekhof n. S. 74; von Graff n. S. 75.
Gleim n. S. 61.
Gluck, von Houdon n. S. 278.
v. Göchhausen, Luise, von Goethe n. S. 433.
Goethe n. S. 167; von Kraus n. S. 177; von Klauer n. S. 269.
Görtz, Graf Eustachius neben S. 149.
Gotter n. S. 74.
Herder n. S. 214; von Graff n. S. 362.
Heron n. S. 413.
v. Imhoff, Luise n. S. 413.
Jagemann, von Lips neben S. 160.
Jerusalem n. S. 61.
Kaufmann n. S. 214.
Kayser, von Lips n. S. 279.
Klinger, von Goethe neben S. 215.
Klopstock n. S. 61.
v. Knebel n. S. 413; von Charlotte v. Stein neben S. 270.
Koch, Madame n. S. 74; von Kraus n. S. 75.
Lavater n. S. 214.
Lenz n. S. 214.
Lessing n. S. 61.
Merck n. S. 214.
Müller, Friedrich neben S. 214.
Musäus, von Heinsius n. S. 363.
Nicolai, von Graff neben S. 119.
Oser, von Graff n. S. 271.
Sachsen-Gotha und Altenburg:
Herzog Ernst II. neben S. 251.
Sachsen-Weimar und Eisenach:
Herzog Ernst August Konstantin n. S. 2.
Herzogin Amalie neben S. 3; n. S. 432.
Herzog Karl August, von Ziesenis n. S. 60; n. S. 195; von Heinsius n. S. 148; 201.
Herzogin Luise neben S. 195; 201.
Prinz Konstantin, von Ziesenis n. S. 60.

Verzeichnis der Abbildungen

1. Ansichten

	Seite
Stadtkirche und Gymnasium. Von Ludwig Bartning	39
Bibliothek und Fürstenhaus. Von Otto Rasch	44
Goethes Vaterhaus in Frankfurt	138
Goethes erste Wohnung. Von Otto Rasch	168
Goethes Garten am Stern. Von Ludwig Bartning	206
Wohnung der Frau v. Stein am Kasseturm. Von J. v. Kulas	207
Dorf und Schloß Kochberg	251
Lustschloß Belvedere. Von Schwerdgeburth	255
Schloß Ettersburg. Von Ludwig Bartning	310
Zigeunerszene im Ettersburger Walde. Von Kraus neben	314
Aufführung der ‚Fischerin' bei Tiefurt. Von Kraus neben	315
Herders Garten. Von Gertrud Bartning	360
Goethes Wohnung am Frauenplan. Von Heinrich Tessenow	399
Zwischen dem Wälschen Garten und der Ilm. Nach Kraus von J. v. Kulas	415
Einfahrt zum Wittums-Palais. Von Ludwig Bartning	429
Tiefurt. Von Ludwig Bartning	434
Grundriß und Kavalier-Perspektive der Stadt Weimar. Von Rudolf Christoph Lossius neben	450
Weimar um 1783. Von Ludwig Bartning neben	451

2. Bildnisse

Anhalt-Dessau, Fürst Franz n. S. 251.
Basedow n. S. 61.
Bertuch n. S. 101.
Bode, von Heinsius neben S. 250.
Brandes n. S. 74.
Brandes, Madame neben S. 74.
v. Dalberg n. S. 118.
Ebert n. S. 61.
Einsiedel, Fr. H. n. S. 161.
Ekhof n. S. 74; von Graff n. S. 75.
Gleim n. S. 61.
Gluck, von Houdon n. S. 278.
v. Göchhausen, Luise, von Goethe n. S. 433.
Goethe n. S. 167; von Kraus n. S. 177; von Klauer n. S. 269.
Görtz, Graf Eustachius neben S. 149.
Gotter n. S. 74.
Herder n. S. 214; von Graff n. S. 362.
Heron n. S. 413.
v. Imhoff, Luise n. S. 413.
Jagemann, von Lips neben S. 160.
Jerusalem n. S. 61.
Kaufmann n. S. 214.
Kayser, von Lips n. S. 279.
Klinger, von Goethe neben S. 215.
Klopstock n. S. 61.
v. Knebel n. S. 413; von Charlotte v. Stein neben S. 270.
Koch, Madame n. S. 74; von Kraus n. S. 75.
Lavater n. S. 214.
Lenz n. S. 214.
Lessing n. S. 61.
Merck n. S. 214.
Müller, Friedrich neben S. 214.
Musäus, von Heinsius n. S. 363.
Nicolai, von Graff neben S. 119.
Öser, von Graff n. S. 271.
Sachsen-Gotha und Altenburg:
Herzog Ernst II. neben S. 251.
Sachsen-Weimar und Eisenach:
Herzog Ernst August Konstantin n. S. 2.
Herzogin Amalie neben S. 3; n. S. 432.
Herzog Karl August, von Ziesenis n. S. 60; n. S. 195; von Heinsius n. S. 148; 201.
Herzogin Luise neben S. 195; 201.
Prinz Konstantin, von Ziesenis n. S. 60.

v. Schardt, Sophie neben S. 413.
Schröter, Korona, von Kraus n. S. 268.
v. Seckendorff neben S. 194.
Seyler, Madame, von Graff n. S. 75.
v. Stein, Charlotte neben S. 251; 412.
v. Stolberg, Graf Friedrich n. S. 176.
Weiße, Christian Felix neben S. 74.
Werthern-Neunheilingen, Graf n. S. 251.
—, Gräfin n. S. 251.
v. Werthern, Amalie neben S. 251.
Wieland, von Heinsius n. S. 100; von Goethe n. S. 270.
—, Familie, von Kraus neben S. 166.

Dank

Von den Bildnissen erscheinen hier zum ersten Male diejenigen von Wieland, Karl v. Dalberg und Graf Görtz; letzteres verdanke ich der Familie, die beiden ersteren dem Magistrat der Stadt Halberstadt. Ferner waren bisher ungedruckt die Schattenrisse von Graf und Gräfin Werthern-Neunheilingen, Brandes und Frau, Maler Müller und Lavater; ihre Wiedergabe aus der Matteischen Sammlung hat mir die Leitung des Goethe-National-Museums freundlichst gestattet. Eine reichliche Benutzung der Schattenrisse aus der Ayrerschen Sammlung genehmigte Herr Prof. Dr. Ernst Kroker in Leipzig.

Von jeher zu Dank verpflichtet bin ich den Vorstehern der Großherzogl. Bibliothek, des Großherzogl. Museums und des Wittums-Hauses zu Weimar, der Frau Dr. Buchholz, geb. v. Knebel, in Jena, der Familie v. Stein-Kochberg sowie den Künstlern, die meine besonderen Wünsche erfüllten.

Der weimarische Musenhof

Erstes Kapitel

Arme junge Fürsten

1756—1758

Am 24. März 1756 jubelten die Einwohner der kleinen armen Hofstadt Weimar schon vor den Toren einem Wagenzug entgegen, der, von Braunschweig kommend, hier sein Ziel fand. Postillione und Husaren, die entgegengeritten waren, führten ihn an. In der Prachtkutsche saß der neue Herzog — man kannte ihn noch kaum — und er brachte eine Gemahlin mit sich: die ihm vor acht Tagen angetraute zweite Tochter des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig.

Alle Augen waren auf die neue Fürstin und Frau Anna Amalia gerichtet. Klein und zierlich saß sie da, fast noch einem Kinde gleich. Ein Purpurmantel legte sich um ihre Schultern; ihr Kleid war von golddurchwirkter blauer Seide; im weiß gepuderten, hochtoupierten Haar trug sie eine Rose. Rote Wangen zeugten von Gesundheit; große blaue Augen blitzten aus dem Gesichtchen. Freudig bewegt blickte auch sie auf ihre nunmehrigen Untertanen, die nicht satt wurden, die Hüte zu schwenken und Vivat zu schreien.

Alle Glocken des Städtchens läuteten nun; von einer Höhe, die man die Altenburg nannte, donnerten

Böllerschüsse. Immer wieder, den ganzen Weg durch die Stadt grüßten und jubelten die Bürger und Bauern; auf dem Markte salutierte das Militär; auf dem Schloßhofe verbeugte sich und knixte die hohe und niedere Dienerschaft. Das junge Paar schritt hinauf zu den Prunkgemächern der uralten Wilhelmsburg.

Eine neue Zeit begann an diesem Tage für Weimar. Jedermann fühlte sich wie befreit von einem langen, harten Winter. Nun mußte Vieles besser werden!

Der neue Landesherr und Ehegatte, Ernst August Konstantin, zählte erst achtzehn Jahre; seine Gattin war sogar noch zwei Jahre jünger. Aber Beide hatten schon unsagbar viel Trauriges erlebt. Amalie kam ihren zahlreichen Geschwistern an Wuchs, Schönheit, Gewandtheit, Zutunlichkeit nicht gleich und fühlte sich neben ihnen wie ein Stiefkind; sie war oft getadelt, geschlagen und verachtet worden; schon in Kinderjahren hatte sie mit dem Gedanken gerungen, sich durch einen freiwilligen Tod ihrem Elende zu entziehen. Der junge weimarische Erbprinz dagegen konnte sich keiner Mutter erinnern; sein Vater aber, Ernst August der Erste, war gegen alle Welt ein gar strenger Herr gewesen und hatte auch sein Söhnchen vielmals mit Stockschlägen bedroht, wenn es an kindischen Spielen mehr Vergnügen fand als am ernsten Lernen. Glücklicherweise hatte sich dieser Vater selten in seiner Residenz aufgehalten und war auch bald gestorben. Der elfjährige Prinz war dann nach Gotha unter die Vormundschaft des dortigen Herzogs gebracht worden. Er kränkelte und zeigte Anlage zur Schwindsucht; sein Tod hätte die Herzöge von Gotha und Koburg in den Besitz der

Herzog Ernst August Konstantin.
Nach einem Gemälde in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Herzogin Amalie im Musikzimmer.
Nach einem Gemälde im Wittums-Palais zu Weimar.

Fürstentümer Weimar und Eisenach gebracht. Aber der junge Mensch hielt sich bis zu dem achtzehnten Jahre, wo er die Regierung antreten durfte. Und dann begab er sich auch sogleich auf die Brautfahrt.

In ihrer sonst so trüben ersten Jugend hatten diese beiden jungen Leute den schönen Künsten, vor allem der Musik und dem Theater, angenehme Stunden zu verdanken. Sie hatten beide zur Musik große Liebe, zeigten auch Geschick zur eigenen Ausübung. In Gotha stand an der Spitze der Hofkapelle Georg Benda, ein berühmter Tonsetzer, der viele eigene Werke zur Aufführung brachte: Musiken sowohl für die kirchlichen Feste wie für die Kammer und zuweilen für theatralische Aufführungen. Des weimarischen Prinzen besonderer Lehrer aber war dort Johann Ernst Bach gewesen, der aus Eisenach zu ihm kam, ein Glied der berühmten thüringischen Musikerfamilie und für seine Person dadurch merkwürdig, daß er eine ‚Sammlung auserlesener Fabeln' zum Gesang am Klavier komponiert hatte.

Ebenso hatte Prinzessin Amalie einen namhaften Künstler zu ihrem Klavierlehrer gehabt: den Organisten an der Ägidienkirche in Braunschweig Friedrich Gottlieb Fleischer; er war ein berühmter Klavierspieler und schrieb zu den Liedern und Oden seines Ortsgenossen und Freundes Zachariä und anderer Dichter schöne Melodien.

Du Echo meiner Klagen,
Mein treues Saitenspiel,

sang seine Klavierschülerin mit Zachariäs Worten in der Weise ihres Lehrers:

Nun kömmt nach trüben Tagen
Die Nacht, der Sorgen Ziel.
Gehorcht, mir, sanfte Saiten,
Helft mir mein Leid bestreiten!

Sie hatte aber auch sonst am Hofe ihres prunk- und kunstliebenden Vaters viele Virtuosen und deren musikalische Aufführungen angehört, auch glänzende italienische Opern mit Augen und Ohren verschlungen.

In Weimar fanden diese beiden jungen Musikfreunde nur noch Reste einer früheren Hofkapelle vor; ein erfreuliches Konzert war nicht sogleich zustande zu bringen. Früher hatten hier schon berühmte Musiker gelebt; Sebastian Bach war von 1708 an neun Jahre lang Organist der Schloßkirche gewesen, und viele seiner schönsten Orgelstücke, Kantaten und Klavierstücke hatte er hier ausgedacht. Jetzt war einer seiner ersten Schüler, Johann Kaspar Vogler, Organist der Schloßkirche — nebei auch Vizebürgermeister der Stadt — und es fanden sich noch mehrere andere fertige Künstler, denn die Liebe und Gabe zur Musik ist ja in Thüringen überall zu Hause; aber der junge Herzog wandte sich doch an Benda in Gotha und Bach in Eisenach und bat sie um ihren Rat, wie jetzt in Weimar eine recht gute Kapelle einzurichten sei. Er war dann freilich nicht reich genug, ihre schönen Vorschläge auszuführen; aber er berief doch seinen Lehrer Bach nach Weimar; zehn Hoboisten, ein Pandorist, acht „musikalische Trompeter" und zwei Pauker wurden ihm unterstellt. So gab es denn bald erträgliche musikalische Unterhaltungen.

Das deutsche Schauspiel ward zu jener Zeit an den deutschen Höfen nicht gepflegt oder geachtet; trotzdem hatten unsere beiden Fürstenkinder schon Vorstellungen deutscher Komödianten-Banden mit angesehen. Die Meister oder Prinzipale dieser Gesellschaften lugten beständig aus nach neuen Stätten, wo sie sich einige Zeit erhalten oder gar Gewinn einheimsen konnten; sie meldeten sich also ohne Zögern in Weimar an, sobald die Vermählung des Herzogs mit einer Prinzessin des prachtliebenden welfischen Hauses bekannt wurde. Karoline Neuber, die einst berühmte Komödiantin und Prinzipalin, schrieb aus Dresden, obwohl sie keine Truppe mehr hatte und längst am Ende ihrer Kräfte war. Franz Schuch, der Inhaber des preußischen Privilegs, wäre gern auf einige Zeit gekommen. Johann Andreas Ulrich erinnerte daran, daß er in Braunschweig vor dem Brautpaare gespielt habe; jetzt verfüge er über „drei unverbesserliche lustige Personen", von denen eine auch ein unvergleichlicher Sänger sei; mit den rührendsten Trauerspielen könne er gleichfalls aufwarten. Am klügsten aber fing es der junge Döbbelin an. Er hatte sich eben selbständig gemacht und versuchte sich als Prinzipal zuerst in Erfurt; von da aus erbat er sich die Erlaubnis, in Weimar einige Male zu spielen, und von Ende Juli (1756) an gab er hier auch Vorstellungen, zunächst auf seine eigene Rechnung. Das junge fürstliche Paar verbrachte seinen ersten Sommer auf dem Lustschlosse Belvedere, das eine kleine Stunde von der Stadt liegt: auch hier trat Döbbelin mit seinen Leuten dreimal die Woche auf; für jede Vorstellung bekam er 40 Taler.

Am 21. Oktober siedelte die Herrschaft zum Winteraufenthalt in die Stadt über. Drei Tage danach ward zum ersten Male der Geburtstag Amaliens hier in Weimar gefeiert; dabei veranstaltete auch die Döbbelinsche Gesellschaft in dem ihr eingeräumten Schloßtheater eine festliche Aufführung. Ihr angestellter Dichter, Arnold Heinrich Porsch, der zugleich das freundliche Amt des Zuflüsterers versah, hatte zu diesem Feste ein besonderes Vorspiel ‚Die Durchlauchtige Liebe' verfertigt. „Urania, die himmlische Venus," erschien darin; neben ihr zeigten sich Euphrosyne, Thalia und Egle als die drei Grazien, dazu Amor, der Gott der Liebe, und Pan, der Gott der Wälder. In einem begeisterten Gedichte feierte Urania am Schlusse der Handlung die junge Fürstin; dann fiel ihr Auge auf die Grazien und den Liebesgott.

Wie, Grazien? Seh' ich euch mit Amorn! Seid heut Gäste
Bei dem erfreulichen Durchlaucht'gen Wiegenfeste!
Die schöne Herzogin gehört euch, wie mir, an!
Der Reiz, der ewiglich Augustus' Herz gewann,
War Anmut, Geist und Witz, und Das sind unsre Gaben,
Drum laßt uns unsre Lust an ihrem Leben haben!

Und die Angeredeten stimmten sogleich der „himmlischen Venus" zu:

Die Fürstin sei hinfort das Haupt der Grazien!
Wir wollen vor ihr her, ihr Blumen streuend, gehn.
Wir hüten sie, daß Gram und Sorgen und Beschwerden.
Nicht ihrer hohen Brust zu Schreck und Unruh' werden.

Herzog und Herzogin fanden Gefallen an diesen Theaterabenden, und so ließ der Herzog durch zwei seiner Hofleute, die Herren v. Witzleben und v. Kalb,

mit Döbbelin über ein dauerndes Verhältnis unterhandeln. Mitte November ward der Vertrag abgeschlossen. Döbbelin sollte insgesamt 6800 Taler jährlich und den freien Gebrauch des Schloßtheaters haben; dafür mußte er wöchentlich drei Vorstellungen geben. Nur in den Fasten- und Adventswochen sollte nicht gespielt werden; in diesen heiligen Zeiten ward das Theatervergnügen an den meisten Orten für unschicklich angesehen.

Döbbelin war glücklich, daß er, ein Anfänger von 29 Jahren, schon die feste Anstellung gefunden hatte, wonach sich alle seine Berufsgenossen vergeblich sehnten! Sein Vertrag lautete auf drei Jahre.

Aber nach wenigen Wochen sah die Sache für ihn bereits sehr übel aus. Bisher hatte er als entrepreneur und directeur die größte Gewalt über seine Leute gehabt; jetzt war er nicht mehr der Unternehmer, sondern in Allem unter die Aufsicht des Hofes gestellt; sie wurde durch den Kammerjunker Franz Christian Eckbrecht v. Dürckheim ausgeübt, über dem als höhere Instanz der Oberschenk Friedrich Hartmann v. Witzleben stand, und darüber hinaus entschieden auch noch der Herzog und die Herzogin nach ihren Einsichten und Neigungen. Die Schauspieler bemerkten sehr bald, daß Döbbelin sie nicht mehr kurzerhand entlassen, noch auch straflos beleidigen durfte. Jetzt zeigte sich, wie wenig wahres Ansehen er besaß; als Darsteller bedeutete er wenig — er neigte zu grellen Übertreibungen —, ein guter Direktor konnte er auch noch nicht sein. Kurz, es kam zu Streitigkeiten, wie sie im Bühnenvölkchen häufig sind; seine Gegner schmeichelten sich bei den Hofkavalieren

ein, und Diese erklärten ihrem gnädigsten Herrn, daß von diesem ganzen Volke gerade Döbbelin überflüssig sei und nur unnützes Geld koste. Der Hof werde besser fahren, wenn er die Gehälter und sonstigen Ausgaben unmittelbar übernehme; der Kammerjunker v. Dürckheim könne nach den Befehlen Seiner Durchlaucht die Direktion recht wohl unter Beihilfe eines älteren Schauspielers führen. Dem Herzoge gefiel der neue Plan; Döbbelin ward ziemlich gewaltsam entlassen; im Mai (1757) setzte er seinen Stab weiter.[1])

Der weimarische Hof hatte nun ein eigenes deutsches Schauspiel![2]) Im neuen Hof- und Staatskalender prangten zwischen den übrigen Beamten und Angestellten 7 Acteure, 4 Actricen, 2 Solotänzer und Intermezzo-Sänger, 2 Tänzerinnen und Sängerinnen und 9 Hilfspersonen, worunter wir den Dichter und Zubläser Porsch schon kennen und den ersten Geiger

[1]) Er ist schließlich noch Direktor des Berliner Nationaltheaters geworden, aus dem das Königliche Schauspielhaus entstanden ist. Über Döbbelins Erlebnisse in Weimar handelt Konrad Höfer in den ‚Studien zur Literaturgeschichte', 1912.

[2]) Es war das einzige seiner Art. Früher hatten auch die Höfe von Dresden, Braunschweig und Schwerin auf kurze Zeiten deutsche Schauspielergesellschaften in festen Sold genommen; jetzt, 1757, unterhielten die reicheren deutschen Fürsten wohl italienische Opern, aber kein deutsches Theater.

Johann Standfuß nicht übersehen dürfen, denn wer die erste Geige spielte, leitete damals die Kapelle. Übergeordnet waren den zwei Dutzend Künstlern nach wie vor die Herren v. Witzleben und v. Dürckheim.

Diese Festsetzung einer bisher unstät herumziehenden Komödiantenschar, ihre Einordnung unter die für nützlich anerkannten Glieder der menschlichen Gesellschaft war ein merkwürdiges Ereignis.

Ein Blick auf den vorhergehenden Zustand des deutschen Bühnenwesens wird uns die Bedeutung des kleinen weimarischen Vorgangs zeigen. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, also zwei, drei Menschenalter nach dem kulturverwüstenden großen Kriege, unterhielten die Komödiantengesellschaften als fahrende Leute ihr jeweils angelocktes Publikum mit Tragödien, Komödien und Schäferstücken. Die Tragödien spielten unter Fürsten und Helden: zumeist hatten sie es mit den berühmten Männern und Weibern des jüdischen, griechischen und römischen Altertums zu tun. Die Komödien gingen dagegen in der Gegenwart und in den Städten vor sich, also unter Krämern, Handwerkern, Ärzten, Advokaten. Die Pastoralen geschahen in den Dörfern unter Bauern oder vielmehr auf den Auen zwischen Schäfern und Schäferinnen, Fischern und Jägern. Hier war alles zärtlich und lieblich; unter den Bürgern der Komödie dagegen ging es possenhaft her; die Tragödie aber handelte nach Opitz von königlichen Willen, Totschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermorden und anderen blutrünstigen Sachen.

Um das Publikum noch mehr anzureizen, kündigten die Komödianten gewöhnlich außer einer Haupt- und

Staatsaktion noch Vorspiele, Zwischenspiele und Nachspiele an; Staatsaktion bedeutete dabei soviel wie Prunkstück mit schönen Dekorationen, erstaunlichen Verwandlungen, Feuerwerken, Schiffbrüchen u. dgl. Wir Heutigen können uns diese alten Theaterschaustücke am raschesten deutlich machen, wenn wir uns Goethes ‚Faust' stark vergröbert denken: ist er doch auch das edle Kind von rohen Vorfahren. Goethe hat uns auch den Theaterdirektor jener Zeit gezeichnet, der sich mit seinem Dichter und seinem Spaßmacher über das Geschäft beredet:

Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und Jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchten gern erstaunen.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wir wollen stark Getränke schlürfen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schau'n, man will am liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
So habt ihr in der Breite gleich gewonnen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Tier' und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!

Himmel und Hölle standen jenen alten Komödianten außer allen irdischen Herrlichkeiten und Schrecknissen wirklich zur Verfügung, denn sie hatten eine leichtgläubige und abergläubische Menge vor sich. Ihre Gäste stellten keineswegs die Forderung, daß die Gestalten der Bühne den ihnen vom Leben her bekannten wirklichen Menschen gleichen und wie Diese reden und nur glaubhafte Taten verrichten sollten. Viel reizender war es, die noch nicht mit Augen erblickten geglaubten Wesen: Engel, Teufel und Geister der Verstorbenen zu sehen, oder die Figuren der alten Götterlehre: Amor, die Grazien, Herkules, Venus. Namentlich aber war man auch an allegorische Gestalten gewöhnt: Sommer und Winter, Tugend und Laster, Tapferkeit und Wollust, die Unschuld, die alte deutsche Redlichkeit, die Schauspielkunst usw.; sie wurden oft gemalt und gemeißelt und ebenso auf den Brettern vorgestellt. Auch die als Menschen auftretenden Acteure gaben gewöhnlich nicht gemischte Charaktere, wie doch wir selber und unsere Nachbarn sind; sie stellten nicht solche geizigen oder heuchlerischen ode prahlerischen Personen dar, wie man sie unter den Bekannten fand, sondern sehr gesteigerte Wesen: Anhäufungen von Geiz oder Heuchelei oder Prahlerei, so daß auch diese Theatergestalten eigentlich nicht Menschen, sondern die betreffenden Eigenschaften verkörperten. Außerdem aber gab es bestimmte Figuren, die nur im Theater ihr Leben hatten, die man aber auch auf jedem Schauspielgerüste erwartete, wie den Fisch im Wasser und den Vogel im Busch, und als gute Bekannte begrüßte. Die wichtigste von ihnen war ‚die lustige Person', auch Hanswurst oder Pickelhering

oder Harlekin genannt. Wie heute noch der Klaun im Zirkus, so füllte Hanswurst damals im Theater die Zwischenpausen aus, mischte sich aber auch in die lustigen und traurigen Handlungen hinein, Abwechslung und Gegensatz schaffend. Einem solchen Hanswurst, der schon durch eine lächerliche Kleidung von ehrbaren Leuten sich absondert, ist Vieles oder Alles erlaubt; auch freche Anzüglichkeiten und Zoten durfte er aussprechen oder durch Gebärden andeuten. Denn, was er sagt oder tut, gilt ja nicht für voll.

Nun war zu jener Zeit nur ein Teil der Theaterstücke aufgeschrieben oder gar gedruckt; viele andere standen nur in ihren Hauptzügen fest und waren so den Komödianten bekannt; die Einzelheiten wurden während des Spiels von ihnen teils aus dem Gedächtnis wiederholt, teils frisch und neu geschaffen. Diese „Stegreif-Komödien" unterschieden sich von den ausgeschriebenen ebenso, wie sich freie Reden zumeist von ausgearbeiteten Vorträgen unterscheiden: sie waren lebhafter, kühner, und als Eingebungen des Augenblicks für den Augenblick zügellos. Namentlich in solchen Stegreifstücken zeigte sich Hanswurst oft sehr unanständig; derbe Zoten und grobe Prügelszenen waren an der Tagesordnung.

Im sonderbarsten Gegensatze standen dazu dann die aufgeschriebenen Haupt- und Staatsaktionen, wo man in Sprache und Benehmen wie auf Stelzen ging. Man sagte da nicht, daß es Mittag vorüber sei, sondern daß der Monarch der Gestirne den Mittagswirbel schon überstiegen habe, und wenn man andeuten wollte, daß ein Ritter eine Dame liebe, so hieß es: die Pflanze

ihrer Annehmlichkeit schlage in dem Erdreiche seines Herzens tiefe Wurzeln.[1])

Zum theatralischen Allerlei gehörten, wo die Prinzipale sie irgend hinzufügen konnten, auch Musik und Tanz. Eine kleine Handlung, worin wenige Personen zu Instrumenten sangen, ward zuerst als ‚Intermezzo' zwischen die Akte der großen Stücke geschoben; bald gab es dann auch ähnliche Vor- oder Nachspiele, die sich dem Direktor dadurch empfahlen, daß sie mit kleineren Theaterstücken den Abend füllen konnten. Ebenso entwickelten sich die Ballette aus einem Zwischenstück oder einem Zubehör der Haupt- und Staatsaktion oft zu eigenen, ziemlich großen Pantomimen. Ein paar Jahrzehnte hindurch waren die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen zugleich sehr gewandte Tanzkünstler.

Trotz diesem Bemühen für vielerlei Geschmäcke brachten es die Komödianten doch nicht zu guten Einnahmen. Deutschland war ein gar armes Land. Und sie erwarben sich namentlich auch keine Achtung. Sie galten für unehrlich und verlogen, für Schuldenmacher, für käuflich und liederlich; sie waren ja auch fast alle aus dem Vaterhause oder aus ordentlichen Berufen entlaufen; in vielen floß Vagabunden- oder, freundlicher ausgedrückt: Nomadenblut; ein Leben nach Zigeunerart war ihnen gerade recht. Die meisten guten

[1]) Alles Dies findet man auch in den Stücken, die unter dem Namen des Schauspielers Shakespeare berühmt geworden sind. Etwa zehn davon wurden auch in Deutschland in den Jahrzehnten um 1600 von englischen Komödianten gespielt; 1620 erschien eine gedruckte Sammlung ‚Englische Comedien und Tragedien'.

Bürger wären also mit ihrem Urteil über dies fahrende Volk und seine Darbietungen für sich und ihre Familien bald fertig gewesen; aber es blieb die Tatsache, daß die gemeinen Leute überall solchen Spektakeln zuliefen, daß die müßigen Vornehmen unter mancherlei Unterhaltungen auch diese begehrten und daß die Gelehrten durch ihre Schulstudien eine hohe Meinung vom Drama und Theater hatten. Sie verehrten die griechischen und römischen Tragödien und Komödien; sie hätten Dergleichen gern auch in Deutschland gesehen oder selber nachgemacht. Daß aber auch in der neueren Zeit ein sehr würdiges, vornehmes, auf die Gesinnung der Nation segensreich einwirkendes Schauspielwesen möglich war, dafür gab ja seit manchen Jahren das ‚Französische Theater' zu Paris den über allem Zweifel erhabenen Beweis.

Diese Theaterfreundlichkeit der Gelehrten verkörperte sich etwa von 1725 an in dem damals noch recht jungen Professor Gottsched zu Leipzig. Er war ein deutscher Patriot, dem alles Französeln nach Art der Höfe und Edelleute fern lag; in Sachen des Schauspiels aber ging er mit den überrheinischen Nachbarn, weil sie die richtigen dramatischen Regeln der Griechen und Römer übernommen und eine große Zahl ehrbare, vernünftige und erziehliche Schauspiele danach verfaßt hatten. Bessere Muster als Corneille, Racine, Molière, Destouches, Regnard, Voltaire usw. gab es aus neueren Zeiten nicht. Deren Tragödien und Komödien zu übersetzen und aufzuführen, war das einfachste Mittel, die deutsche Schaubühne in einen besseren Zustand zu bringen. Gottsched trat mit seinen Forderungen auf,

„als die Zeit erfüllet war," was immer die erste Bedingung des Erfolges ist, und griff die Sache praktisch an. Unter den Komödiantenmeistern waren einige, die in ihrem harten Kampf ums Dasein sich gern mit dem angesehenen Professor verbündeten und auch den bisherigen theatralischen Unsinn selber satt hatten; moralische Absichten aber betonten sie immer gern, da die Obrigkeit sie für Sittenverderber hielt und diesen Vorwurf oft zum Grund nahm, ihnen die Spielerlaubnis zu verweigern. Zuerst trat die Gesellschaft Neubers oder vielmehr der Neuberin zu Gottscheds Partei; im Oktober 1737 verbrannte sie zu Leipzig in einem besonderen Spiel förmlich und feierlich den Harlekin als den Inbegriff der Zügellosigkeit und Zote, allen theatralischen Unsinns und Unfugs. Auch andere Prinzipale, besonders Koch, Schönemann und Ackermann, erklärten sich für Gottsched. Der eifrige Gelehrte sorgte unterdessen emsig für neue Stücke; er selber, seine begabtere Frau, seine Freunde und Schüler übersetzten fleißig und schrieben auch eigene Tragödien. Die meisten dieser Stücke wurden in einer periodischen Schrift ‚Die deutsche Schaubühne' gedruckt; damit erhielten die Theatergesellschaften auf bequemste Weise einen guten neuen Vorrat. Fast die ganze gesittete Welt pries Gottscheds Reinigung des vormals so verwahrlosten deutschen Theaters. Ein paar Prinzipale, z. B. Schuch im nördlichen und v. Kurz im südlichen Deutschland, beharrten freilich beim Alten; sie wollten auf das Stegreifspiel und die lustige Person nicht verzichten; man sah aber wohl, daß die Zukunft nicht ihnen gehörte.

Die Mitglieder der nunmehrigen weimarischen Hof-Bande kamen großenteils von der Neuberin und von Koch her. Döbbelin, ein relegierter Student, gehörte auch zur neuen Schule, ebenso Bruck, der nach Döbbelins Abgange als Vertrauensmann zwischen dem Hofkavalier und den Komödianten stand. Sie spielten also für gewöhnlich Stücke wie den ‚Grafen Essex', ‚Polyeukt', ‚Cinna', ‚Rodogune' von Corneille, ‚Iphigenie', ‚Britannicus', ‚Berenice', ‚Mithridat', ‚Phädra' von Racine, den ‚Geizigen', den ‚Bürgerlichen Edelmann', den ‚Eingebildeten Kranken' von Molière, den ‚Zerstreuten', den ‚Spieler' und ‚Demokrit' von Regnard, den ‚Poetischen Dorfjunker', das ‚Gespenst mit der Trommel', den ‚Verheirateten Philosophen' von Destouches, ‚Ödipus', ‚Zaire', ‚Mahomet' von Voltaire usw. Dazu von deutschen Originalarbeiten einen ‚Cato' von Gottsched, einen ‚Kanut' von Elias Schlegel und zwei Lustspiele der Gottschedin: ‚Die Hausfranzösin' und ‚Die ungleiche Heirat'.

Unter den Darstellern waren neben den mittelmäßigen einige fertige und einige Hoffnung gebende Künstler. Johann Andreas Bruck zeichnete sich in der Komödie aus:

Wenn Bruck gehustet kömmt, der Alten Torheit zeigt,
Erfreut sein Anblick schon, wenn er noch stille schweigt.[1])

Brückner, ein junger Mann, der vor kurzem noch Buchhändler gewesen war, glänzte in ernsten Rollen; man konnte ihn schon zu den Besten seines Faches

[1]) Ossenfelder, ‚An Herrn Lessingen in Camenz'. 1748.

rechnen. Verheiratet war er mit Katharina Magdalena Kleefeld, die vor einigen Jahren in Leipzig viele Bewunderer ins Theater gelockt hatte:

Wo die Kleefelderin das Trauerspiel belebet
Und durch erhabene Kunst ein jedes Stück erhebet,
Wo, wenn sie zärtlich seufzt und zärtlich-reizend blickt,
Sie der Zuschauer Herz bei Schmerz und Lust entzückt.[1])

Als jugendliche Heldin gefiel auch Susanna Mecour: sie war vor kurzem noch die Tochter eines guten Hauses in Frankfurt am Main gewesen; dort hatte sie sich in den Tänzer Louis Mecour verliebt und von ihm entführen lassen.

Außer diesem Mecour hatte man noch zwei Tänzer: Johannes Bauer und Johann Adam Aulhorn, und zwei Tänzerinnen: Franziska Kornthalin und Josepha Withöftin; diese Personen übernahmen zugleich Gesangsrollen. Da nun auch der Komponist des ersten deutschen Singspiels, Johann Standfuß, Kapellmeister der Truppe war, so darf man annehmen, daß dieses Singspiel: ‚Der Teufel ist los' jetzt auch in Weimar aufgeführt wurde.

Das „erste deutsche Singspiel"? Es hatte in früheren Zeiten allerdings schon ähnliche Stückchen gegeben; aber sie waren, besonders durch die Kriegsläufte, in Vergessenheit geraten. In Hamburg hatte die deutsche Volksoper Jahrzehnte hindurch geblüht, etwa von 1678 bis 1738; auch in der Heimat Amaliens hatte man sie gekannt. Doch diese Liederspiele waren verschwunden.

[1]) Ossenfelder, ‚An Herrn Lessingen in Camenz'. 1748.

Man mußte in jenen wilden Zeiten öfters wieder von vorn anfangen.

In ganz Europa herrschte jetzt an den Höfen die Oper der Italiener. Über diesen Vorrang ausländischer Künstler entrüstet, brachte ein englischer Dichter, John Gay, im Jahre 1727 in London eine volkstümliche ‚Bettler-Oper' auf die Bühne, eine Posse mit eingelegten Volks- und Straßenliedern; sie hatte im Lande des Bürgersinns ungeheuren Erfolg. Unter ihren Nachahmungen gefiel besonders ein Stück von Charles Coffey: ‚The Devil to pay'; Dies ward auch in Berlin 1743 aufgeführt, behagte den Berlinern aber gar nicht. Trotzdem versuchte der Prinzipal Koch im Jahre 1752 die ‚Verwandelten Weiber oder der Teufel ist los' noch einmal in Leipzig; er ließ den Text durch seinen Freund Weiße etwas verfeinern und die Lieder durch seinen Geiger Standfuß neu setzen, und nun gefiel das Stück sehr. Ein lustiger, allerdings auch saufluſtiger Schuster und seine brave Lene waren die Hauptfiguren; außerdem traten ein gutherziger Edelmann, seine keifende Frau Gemahlin und allerlei Handwerks- und Bedientenvolk auf. Damit war der Inhalt des ganzen Stückes und der vielen eingestreuten Lieder gegeben: Kämpfe zwischen Eheleuten, Liebesgeschichten zwischen Standes-Gleichen und Ungleichen, Reibereien zwischen den Ständen und Berufen. So zum Beispiel rühmt der Schuster sein Handwerk:

Minister flicken am Staat,
Die Richter flicken am Rat,
Die Pfarrer an den Gewissen,
Die Ärzte an Händen und Füßen:

O Jobsen, was flickest denn du?
Du flickest an den Ministern,
An Richtern, Ärzten, Magistern
Zerriss'ne Schuh!

Sie flicken, und flicken oft schlecht!
Sie flicken und flicken nicht recht
Und reißen, wo sie noch flicken,
Das Gute wieder in Stücken.
O Jobsen, was flickest denn du?
Du flickest mit siegenden Händen
Die Schuhe von jeglichen Ständen
Recht dichte zu.

Die Liebesgeschichten und Liebeslieder drehten sich um die derben Freuden vor, in und neben der Ehe. Jobs und seine brave Lene geben einander Ursache zur Eifersucht und einigen sich dann etwa so:

Wenn eine Frau den Mann verschmäht
Und, wo ein andrer Haushahn kräht,
Den Kamm wollüstig nach ihm dreht,
Was muß er tun? Geduldig sein
Und Reverenze machen? Nein!
Er klopft sie aus und sperrt sie ein!

Und wenn der Mann das Land durchstreift,
Zu andern jungen Weibern läuft,
Dort freundlich ist, zu Hause keift:
Wie? Soll sie noch gehorsam sein
Und sich zu Tode grämen? Nein!
Dann ladet sie den Nachbar ein!

Das Stück fand so großen Beifall, daß auch die Fortsetzung ins Deutsche übertragen wurde: ‚Der lustige Schuster'. Auch hier trällern die bekannten Figuren lustige und derbe Liedchen. Zuerst der Schuster:

Das Geld ist versoffen, der Beutel ist leer —
Ich bin nicht der König der Schuhflicker mehr!

Dann sein Weib:

Wenn Jobsen läuft,
Sein Geld versäuft,
Verspielt, verraucht,
Vertanzt, verschmaucht,
Stets lustig und froh,
So sollt' ich hier sitzen?
Bald frieren, bald schwitzen?
Bald spinnen, bald stricken?
Bald nähen, bald flicken?
Das wäre mir so!
Das wäre mir so!

Auf der Bühne wechselten also derbe Possen und geschwollene Deklamationen, Zoten und Tugendphrasen miteinander ab. So bietet ja auch das ganze Gesellschaftsbild jener Zeit ein Gemenge von Roheit, Zierlichkeit, Plumpheit, Französelei, Prunk, Armut, Sklaverei, Zügellosigkeit, Gelahrtheit und Unwissenheit.

Besondere Mühe, Neues und Mannigfaltiges zu leisten, gaben sich die Schauspieler an den fürstlichen Geburtstagen. Am 2. Juni 1757 vollendete der Herzog sein zwanzigstes Jahr. Das Schauspiel dieses Abends war aus dem Italienischen des Goldoni übersetzt: ‚Der Kavalier und die Dame oder die zwei gleich edlen Seelen'. Das Vorspiel aber war wiederum „von Arnold Heinrich Porschen verfertiget" und betitelte sich ‚Der Tempel der Minerva'. Die Musik hatte Standfuß

geliefert, die Malerei ein Herr Müller, die Erfindung des Ballets Mecour. Der Poet tat diesmal einen besonders kühnen Wurf; außer einer Reihe mythologischer Wesen: Minerva, ihrem Oberpriester, singenden und redenden Musen und dem Schutzgeist Sachsens marschierten vier berühmteste Männer der politischen Geschichte auf: Titus, römischer Kaiser; Cäsar, römischer Diktator; Alexander der Große, König in Mazedonien, und Heinrich der Vierte, König in Frankreich und Navarra. Aber keinem von ihnen reicht Minerva den Kranz, denn alle ihre Tugenden waren ja heute in einem Lebenden vereinigt:

Ernst August Konstantin ist durch Huld, Herz und Geist
Ein Fürst so, wie man sie in meinem Tempel preist.
Die Seele, die ihn ziert, ist eine von den Seelen,
Die, größer als ihr Volk, zum Glück des Volks befehlen.
Er ist durch Mäßigung, Huld, Tugend, Wachsamkeit
Ein Beispiel seinem Volk, ein Fürst der güldnen Zeit.

Und nun flocht Madame Porschin, die als Minerva erschien, auch Komplimente für andere Mächtige in ihre Lobrede auf den Fürsten:

Vom großen Bünau ließ er sich zum Throne führen,
Durch seinen Rat gestützt, sieht man ihn wohl regieren:
So ward die Staatsklugheit dem jungen Telemach
Durch meinen Mund gelehrt, als ich im Mentor sprach.
Jetzt sitzt er auf dem Thron, und Freude, Glück und Segen
Fließt auf die Länder hin, die unter ihm gelegen.
Er zeigt den Fürstengeist, der seine Brust beseelt,
In Allem, was er denkt, in Allem, was er wählt.
Amalie, das Bild des Himmels und der Liebe,
Beweist an seiner Hand, daß seines Herzens Triebe

Für königliches Blut[1]) allein empfindlich sind
Und Hoheit und Verdienst sein Herz allein entzündt.
Die Edlen, die um ihn in seinen Ehren stehen,
Beweisen, daß den Fürst Geschmack und Witz erhöhen.
Der Friede, der sein Land vor Haß und Mord verschließt,
Beweist, daß er davon der Fürst und Vater ist.
Sein Trieb zu tapferen gemusterten Soldaten
Beweist an ihm den Mut zu heldenmüt'gen Taten.
Klug, weise, tapfer sein und gnädig, ist sein Ruhm;
Und so ist er mein Held, sein Sitz mein Heiligtum.

Nur wenige Wochen später zeigte es sich leider deutlich, daß dieser Liebling Minervens doch recht ohnmächtig gegen andere Herrschende war. Franzosen, Reichstruppen, Ungarn, Kroaten drangen in sein Land und seine Residenz; sie lagen mit Preußen-Brandenburg in Krieg. Gleich nachher rückte vom Nordosten her König Friedrich ein, und seine Gegner wichen. Eine Zeitlang dauerte dies Hin und Her der Parteien, bis die Schlacht bei Roßbach am 5. November eine vorläufige Entscheidung, aber auch eine nochmalige Überflutung des Ländchens mit fremden Truppen brachte. Nichts, gar nichts hatte der „Fürst und Vater" des weimarischen Landes gegen diese ausländischen Generale und ihre wilden Völker, die sich hier plötzlich als die

[1]) Amaliens Mutter war eine Tochter König Friedrich Wilhelms des Ersten; Friedrich der Große war also ihr Oheim. Auch mit dem königlichen Hause in England und den kaiserlichen Häusern in Österreich und Rußland war sie verwandt. Ihr Großvater Ludwig Rudolf ist ein Stammvater fast aller um 1900 in Europa regierenden Fürsten.

Herren aller Güter und Menschen gebärdeten, ausrichten können, und als sie abgezogen, war sein Land noch ärmer, als es vorher schon gewesen.

Da kam nun der Kammerjunker v. Dürckheim übel an, als er melden mußte, daß das Theater erheblich mehr koste, als man vermutet hatte. Nach seiner ersten Berechnnng sollten jährlich 5008 Taler für Gagen und 600 Taler für Garderobe verwandt werden; damit reichte man nicht, und die Theaterkasse hatte bereits Schulden.

In diesem Falle seien alle Gagen um ein Drittel zu vermindern „bis auf bessere Zeiten", entschied der Herzog, der keine Unordnung aufkommen lassen wollte. Und auch dem Herrn v. Dürckheim zog er von den 200 Talern, die er für die Theaterdirektion erhielt, jetzt 40 ab.

Der junge Fürst hatte einen kräftigen Geist, aber, wie wir schon wissen, einen sehr schwächlichen Körper. Ende Januar 1758 erkrankte er bedenklich. Einige Wochen darauf hinterlegte er seinen letzten Willen.

Am 26. Mai starb er. Die neunzehnjährige Amalie, die nun Witwe war, hatte ihm im vorigen Jahre, gerade während der Kriegsnöte, einen Erbprinzen geboren. Ein zweites Kind trug sie unter dem Herzen.

Das Theater ward bei dem Tode des Herrn sogleich aufgelöst. Von Musik und dergleichen Vergnügen war nun auch keine Rede mehr; Kapellmeister Bach kehrte nach Eisenach zurück. Die junge Herzogin brauchte alle ihre Kraft für die schweren Aufgaben, die ihr als Mutter zweier Prinzen und als Statthalterin zweier

ihr noch kaum bekannten Herzogtümer jetzt aufgeladen wurden.

Uberdies waren es auch von außen her schlimmste Zeiten. Der Krieg ihres preußischen Oheims währte sieben Jahre; auch die thüringischen Länder litten sehr schwer darunter: sie verarmten an Geld, Geldeswert und namentlich auch an Menschen. Eine große Traurigkeit kam über das ganze Volk, zumal da man zu jenen Zeiten in solchem äußeren Unglück allemal eine Strafe Gottes für die eigenen Sünden sah. Noch 1756 hatte Herzog Konstantin seinen Untertanen an Sonn- und Festtagen „eine gemäßigte Musik nebst denen zur Bewegung des Leibes und unschuldiger Ergötzlichkeit dienenden Spielen in den Gasthöfen und andern öffentlichen Orten“ gestattet; aber schon 1759 wurde alles Tanzen verboten und Jedermann ermahnt, die Feiertage „also anzuwenden, daß er sich vor dem Herrn in wahrer Buße demütige und ihn zuversichtlich anrufe, damit er die so viele Länder verzehrende Kriegsflamme mit dem Blute seines Sohnes selbst auslösche.“

Ach, es waren Jahre, wo auf allen Deutschen ein schwerer Druck lastete. Ihr Volk schien ja vor andern verflucht zu sein, verflucht zur Selbstvernichtung!

Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?

sang damals der Poet Johann Peter Uz in Ansbach.

Sind, wo die Donau, wo der Main
voll fauler Leichen langsam fließet,
und um den rebenreichen Rhein
sonst Bachus fröhlich ging, und sich die Elb' ergießet,

Sind nicht die Spuren unsrer Wut
auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein meistens ihm zur Schande!

Wem ist nicht Deutschland untertan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
und was die Armut spart, hilft Übermut verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
und in den Büschen, in den Auen,
wo vormals an geliebter Brust
der frohe Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Zweites Kapitel

Witwen- und Notjahre

1758—1763

Wenn die einsame junge Regentin Briefe oder Besuche aus Braunschweig erhielt, so sah sie vor ihrem Geiste glänzende Bilder: dort wurden auch jetzt noch, während des Krieges, Feste gefeiert; dort gediehen Künste und Wissenschaften nach wie vor. Amalie sehnte sich nach ähnlichen Unterhaltungen und Menschen; sie war wißbegierig und hätte gern gelehrte Männer, die keine Pedanten waren, in ihrer Nähe gehabt, um in dieser rätselhaften Welt ihren Weg doch ein wenig erhellter zu sehen.

Die braunschweigische Herzogsfamilie, der sie entstammte, hatte sich von jeher durch zwei Eigenschaften ausgezeichnet, die selten zusammengehen: persönliche Tapferkeit bis zur Tollkühnheit und Abenteuerlust und daneben eine starke Neigung zu Wissenschaften und Künsten. Die Herzoge und ihre Damen sammelten große Bibliotheken und lebten darin; sie schrieben in lateinischer, französischer, deutscher und italienischer Sprache; sie übersetzten ihre Lieblingsbücher ins Deutsche oder aus dem Deutschen in andere Sprachen; sie dichteten geistliche Gesänge und weltliche Theaterstücke. Auch Amaliens Vater und Mutter gingen gern mit kenntnis- oder gabenreichen Männern um; Herzog Karl hatte viel Liebe für alles Schulwesen, und seine Feste waren nicht leerer Pomp oder bloße Schwelgerei, sondern jedes Vergnügen ward irgendwie durchgeistigt und künstlerisch gesteigert. Ein Italiener Nicolini, der in den vierziger Jahren durch seine Kinderpantomimen berühmt geworden war, stand allem Schauspiel- und Musikwesen in Braunschweig vor; zuweilen berief dieser Italiener auch deutsche Theatergesellschaften.

Amalie hatte als Heranwachsende namentlich miterlebt, wie ihr Vater eine neue, Gutes verheißende Gruppe von gelehrten und menschenfreundlichen Männern in seiner Residenzstadt einbürgerte.

Zuerst, 1742, berief er einen feingebildeten Geistlichen, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem aus Osnabrück. Er ernannte ihn zu seinem Hof- und Reiseprediger und übertrug ihm die Aufsicht über die Erziehung seiner Kinder. Jerusalem hatte viel im Auslande und unter dem hohen Adel gelebt; er vereinte die feinen Manieren des Hofmanns mit der Bedächtigkeit und Duldsamkeit des Philosophen und auch mit der Menschenliebe des wahren Christen. Seine Wünsche und diejenigen des Herzogs begegneten sich, wenn auf die Verbesserung des Schulwesens und die Steigerung des geistigen Lebens in Braunschweig die Rede kam, und bald entwarfen Beide den Plan zu einer Akademie, wie es bisher noch keine gab. Die Universitäten, von ihren bekannten groben Mängeln ganz abgesehen, setzten sich doch keinen anderen Zweck, als Geistliche, Hofmeister, Rechtsgelehrte und Ärzte heranzubilden. Die neue hohe Schule aber sollte besonders für künftige „Geschäftsmänner" der Fürsten bestimmt sein, für Forst-, Berg- und Finanzbeamte, für Baumeister und Ingenieure, für Offiziere, sodann für große Landbesitzer und Handelsherren, und namentlich auch für die Söhne aus fürstlichen und hochadligen Häusern, die eine höhere Bildung ohne Schulpedanterie brauchten.

Im Juli 1745 wurde das Karolinum eröffnet; Gelehrte wie Gärtner, Zachariä, Ebert und Konrad Arnold Schmid gehörten zu den ersten Lehrern; sie waren Dichter und Übersetzer, Fortbildner der deutschen Literatur, Schüler Gottscheds und Gellerts, Freunde Klopstocks, Lessings und Gleims. Man dachte auch daran, Klopstock selbst und auch Winckelmann und sogar den weisen Juden Moses Mendelssohn nach Braunschweig zu ziehen; wenn Das nicht gelang, so brauchte man doch nicht zu zweifeln, daß sich zu diesen ersten Gehilfen Jerusalems, der sich selber durch seine Schriften über ganz Deutschland auch immer bekannter machte,

sehr bald noch andere Männer von Kenntnissen, Witz und Lebensart gesellen würden.

Amalie hatte noch Jerusalems Unterricht genossen und auch die ersten Lehrer am Karolinum eben noch kennen gelernt. Vorzüglich gefiel ihr Klopstocks Busenfreund Ebert, ein kleiner freundlicher Mann, der bei jedem Wetter in gelben seidenen Strümpfen daherkam, auf dem Haupte eine steif frisierte Stutzperücke, in der einen Hand den Hut, in der andern einen Stock oder öfter einen großen Regenschirm, und gegen die Kälte mit umgehangenem großem Muffe versehen. Sein Unterricht am Karolinum betraf die Gelehrtengeschichte und die englische Literatur. In Amaliens letzten braunschweigischen Jahren gab er zwei Bände ‚Übersetzungen einiger poetischer und prosaischer Werke der besten englischen Schriftsteller' heraus; schon darin machte er seine Leser mit Edward Young bekannt; gleich danach übersetzte er dessen ‚Nachtgedanken' vollständig. Youngs tiefsittliche Betrachtungen über des Menschen Leben, Tod und Unsterblichkeit wurden nun auch in Deutschland ein Lieblingsbuch vieler edler Männer und Frauen; von einem jungen Fräulein v. Schardt in Weimar, der nachmaligen Frau v. Stein, wissen wir, daß sie sich oft in einer Hütte des väterlichen Gartens versteckte, um diesen traurig-schönen ‚Nachtgedanken' nachzuhängen.

Die einsame Herzogin von Weimar bewog den freundlichen Ebert einige Male, zu ihr nach Thüringen zu kommen; sie ließ ihn über höhere Dinge seine Gedanken eröffnen oder über seine geistreichen Freunde Neuigkeiten erzählen. Aber aus mehr als einer Ursache durfte sie nicht daran denken, sich in einem ähnlichen

Mäzenatentum wie ihr Vater zu versuchen. Sie vernahm und erkannte, je länger, je deutlicher, daß die glänzende Wirtschaft in Braunschweig auf einem höchst leichtsinnigen Schuldenmachen beruhte; schon sagten Manche einen bösen Zusammenbruch dieser Herrlichkeit voraus. Sodann gab es in ihrer Heimat von den katholischen Zeiten her manche Pfründen und Sinekuren, die jetzt an weltliche Gelehrte vergeben werden konnten; solche Stiftungen fehlten in Weimar. Endlich aber war Amalie, da sie nur als Vormünderin anstatt ihres älteren Sohnes, also auch nur eine bestimmte Zeit regierte, zu großen Neuerungen nicht berechtigt. Ihre Räte hielten auf eine ruhige und vor allen Dingen sparsame Landesverwaltung, auf Schonung und Anfüllung der Kassen, damit der künftige Herr zu seiner Zeit ihre Treue loben und belohnen könne. Der ganze Aufwand für die Hofhaltung betrug 57000 Taler, und als die Herzogin-Regentin im Jahre 1760 darüber hinaus noch 253 Taler forderte, fragte sie der Geheime Rat Nonne mit schmerzlichem Ausdruck: „Die armen Untertanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hofe der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Untertanen, sollte zu der Zeit Pracht und Überfluß herrschen?"

Amalie war also auf die wenigen Gelehrten und Künstler angewiesen, die bereits im Lande lebten; sie konnte die Zahl der geistreichen Männer nur dann allmählich erhöhen, wenn eingerichtete Stellungen neu zu besetzen waren. Die Gelehrten-Ämter in der Residenz-

stadt boten Unterhalt für sechs bis acht Prediger, für ebensoviele „Schulkollegen“ am Gymnasio, einen Pagenhofmeister, ein Dutzend höhere Staatsdiener, drei oder vier Ärzte und zwei Bibliothekare. Als musikalische Künstler fanden ihr gewisses, aber knapp zugemessenes Brot zwei Organisten, zwei Kantoren und ein Hofkapellmeister, an die sich dann die Kapell-, Regiments- und Stadtmusiker reihten. Zwei Hofmaler verwalteten und vermehrten die Schätze der Gemäldekammer: etwa 400 Ölgemälde waren in mehreren kleinen Zimmern und einem großen Saale aufgehängt: diese Räume befanden sich im Residenzschlosse, oben in einem Aufbau des Mittelflügels, und nur selten verirrte sich Jemand dahin. Von den beiden Hofmalern zeichnete sich Löber, der schon seit 1732 hier waltete, besonders durch seine Tierstücke aus; wenn er einen Menschen abzubilden hatte, fügte er allemal Pferde oder Hunde hinzu.

Der vornehmste Gelehrte in Stadt und Land war ohne Zweifel Heinrich Graf v. Bünau, ein Mann von sechzig Jahren, als Amalie ihn kennen lernte. Er hatte früher in Kursachsen höchste Ämter innegehabt, war auch kaiserlicher Gesandter an mehreren Höfen gewesen und hatte dann seit 1751 als obervormundschaftlicher Statthalter und Premierminister die beiden Herzogtümer Weimar und Eisenach verwaltet. Ebenso wie als Staatsmann zeichnete er sich als Geschichtschreiber aus; die deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte erforschte er besonders. Berühmt war seine Bibliothek von 42 000 Bänden, die in Nöthnitz bei Dresden aufgestellt war. Als ihren Bibliothekar setzte er 1747 den Stendaler Schustersohn Johann Joachim Winckelmann ein, der

bisher in der Altmark ein hungriges Schulmeisterleben geführt hatte: in dieser Bücherſammlung und an den in Dresden reichlich vorhandenen Bildwerken erstarkte Winckelmann zum Kenner und Propheten der wahren Kunst und Schönheit, derjenigen, die von den Griechen und Römern des Altertums verwirklicht worden war. Von Dresden aus fand er dann den ihm gewiesenen Weg nach Rom; einer seiner besten Freunde aber, Hieronymus Dietrich Berendis, siedelte mit dem Grafen nach Weimar über und trat dort in dauernden Dienst; er stand mit Winckelmann noch lange in vertrautem Briefwechsel.

Graf Bünau hatte auch unter dem jungen, kranken Herzoge seine Übermacht in der Regierung der beiden Fürstentümer behalten; aber eben dadurch drückte er auf das Gemüt des Herzogs, und nur dessen Tod verhinderte den Bruch. Die noch jüngere Witwe litt erst recht unter diesem Majordomus; schon 1759 kam es zu einer heftigen Aussprache; Bünau zog sich in das nahe Osmannstädt zurück, wo er sich ein Schloß und Rittergut gekauft hatte. Nur wenige Jahre waren ihm noch beschieden.

Ein anderer Geschichtskenner unter den Edelleuten des Landes war dem Reichsgrafen v. Bünau im übrigen sehr unähnlich. Georg August v. Breitenbauch verwaltete sein Gut zu Bucha im Tal, einem Örtchen in der Goldenen Aue; daneben studierte und namentlich dichtete er von Herzen gern. In die schöne Schäferpoesie übertrug er die Personen und Landschaften des Alten Testaments; er spielte aber auch wie andere Zeitgenossen mit den griechischen Göttermärchen. Er erschien oft in Weimar, wo ihm in der Hofmarschallin v. Schardt

eine nahe Verwandte und Freundin lebte, und wenn er dann wieder auf seinen Fluren herumwandelte, sann er schmeichelhafte Verse aus für die Damen, die ihm in der Residenz hold gewesen waren. So wandte er sich auch huldigend an die Herzogin selbst, die acht Jahre jünger war als er:

Nah an der sanften Ilm stets grünenden Gestaden
Sah ich Amalien umringet von Najaden:
Sie, die ein günstiges Geschick
Dem glücklichsten Geschlecht zur Herrscherin geschenket,
Sie, die mit Überfluß, gleich Phöbus' mildem Blick,
Die blühenden Gefilde tränket.

Die Schäfer, die gehäuft Ihr süßen Weihrauch streuten,
Umschlossen Ihren Thron und drangen Ihr zur Seiten.
Der Schäferinnen reizend Chor
Erhob durch seinen Glanz das heilige Gepränge,
Und ihr harmon'scher Mund bezauberte das Ohr
Durch diese lieblichen Gesänge:

„O Du Erhabene, durch die in unsern Grenzen
Die strenge Tugend herrscht und Fried' und Ruhe glänzen,
Durch die der Laster Schar entweicht:
Nimm diese Opfer an, die Deiner Hoheit wallen,
Und laß' lang unter uns, den Sterblichen geneigt,
Die ird'sche Wohnung Dir gefallen!

Dann erst, wenn Du voll Ruhm das große Werk vollendet,
Dazu der Himmel Dich zu uns herabgesendet,
Dann kehre zu den lichten Höh'n
Des glänzenden Olymps, den ersten Sitzen, wieder
Und nimm den Platz, den Dir das Schicksal längst ersehn,
Im Chor der himmlischen Gebieter!"

So sangen sie: indem zerteilten sich die Lüfte,
Die Göttin Hebe stieg, und mit ihr durch die Düfte
Der Schutzgott dieser Flur herab:

Sie kam, der Jugend Schmuck, den ihre Reize fassen,
Und er, der Würde Glanz, die Zeus ihm übergab,
Amalien zu überlassen.

Sogleich umstrahlte Sie, den Nymphen zum Entzücken,
Ein ungewohnter Schein. Man sah in ihren Blicken
Ein mehr als sterblich Wesen glühn:
Da staunte jedes Herz bei der erhabnen Szene,
Es grüßte der Olymp die neue Herrscherin
Durch ein frohlockendes Getöne.[1])

Ach, wenn Amalie nur einen halben Glauben an solche Schmeicheleien hätte fassen können! Der gelehrte Schäfer zu Bucha im Tal meinte es gewiß gut; doch solches Spiel der Phantasie erinnert schmerzlich an die unbarmherzige Wirklichkeit! Die junge Witwe hatte ihre Kinder; aber sie entbehrte den Gatten, entbehrte Freunde und Freundinnen; sie hatte auch keinen solchen Gelehrten oder Kunstkenner in der Nähe, mit dem sie in angenehmen Gesprächen gesellige Stunden hätte verbringen können. Sie fühlte übergroße Aufgaben auf ihren Schultern; sie mißtraute sich selber; sie mißtraute auch den meisten Menschen. Schmeichelei und Liebedienerei herrschten ja an allen Höfen, und es war fast unmöglich für die Fürsten, sich vor Betrug zu sichern. Wenn arme Teufel vor hohen Herren kriechen und den Speichel lecken, so weiß Jeder, was davon zu halten ist; aber in vielen andern Fällen ist durchaus nicht zu erkennen, wo die

[1]) Das Gedicht, wohl 1760 oder 1761 zum Geburtstag eingesandt, erschien in Breitenbauchs Sammlung ‚Bukolische Erzählungen und vermischte Gedichte', deren Widmungsgedicht an Frau Konkordia v. Schardt vom 6. September 1762 datiert ist.

Aufrichtigkeit anfängt oder aufhört. Die junge Regentin sehnte sich nach Freundschaft und Liebe; wurden sie ihr aber entgegengebracht, so wich sie ängstlich zurück und fürchtete Falschheit und Verrat. Nur einem alten Geheimen Rate Greiner, einem schlichten, aufrichtigen Manne, der von der Pike auf gedient hatte, schenkte sie ein kindliches Vertrauen.

Aber es blieb das Bedürfnis nach Männern von Geist und Talenten. Einige dieser Art in ihre Nähe zu ziehen, dazu bot sich die erste gute Gelegenheit, als die beiden kleinen Prinzen zu unbändig für die Frauen wurden, die sie bisher gewartet hatten. Herzogin Amalie bat ihren Vater, seinen Enkeln einen geeigneten Lehrer zu schicken; Dieser wählte einen Theologen namens Seidler, der an seinem Karolinum unterrichtete und daneben die ‚Gelehrten Beiträge' der ‚Braunschweigischen Anzeigen' redigierte. Als Seidler ankam, erwies er sich als ein guter Mensch, brauchbar im Unterrichten; aber zur eigentlichen Leitung zweier Prinzen reichte er nicht aus. Dazu schien viel besser ein junger Edelmann zu taugen, der bereits in weimarischen Diensten stand, der vierundzwanzigjährige Graf Eustach v. Görtz. Er hatte das neue Karolinum in Braunschweig und danach die hohen Schulen zu Leyden und Straßburg besucht, auch einige Zeit am gothaischen Hofe zugebracht, der sich durch seine feine französische Bildung auszeichnete. „Geist und Welt sind ihm eigen," urteilte Amalie, als sie sich mit ihren Räten über diese Wahl beriet. „Ihn zeichnen Kenntnisse aus, die er durch Fleiß, Lektüre und ernstes Studium der Wissenschaft zu vermehren strebt. Seinen deutschen Stil kenne ich nicht, aber er schreibt und

spricht ein treffliches Französisch. Sein einziger Fehler ist, daß er eine satirische Ader, einen großen Hang zur Schalkheit, doch ohne Bosheit besitzt."

Seidler trat Ostern 1761 sein Amt an; der Vertrag mit dem Grafen Görtz ward im August abgeschlossen.

Aber auch zwei neue Künstler wurden im Jahre 1761 in Weimar einheimisch. Ein junger Musiker von sechsundzwanzig Jahren, Ernst Wilhelm Wolf, kam durch einen Zufall ins Städtchen; weil er einmal da war, meldete er sich beim Hofmarschall v. Witzleben und bat um die Gunst, der Frau Herzogin ein von ihm komponiertes Klavierstück vortragen zu dürfen. Im nächsten Hofkonzert spielte er sein Werkchen; die Herzogin ließ ihn fragen, ob er länger in Weimar zu bleiben vorhabe, und er erwiderte: „Wenn Ihro Durchlaucht beföhlen, so lange Dieselben wollten."

Wolf war in einem gothaischen Dorfe als Sohn eines armen Landmanns geboren. Schon als Kind zeigte er erstaunliche Fähigkeiten zur Musik; er fand Gönner und konnte die Gymnasien zu Eisenach und Gotha besuchen. Auch als Student in Jena vermochte er, da ihm sehr bald das Amt des akademischen Musikdirektors übertragen wurde, sich einige Jahre zu erhalten. Dann nahmen sich einige adlige Musikfreunde im Naumburg seiner an, und einer von ihnen, ein Herr v. Ponickau, brachte ihn mit nach Weimar.

Wolf war ein wohlgewachsener, nach gewöhnlichen Begriffen schöner junger Mann; er trat für seine Um-

stände sehr fein und vornehm auf; die bäuerliche Abstammung war nicht sogleich erkennbar. Nun versuchte er also in Weimar Fuß zu fassen; die nötigste Einnahme erwarb er, indem er die Töchter des Geheimen Rats v. Greiner im Klavierspiel anleitete. Als es gegen die Fasten ging, ließ er durch einen Gönner der Herzogin sagen, daß er ein Passions-Oratorium habe und gern zu Gehör bringen möchte; sogleich ward die Aufführung befohlen. Die Diskant-Arien übernahm der Tanzmeister Vezin, den Baß ein alter Geleitsmann; für die Chöre standen die Gymnasiasten bereit. Am Karfreitag ward das Werk in Anwesenheit der Herzogin, beider Prinzen und des ganzen Hofes gesungen. Man freute sich, daß ein so geschickter Musiker im Städtchen zu bleiben schien.

Bald nach Ostern stellte sich ein längst berühmter Künstler, Franz Benda aus Potsdam, auf der Durchreise am weimarischen Hofe vor. Er war ein Vetter des gothaischen Benda; Beide stammten aus Böhmen. Franz war schon seit 1732 ein musikalischer Gehilfe und Freund des Kronprinzen und nachherigen Königs Friedrichs des Zweiten, also .ein Kollege von Graun und Quantz. Auf der Violine übertraf ihn Niemand; sein Spiel war von der sonst herrschenden italienischen Manier verschieden und besonders schön in getragenen, gesangreichen Weisen. Auch seine Kompositionen für die Violine wurden sehr gelobt. Jetzt fuhr er nach Gotha; er hatte eine Tochter bei sich, die sehr gut sang und auch das Klavier beherrschte. Die Herzogin bat ihn dringend, auf der Rückreise auch ihr und ihrem Hofe ein Konzert zu gönnen, und so zeigte bald danach der

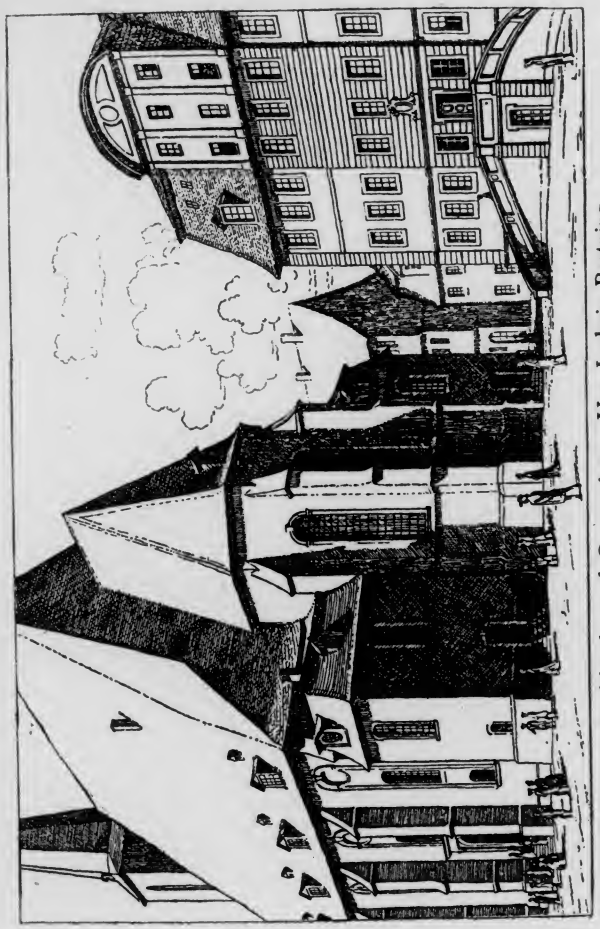
alte Benda oben auf Belvedere, der Sommer-Residenz, seine Kunst; seine Tochter Karoline spielte das Klavier und sang Arien von Hasse und Graun. Auch Mamsell Benda gefiel der Herzogin sehr; eine Anstellung als Kammerfrau und Vokalistin war dem jungen Mädchen willkommen, und so blieb nun auch eine schöne junge Sängerin im Orte.

Wolf und die Benda verstanden sich bald gut miteinander. Es dauerte auch nicht lange, so ward Wolf ersucht, alle Sonnabende zum Hofkonzert zu erscheinen und den Flügel zu spielen. Er erhielt 100 Taler jährlich dafür und, was mehr bedeutete, die Aussicht auf die Stelle des Hoforganisten, wenn der alte Vogler abgehe. Nach einiger Zeit wünschten die kleinen Prinzen Klavierunterricht; Wolf ward ihr Lehrer, was ihm weitere fünfzig Taler im Jahre brachte. Und nun wünschte auch die Herzogin, ihr in Braunschweig erlerntes Klavierspiel wieder aufzunehmen, um Besseres als bisher zu leisten; so befahl auch sie diesen Künstler oft zu sich und übte unter seiner Anweisung. Hierfür bekam Wolf keinen gewissen Gehalt, sondern öftere Geschenke: 6 Taler, 2 Louisdor oder ein neues Kleid, auch Wäsche und dergleichen.

Die junge Landesmutter richtete ihre Augen nicht selten auf solche heranwachsenden Knaben in der Stadt und im Lande, die für eine bessere Zukunft bildsam schienen. Die allgemeine Schule für sie war das Gymnasium zu Weimar. Die allerärmsten Knaben hatten

dort freilich keinen Zutritt; anderseits wurden Söhne der vornehmen Familien im Hause durch Informatores erzogen; aber die breiteren Schichten der Handwerker, Pächter, Bauern und Staatsdiener füllten die sechs Klassen dieser Anstalt mit ihren Söhnen. Die für das Handwerk bestimmten Knaben blieben bis zu ihrem dreizehnten Jahre im Gymnasio, die Kaufleute bis zum fünfzehnten, die Schreiber bis zur Versetzung in Sekunda; die beiden oberen Klassen boten dann die eigentliche Vorbildung für die Universität. Die Unterrichtsstunden waren von 7—11 und 1—3 Uhr. In der Classis Prima war jede erste Morgenlektion Betstunde und Bibellesen bei dem Direktor; dann folgten Theologia, Graeca, Virgilius, Geographia, Hebraica, Ernesti initia, Mathesis, Historia universalis, deutsche Sprachlehre und Einleitung in die schönen Wissenschaften. Unter Ernesti initia muß man sich eine Einleitung in die Metaphysik, Logik, Physik und Naturgeschichte denken; zugrunde lagen dabei die berühmten Schulbücher des Leipziger Professors Johann August Ernesti: initia doctrinae solidioris und initia rhetorica. In den Nachmittagsstunden von 3—4 fanden Übungen im Französischen, Fechten, Tanzen, Musik, Schreiben und Rechnen statt.

Einige Male im Jahre hob sich der gewöhnliche Schulbetrieb zu festlichen Leistungen. Vornehmlich feierte man die Geburtstage der Durchlauchtigsten Regentin und beider hoffnungsvollen Prinzen durch Reden in verschiedenen Sprachen, durch Gesang und dramatische Deklamation. Die Kantaten waren dann eigens für diesen Tag gedichtet und komponiert; sie bestanden



Stadtkirche und Gymnasium. Von Ludwig Bartning

aus schönen Rezitativen und Arien, für Solo- oder Duett-Gesang. Ebenso wurden die deklamatorischen Vorträge von den Lehrern oder den Schülern selber gedichtet. Ein von jeher beliebtes Schulthema war ‚Herkules auf dem Scheidewege bei dem Wettstreit der Wollust und der Tugend'. Die Herzogin hörte dies Gespräch als Nachfeier zu ihrem 22. Geburtstage, am „26. Weinmonats 1761" und vernahm dabei mit den Übrigen auch der Weisheit letzten Schluß. Denn so sprach die Tugend zum schwankenden Göttersohne:

Ich sage dir jetzt frei, Das ist der großen Götter Schluß,
Daß, wer was haben will, es durch die Arbeit kaufen muß.

„Wie war Das?" fragt etwas begriffsstutzig, der Sohn der Alkmene, und die Tugend wiederholt:

Wer was will von denen großen Göttern kaufen,
Der muß mit Fleiß und Schweiß, mit Müh' und Arbeit darnach laufen.

Diese Lehre mußten die Erwachsenen allerdings bestätigen. Die große Entschädigung aber für Entsagungen und Mühseligkeiten ist der dauernde gute Name:

O edler Herkules, willst du durch mich dir Ruhm erwerben,
So wirst du auch einmal, wenn du gleich stirbest, doch nicht sterben.

Drittes Kapitel

Freundlichere Zeiten

1763—1771

Als der Frieden von Hubertusburg endlich dem langen Kriege ein Ende machte, richtete sich auch in den Bewohnern Thüringens der Lebensmut wieder auf. Am Kantate-Sonntag ward in allen weimarischen und eisenachischen Kirchen das Friedensfest gefeiert: Gottes Strafgericht war vorübergegangen; nun strahlte wieder die Sonne seiner erneuerten Güte.

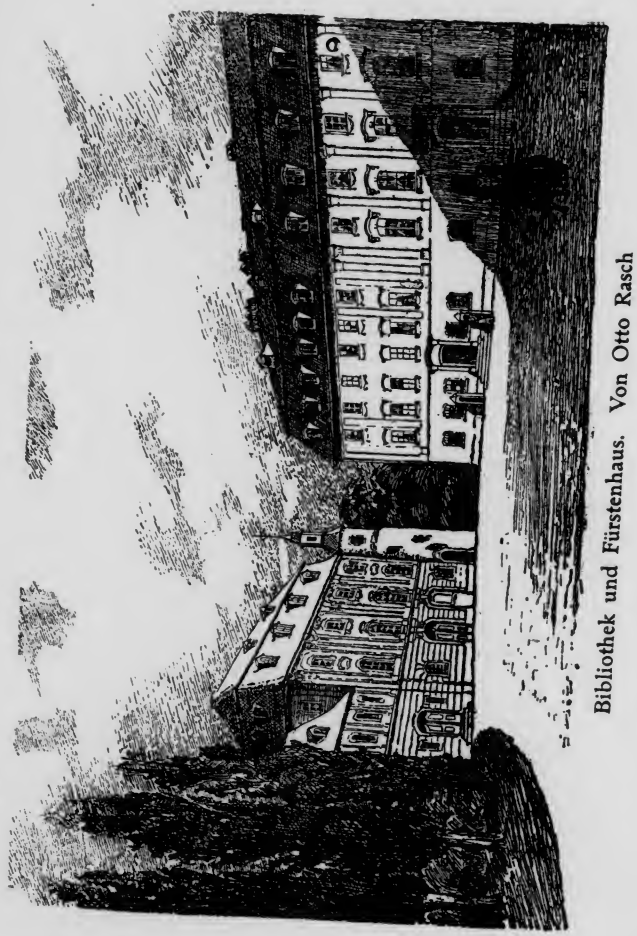
Bald darauf versammelten sich die weimarischen Landstände zum ersten Male nach langer Zeit, und nun führte ihnen die Regentin ihre beiden Prinzen zu, die wohl gediehen und gute Geistesgaben zeigten. Jetzt wurden diesen Knaben auch noch neue Lehrer bestellt, denn zumal der sechsjährige Erbprinz war sehr bereit, ein halbes Dutzend Lehrer zu beschäftigen. Ein französischer Sprachmeister, Dumanoir, und der Instruktor Gottlob Ephraim Hermann (oder Heermann) wurden jetzt angenommen; Rat Hermann war ein Freund Gleims und auch selber der Dichtkunst ergeben; er zählte 36 Jahre, als er nach Weimar kam. Einen andern Musensohn berief die Herzogin um dieselbe Zeit, den 28jährigen Kandidaten Karl Musäus aus Eisenach; sie machte ihn zum Hofmeister an der Pagenanstalt, an deren Spitze ein sehr beliebter Hofmann, der leider

recht schwerhörige Herr v. Felgenhauer, stand. Woran es lag, daß Musäus, der aus einer Pastorenfamilie stammte, Theologie studiert und auch schon einige Male gepredigt hatte, keine Pfarrstelle erhielt, ist nicht bekannt; er selber pflegte zu erzählen: die Bauern in Farnrode, wo er das Amt schon beinahe hatte, seien schließlich gegen ihn vorstellig geworden, als sie hörten, daß er wiederholt der sündlichen Lust des Tanzens gefröhnt habe. Für solche Dorfgemeinden war Musäus auch gewiß zu geistreich und zu wenig geistlich; doch blieben sein Witz und Spott immer im Bereich des Gutmütigen. Mit 25 Jahren gab er ein satirisches Werk, ‚Grandison der Zweite', heraus, das, bei einem kleinem Buchhändler verlegt, nicht Vielen bekannt wurde, aber seinen wenigen Lesern Vergnügen bereitete. Er spielte darin mit den Schwächen des englischen Dichters Samuel Richardson, der seit einigen Jahren die Leser in ganz Europa gleichsam bezauberte. Richardsons Briefromane ‚Pamela', ‚Clarissa' und ‚Sir Charles Grandison', 1740, 1748 und 1753 erschienen, wurden sogleich und überall zum Höchsten der Dichtkunst gerechnet; Gellert und Rousseau stellten diesen Briten an die Seite Homers; Diderot nannte seinen Namen neben Moses, Sophokles und Euripides. Wie Young die englische Melancholie zum schönsten Ausdruck gebracht hatte, so steigerte Richardson den sittlichen Idealismus des englischen Bürgers auf das Höchste und flößte den Lesern eine Liebe zur Tugend ein, wie nie ein Dichter zuvor vermocht hatte. Nur Wenige sahen das Gefährliche solchen moralischen Höhenflugs; Musäus war einer der Wenigen.

Je mehr Freunde der Wissenschaft und Literatur sich in Weimar versammelten, um so wichtiger wurde die fürstliche Bibliothek. Es waren erhebliche Schätze an alten Büchern da, und berühmte Gelehrte hatten sie verwaltet: die Brüder Schurzfleisch und der große Philologe Johann Mathias Gesner. Bei dem Tode ihres eigentlichen Begründers, des Herzogs Wilhelm Ernst, hatte diese Bibliothek sogar für die dritte in ganz Deutschland gegolten. Durch seinen Nachfolger war sie dann ganz vernachlässigt worden. Amaliens Gatte aber bestimmte wieder 400 Taler im Jahr zu neuen Anschaffungen, und Amalie bewilligte, wenn es irgend möglich war, die Gelder zu manchen außerordentlichen Einkäufen.

Zwei Brüder Bartholomäi, Pfarrerssöhne und Nachkommen von Lukas Kranach, verwalteten jetzt diese Sammlungen sehr pflichtgetreu; Amaliens Vertrauensmann, der Geheime Rat v. Greiner, tat als oberster Aufseher auch das Seine.

Aber diese Bibliothek war in Räumen der Schloßburg aufgestellt, und so wagten nicht eben Viele, sie zu besuchen. Deshalb war es ein Beschluß von großer Tragweite, als Herzogin Amalie die Verlegung der Büchersammlungen in das ‚Grüne Schlößchen' anordnete. In den Jahren 1763 bis 1766 geschah der nötige Umbau und Umzug. Dies Grüne Schloß war einst ein „Gartenhaus" in sehr künstlichen Gartenanlagen gewesen, allerdings ein sehr großes, festes und prächtiges Gartenhaus; später diente es als Zeughaus; jetzt ward es das Zeughaus der Gelehrten. Die einheimischen Bücherfreunde trugen nun kein Bedenken



Bibliothek und Fürstenhaus. Von Otto Rasch

mehr, häufig bei den Brüdern Bartholomäi vorzusprechen, und den Durchreisenden wurde von jetzt an diese Bibliothek als eine Sehenswürdigkeit gezeigt. Mancher verweilte auch länger im Städtchen, weil er hier Bücher und Handschriften fand, die ihm sonst nicht erreichbar waren. Die Räume des ‚Grünen Schlosses' eigneten sich auch nach der Anbringung der Büchergestelle noch zur Aufbewahrung von Bildern, plastischen Kunstwerken und merk- oder denkwürdigen Gegenständen; so ward denn die Bibliothek auch, was wir heute ein Museum nennen.

Eine andere wichtige Steigerung des geistigen Lebens war die Begründung einer Freimaurer-Loge. Sie eröffnete ihre Arbeit unter dem Schutze der Herzogin Amalie an deren 25. Geburtstage, also am 24. Oktober 1764. Amalie, die als Frau nicht Mitglied werden konnte und die es auch ablehnte, in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht zu werden, was man ihr antrug, schenkte dieser geheimen Gesellschaft unbedingtes Vertrauen, einmal weil ihr Oheim Ferdinand, der sich, ebenso wie ihr Bruder Ferdinand, im Siebenjährigen Kriege großen Ruhm erworben hatte, jetzt als Förderer und oberster Aufseher aller Logen Norddeutschlands zu wirken begann, sodann weil sie sich auf den ersten Meister vom Stuhl ohne Besorgnis verlassen konnte. Es war der Freiherr Jakob Friedrich v. Fritsch, ein Mann von dreiunddreißig Jahren, seit zehn Jahren in weimarischen Diensten, seit kurzem Geheimer Legations-

rat und Mitglied des Geheimen Konsiliums. Sein Vater genoß als kursächsischer Minister hohes Ansehen; der Sohn ging nun in Weimar den Weg zum ersten Minister. Ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter, auch ein großer Gelehrter, der seinem Landsmanne und Vorgänger, dem Grafen Bünau, in der Sammlung einer eigenen großen Bibliothek nacheiferte. Auch der Freimaurer-Orden hatte es damals recht viel mit der Wissenschaft zu tun; die Versuche, auf chemischen Wegen ein Element in ein andres zu verwandeln und so vielleicht auch Gold zu machen, wurden noch immer in den geheimen Gesellschaften begünstigt und betrieben, wie sie ja auch sonst noch Tausende von Gelehrten und einfachen Bürgern beschäftigten; außerdem gehörte die Erziehung der Jugend zu den offenkundigen Aufgaben der Maurerei. Von großem Werte war das Logenwesen aber namentlich deshalb, weil der einzelne geistig regsame Mann dadurch mit Hunderten und Tausenden ähnlicher Gesinnung leicht verbunden wurde; der Schüchterne fand Freunde und sah sich zu kräftigerem Auftreten ermutigt; die Trennung der Stände, Nationen und Konfessionen wurde gemildert. Was auch sonst an den Zwecken der Loge bedenklich sein mochte, es war doch ein Verein, ein Anfang von Gemeinsinn. Im kleinen Städtchen Weimar konnte man gar deutlich diese Vermehrung des geselligen und geistigen Lebens spüren; nicht nur verkehrten die Einheimischen jetzt lebhafter und freundlicher mit einander; es stellten sich auch viele Auswärtige: die ländlichen Gutsbesitzer und manche ansehnliche Bewohner der benachbarten Städte, jetzt häufig in Weimar ein.

Sogar der Statthalter des Mainzer Erzbischofs in Erfurt, der Herr Karl Joseph v. Schmidtburg, trat der weimarischen Loge bei. Der Hof Amaliens bekam allmählich einen Ruf durch seine vornehme Geselligkeit. Junge Kavaliere aus guten Familien schätzten sich glücklich, in diese Umgebung aufgenommen zu werden und den Titel von herzoglich weimarischen Kammerjunkern — Kammerherren gab es damals nur an großen Höfen — zu erhalten.

Im Jahre 1763 starb der alte Hoforganist Vogler; Wolf ward sein Nachfolger und hatte nun ein schönes Auskommen: 250 Taler bar, dazu 12 Scheffel Korn, 8 Scheffel Gerste und noch manche Nebengebühren. Er komponierte nun jedes Jahr große Kantaten zu den Geburtstagen der Herzogin und der Prinzen und legte dabei immer eine schöne Arie für den Hofkantor hinein, der sich für seinen Gesang dann allemal einen Dukaten vom Hofmarschall holen konnte. Wolf war und hieß nun auch Konzertmeister der Hofkapelle, und diese Kapelle wurde durch Berufungen auswärtiger Künstler allmählich vermehrt und verbessert. So kam von Leipzig der Violinist Karl Gottlieb Göpfert, von Braunschweig der Flötenist Rechenberg, von Kassel der Fagottist Gottfried Werner und der Hautboist Hofmann, von Dresden August Wagner. Unter ihnen war Göpfert ein Geiger ersten Ranges, der in ganz Europa Ehren und Geld hätte einheimsen können; er schätzte jedoch ein behagliches Leben mit lustigen Trinkgenossen weit über Ruhm und Reichtum.

Als Konzertmeister Wolf fünfunddreißig Jahre alt wurde, stellte er endlich an Karoline Benda die längst erwartete Frage, und bald danach richtete die Herzogin für ihre beiden Musik-Nächsten die Hochzeit an. Von jetzt an komponierte Wolf noch fleißiger; er machte Alles, was man von ihm verlangte: Kirchenstücke, weltliche Liedmelodien, Klavierkonzerte, Soli für Hautbois, Flöte, Fagott und Symphonien für die Hofkapelle. Sein Orgel- und Klavierspiel, ganz in Bachischer Manier, ward allgemein als höchst korrekt bewundert. Eines Tages munterte ihn die Herzogin auf, auch Operetten zu komponieren. Wolf hatte noch nie eine Operette gehört — Standfuß war ja vor seiner Zeit in Weimar gewesen —, aber er mochte nicht Nein sagen. Für den Text hatten die Poeten der Stadt, Heermann oder Musäus, aufzukommen.

Im Jahre 1767 bat der Komödiantenmeister Karl Christian Starcke um die Erlaubis, in Weimar zu spielen. Als man sein Angebot ablehnte, flehte er dringend um Aufnahme: sein Unternehmen stehe vor dem Zusammenbruch, und seinen Leuten drohe die bitterste Not, wenn nicht die gütige Herzogin sich ihrer erbarme. Nun ließ Amalie zu, daß er im Reithause an der Ilm eine Bühne aufschlage; vermutlich gab sie auch eine hübsche Summe zur Unterstützung. Die dankbaren Schauspieler feierten denn auch sogleich den Geburtstag der Herzogin mit den üblichen Huldigungen. ‚Die glückliche Schäferin' hieß ein ganz neu gefertigtes Vorspiel in Versen und einem Aufzuge; dann folgte

ein Ballett von Bildhauer, danach Voltaires Trauerspiel ‚Zaire', und endlich schloß die Festvorstellung mit einem pantomimischen Ballett, ‚Die Panduren im Lager'. Da man so lange keine Schauspieler im Städtchen gehabt hatte, waren viele Leute für Starckes Unterhaltungen dankbar. Seine Frau war eine recht gute Darstellerin; unter den männlichen Akteuren war Abt sehr beliebt. Er hieß eigentlich Tettenrieder und war aus Wielands Vaterstadt Biberach, hatte auch unter Wielands Direktion in einem bürgerlichen Liebhabertheater sich eingeübt. Dabei hatte er sich in eine Mitspielende, die Jungfer Knecht, verliebt; er ging mit ihr durch, als ihr Vater, der Kantor Knecht, ihm ihre Hand abschlug. Wieland traf diese beiden Landsleute in Erfurt wieder und hatte viel Mitleid mit der Frau, die von dem rohen Schauspieler schlecht behandelt wurde. Auch der Herzogin Amalie gefiel die junge Madame Abt sehr gut; allgemein hielt man sie wegen ihres vornehmen Betragens für ein entführtes „Fräulein aus dem Reiche."

Im nächsten Winter 1768 auf 69 durfte Starcke sein Glück noch einmal versuchen, und wiederum verherrlichte er das Fest seiner gnädigen Beschützerin. Er richtete als ihr „untertänigst- und gehorsamster Knecht" dankbare Verse an sie:

Schon ist das Jahr dahin, doch Deine Gnade nicht!
Noch schwebet über mir der Wohlfahrt Gleichgewicht,
Durchlauchtigste, wodurch mich Deine Huld beglücket,
Die mich der Not entriß, dem nahen Fall entrücket,
Die mich geschützt, ernährt, mir neue Kräfte gab,
Da ich vorhero Nichts, durch Sie jetzt Alles hab'.

Das Hauptstück für die Geburtstagsfeier war diesmal „ein ganz neues Lustspiel in Prosa und fünf Aufzügen, von Herrn Lessing," benannt: ‚Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück'. Das Vorspiel galt natürlich der „größten Frau, der besten Fürstin." ‚Die aufgehende Sonne' hieß es; auftretende Personen: der Neid, die Heuchelei, die Freude, der gute Geschmack und die Schauspielkunst. Der Dichter erinnerte die Herzogin auch an ihre blühenden Knaben, vorzüglich an den talentvollen Erbprinzen:

Wenn Karl August regiert, wird er Trajanen gleichen
Und einen Antonin an Weisheit einst erreichen,
An Mut ein Caesar sein, an Freundlichkeit August,
Der Musen Musaget, kurz, seiner Länder Lust.

Aber auch geradezu pries er die Herrin:

So wie der Sonne Licht den Erdenbau belebet,
Den Bäumen Saft erteilt, die Saat zur Reife hebet,
Wie ohne ihren Strahl der Mond der düstern Nacht
Das Licht nicht geben kann, das solche Helle macht,
So bist Du, große Frau, die Zierde Deiner Länder!

Ach, dem Dichter kann es nicht gelingen, solche Herrlichkeit in ausreichende Worte zu fassen:

Wo nehm' ich Kräfte her, nach Würden Dich zu loben?
Wenn man zum Gipfel kommt, so bist Du höher oben!

Von zwei damals achtjährigen weimarischen Knaben ist uns überliefert, daß sie Vorstellungen der Starckischen Gesellschaft mit ansehen durften. Christoph Wilhelm Hufeland wurde eines Abends von seinem Vater ins Theater geschickt, als ‚Der dankbare Sohn' angekündigt

worden war. Es brach aber, ehe das Stück begann, hinter der Gardine ein Zank unter den Schauspielern aus; das Wortgefecht entwickelte sich zum Faustkampf, und dabei kamen der dankbare Sohn und sein Vater so hart aneinander, daß sie diesen Abend nicht mehr gezeigt werden konnten. Erst nach langer Pause erhob sich der Vorhang; die vorhin unverletzt gebliebenen Komödianten spielten ein rasch gewähltes Hanswurststück, das sie von früher her noch auswendig wußten. Der Knabe Hufeland freute sich des schönen Abends sehr; sein Vater jedoch, der fürstliche Leibarzt, verwunderte sich noch mehr, da ihm das Söhnchen die unsichtbare Balgerei und lauter Possenstreiche als den Inhalt des Stückes erzählte, dessen Dichter, der Magister Johann Jakob Engel, bereits sehr als ein großer Tugendlehrer gerühmt wurde.

Der andere Knabe, August Kotzebue, dessen Vater schon tot war, wurde an einem andern Abende von seinem guten Oheim Musäus mitgenommen; auch er sah jetzt das erste Theaterstück. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die geheimnisvollen Gardinen, alles Das spannte des Knaben Erwartung aufs höchste. Musäus stellte ihn auf eine Bank, so daß er über die Köpfe der Erwachsenen hinwegsehen konnte. Man gab den ‚Tod Adams' von Klopstock.

Ich war ganz Auge, ganz Ohr; ich wurde unwillig, wenn Jemand von den Zuhörern hustete, und strampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein lästiger Nachbar den gefälligen Musäus anredete. Nie hab' ich wieder einen so mächtigen Eindruck auf meinen Geist empfunden. Ich kam betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen.

Ach Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts weiter als das Glück, täglich einem solchen Schauspiele beizuwohnen.

Beide Knaben betrieben nun zu Hause mit ihren kleinen Freunden das Theaterspiel auf pappenen Bühnen und mit Figuren, die sie selbst fertigten; sie dichteten sich auch selber Stücke zusammen. Dem einen half es zur Anregung des Geistes und zur sehr wichtigen sprachlichen Ausbildung: Hufeland wurde der verständlichste und wirksamste ärztliche Schriftsteller und Gesundheitslehrer seiner Zeit. August Kotzebue aber blieb dem Theater nun auf Lebenszeit treu; er wurde, obwohl er die Rechte studierte und in die russische Staatsverwaltung eintrat, Liebhaber-Schauspieler, Theaterdirektor und der erfolgreichste Bühnendichter, den Deutschland hervorgebracht hat.

Von dem „ersten" deutschen Singspiele war schon die Rede, und dabei wurde der Leipziger Dichter Christian Felix Weiße genannt. Dieser Landsmann und Jugendfreund Lessings, auch mit Gellert, Rabener und vielen anderen berühmten Schriftstellern nahe bekannt, fand in jüngeren Jahren seinen Unterhalt als Hofmeister in adligen Familien; seine große Liebe aber war das Theater. Als er den Winter 1759 auf 60 in Begleitung eines jungen Grafen in Paris verbrachte, gefiel es ihm dort nicht im Französischen Theater am besten, sondern „bei den Italienern." Diese pflegten kleine komische Opern zu geben: witzige Parodien, lebhafte Liederchen,

hübsche Tänze. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt Weiße die einträgliche Stelle eines Kreissteuereinnehmers zu Leipzig, die ihm völlige Freiheit zu literarischen Arbeiten ließ. Nun reizten ihn noch mehr die ihm bekannt werdenden französischen Operetten von Favart oder in Favarts Art.

Sie stellten in Ausführung einer artigen Fabel meistenteils auf dem Lande lebende Personen auf, in deren Munde der Gesang eines kleinen, leichten Liedchens der Natur ziemlich angemessen war. Diese chansons waren von so faßlicher und singbarer Melodie, daß sie von dem Publiko sehr geschwind behalten und nachgesungen wurden und das gesellschaftliche Leben erheiterten. Weiße erinnerte sich, wieviel die beiden ähnlichen Stücke (gemeint ist ‚Der Teufel ist los' und ‚Der lustige Schuster') auch in Deutschland Beifall erhalten hatten, und war daher geneigt, diese Art der dramatischen Unterhaltung mehr einzuführen. Es schien ihm für die Deutschen vorteilhaft, wenn sie zum gesellschaftlichen Gesang angeleitet würden.[1])

Gerade in Leipzig fand Weiße die beiden Gehilfen, die er brauchte. Sein Freund Johann Adam Hiller, der Begründer und Leiter der regelmäßigen Leipziger Konzerte (der späteren Gewandhaus-Konzerte), war ein Musikus, der solchen leichten Liedern die rechten Melodien geben konnte. Und nach dem großen Kriege kam auch der Schauspieldirektor Heinrich Gottfried Koch nach Leipzig zurück, der früher schon jene beiden englischen Singspiele vor das Publikum gebracht hatte.

Prinzipal Koch war ein gebildeter und hochstrebender Mann. Als Student der Rechte hatte er sich der

[1]) Aus Weißes Selbstbiographie, herausgegeben von seinem Schwiegersohn S. G. Frisch.

Truppe der Karoline Neuber angeschlossen, wo er nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Theaterdichter und Dekorationsmaler Treffliches leistete. Damals schon wurde er mit den beiden Studenten Lessing und Weiße bekannt, deren erste Stücke durch die Neuberin aufgeführt wurden. Seit 1749 war Koch selbständig. In Leipzig spielte er nun zuweilen alte und neue Trauer- und Lustspiele von Lessing und Weiße und war sehr bereit, auch Singspiele nach französischer Art zu geben. Wieviel Mühe hatte er jedoch, seine Leute zum Singen zu bewegen! Ausgebildete deutsche Sänger aber konnte man von nirgendsher berufen, da es keine gab. Koch belohnte jeden Schauspieler, der sich bereit fand, eine größere Gesangspartie zu übernehmen, bei der ersten Aufführung mit einem Louisdor, bei der zweiten mit einem Dukaten, bei jeder folgenden mit einem Gulden; für kleinere Gesangsleistungen zahlte er einen Dukaten oder einen Taler oder einen Gulden. Da dauerte es denn nicht lange, daß die Schauspieler ihre Stimmen entdeckten oder glätteten. Ihre Leistungen blieben freilich oft recht bescheiden; aber recht bescheiden war ja auch die Instrumentalbegleitung, und recht bescheiden namentlich das liebe Publikum. Die ersten Operetten, die Weiße, Hiller und Koch ihren Landsleuten vermittelten, waren ‚Lottchen am Hofe', nach ‚Ninette à la cour', und ‚Liebe auf dem Lande', wozu ‚Anette et Lubin' und ‚La Clochette' den Stoff und die Figuren hergegeben hatten. Eine Demoiselle Steinbrecher spielte die Liebhaberinnen darinnen gar hübsch. Auch die beiden älteren Stückchen ‚Der Teufel ist los' und ‚Der lustige Schuster' wurden wieder erneuert. Jetzt waren die Melodien

von Hiller, und jetzt erst hörte man darin ein Lied, das bald in halb Europa erklang:

Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unser Leben?
Alles, was uns kann erfreu'n,
Müssen Diese geben!
Wenn die Großen sich erfreu'n:
Was ist ihre Freude?
Hübsche Mädchen, guter Wein,
Einzig diese beide!

Diese Stückchen hatten den Erfolg, den Koch vorausgesehen; sie füllten ihm manchen Abend das Haus und die Kasse. Einer der damaligen Leipziger Studenten, Goethe aus Frankfurt, erzählte nach vielen Jahren: von Weißes Schauspielen seien er und seine Freunde hingerissen worden, obwohl man sie nicht für musterhaft gelten lassen wollte, „und seine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen." Aber gerade der Beifall und Zulauf dieser Studenten schadete dem Direktor. Ein paar einflußreiche Professoren, namentlich Böhme und Ernesti, fanden, daß der Fleiß der jungen Leute unter ihrem Theaterbesuch litte; sie erwirkten eine kurfürstliche Verordnung, daß Koch nur noch Mittwochs und Sonnabends spielen durfte. Dadurch aber wurden seine Einnahmen sehr geschmälert, und Koch kam in ziemliche Bedrängnis.

Eben jetzt bot ihm die Herzogin Amalie das Theater im weimarischen Schlosse an. Koch griff zu und behielt

sich nur das Recht vor, in Leipzig während der gewinnreichen Meßwochen auch fernerhin zu spielen.

Am 25. September 1768 begann er seine Tätigkeit in Weimar mit Elias Schlegels Trauerspiel ‚Hermann' und einem musikalischen Prolog von Musäus und Hiller. Das erste Lustspiel war ‚Das Glück in der Einbildung oder der vornehme Schwiegersohn' nach d'Allainval; das erste Singspiel: ‚Lottchen, das Bauernmädchen am Hofe'.

Zwei große Abende erlebte die Herzogin als Zuschauerin der Kochschen Gesellschaft. Da sie die neuen Singspiele sehr liebte, zeigte sie auch dem Kreissteuereinnehmer Weiße ihre Freude an dieser schönen Bereicherung der Theaterunterhaltung; dadurch kam Weiße auf den Gedanken, eine neue Operette, ‚Die Jagd' betitelt, die er 1769 verfaßte, der Herzogin von Weimar zu widmen.

In der gereimten Vorrede stimmte er die alte Klage an, daß die deutsche Schauspielkunst von den deutschen Fürsten — man dachte immer zuerst an den großen preußischen König — verachtet werde, daß „man das kleinste Lob der armen Kunst versagte" —, sodaß Deutschlands Dichter jeden Schritt, den sie auf die Bühne getan, bald bereuten:

Allein, wenn dieser Kunst ein Thron selbst Schatten gibt,
Wenn Der, der diesen schmückt, sie schützt, belohnt und liebt,
Sich als ein Patriot an ihrem Spiel ergötzet
Und sie nicht nur nach Dem, was sie bereits getan,
Nein, nach der Hoffnung auch, was sie einst werden kann,
Nach ihrem Fleiß, nach ihren Kräften schätzet,
Nicht junge Dichter unsrer Bühnen
Nach Molièren und Racinen,

Nach Sophoklen und Shakespearn mißt
Und keine Hindernis vergißt,
Die ihren schweren Lauf noch hier und da verschließt:
Wie muß sich da Thalia freuen,
Sich auch auf unbetretner Bahn
Solch einem Throne sich zu nahn
Und ihren Weihrauch ihm, so gut sie kann, zu streuen!

Im Vorwort durfte er diese Fürstin als die beste Freundin des deutschen Theaters feiern:

Durchlaucht'ge Herzogin, wer denkt, wer nennt nicht Dich,
Sobald man unser Schauspiel nennet?
Wer denkt nicht an den Schutz, den Deine Huld ihm gönnet?

Am 29. Januar 1770 ward ‚Die Jagd' zum ersten Male aufgeführt: im weimarischen Schlosse. Das Stück war sehr hübsch; Weiße behielt zwar immer etwas Hofmeisterliches an sich, wenn er dichtend redete; sobald er aber an seine Sänger dachte, bekam seine Sprache einen leichten Gang und einen herzlichen Klang:

Du warst zwar sonst ein gutes Kind,
Du liebtest mich, ich dich:
Doch auch die besten Mädchen sind
Gar oft veränderlich.
Ein schönes Kleid, ein glattes Wort
Kann leicht ihr Herz verderben:
Bist du auch so, so laß mich fort,
So laß mich gehn und — sterben.

So spricht in dem Stücke, wovon die Rede ist, ein braver Bauernbursch zu seinem Mädchen, das ein frecher Edelmann gewaltsam in die Stadt hatte bringen lassen und an dessen Tugend der dörfliche Liebhaber nun zweifeln muß; der gute König der Landes — leider war der französische Heinrich der Vierte das Vorbild,

denn ein französisches Lustspiel hatte auch hier die Fabel hergegeben — gerät auf einer Jagd im Gewitter und unerkannt in das Dorf, wo er den Frevel seines Höflings erfährt und alle braven Bauern, deren Liebe zu ihm er jetzt wahrnimmt, reichlich belohnt. Die neuen Lieder schmeichelten sich also sogleich dem Gedächtnis der Zuhörer ein:

Als ich auf meiner Bleiche
Ein Stückchen Garn begoß,
Da kam aus dem Gesträuche,
Ein Mädchen atemlos . . .

Und ebenso:

Schön sind Rosen und Jasmin,
Wenn sie noch im Lenzen
Unberührt am Strauche blühn
Und vom Taue glänzen;
Aber reizender als Die
Glänzen Iris' Wangen:
Keusche Liebe färbte sie!
Selig, wem sie prangen!

Auch als Koch die ‚Jagd' auf der nächsten Messe in Leipzig aufführte, war der Erfolg allgemein.

Dies Stück entzückte, wie kaum vorher ein Schauspiel entzückt hatte; es mußte eine Zeitlang unausgesetzt gespielt werden; es hätte sich Niemand zuschulden kommen lassen, die ‚Jagd' nicht gesehen zu haben. Der Klavierauszug wurde in 6000 Exemplaren gedruckt, und diese wurden sämtlich aufgekauft.[1])

[1]) Rochlitz, Für Freunde der Tonkunst, Bd. I. R. war ein Altersfreund und Nachfolger Hillers. — Das Stück wurde in Berlin, Leipzig und Dresden noch viele Jahre hindurch gegeben, zuletzt in Berlin 1890 in einer Bearbeitung von Albert Lortzing. „Hillers ‚Jagd' ist das einzige der

Die Herzogin belohnte den Dichter und den Tonsetzer mit goldenen Dosen; in Derjenigen, die sie an Weiße mit einem höchst schmeichelhaften Schreiben sandte, war ihr Bild in Miniatur gemalt. Von Prinzipal Koch bekam Hiller für seine Komposition 50 Taler, der Dichter — herzliche Dankesworte.

Der andere Triumph dieses Jahres war die Aufführung des ‚Rosenfestes' am 4. September, dem 13. Geburtstage des Erbprinzen. Diesmal waren Text und Musik weimarisches Erzeugnis! Freilich hatte der Textdichter, Heermann, wie in jener Zeit üblich, eine französische Vorlage benutzt: ‚La rosière de Salenci' von Favart. Wolfs Komposition erwies sich als durchaus gelungen. Das Stück wurde auch anderwärts sehr gut aufgenommen, und ein Hamburgischer Kritiker stellte sogar „unsere Hiller, Fleischer, Wolf" über die Philidors und Monsignys der Franzosen.[1])

Durch diesen Erfolg ermuntert, schufen Musäus und Wolf sogleich eine ähnliche Operette. Diesmal gab der französische Roman, ‚La jardinière de Vincennes', den Stoff her; doch ging Musäus, der viel Talent zum Fabulieren hatte, frei genug damit um; die eingeschobenen Lieder von Liebesleid und -lust waren recht hübsch. Auch dies ‚Gärtnermädchen' gefiel sehr.

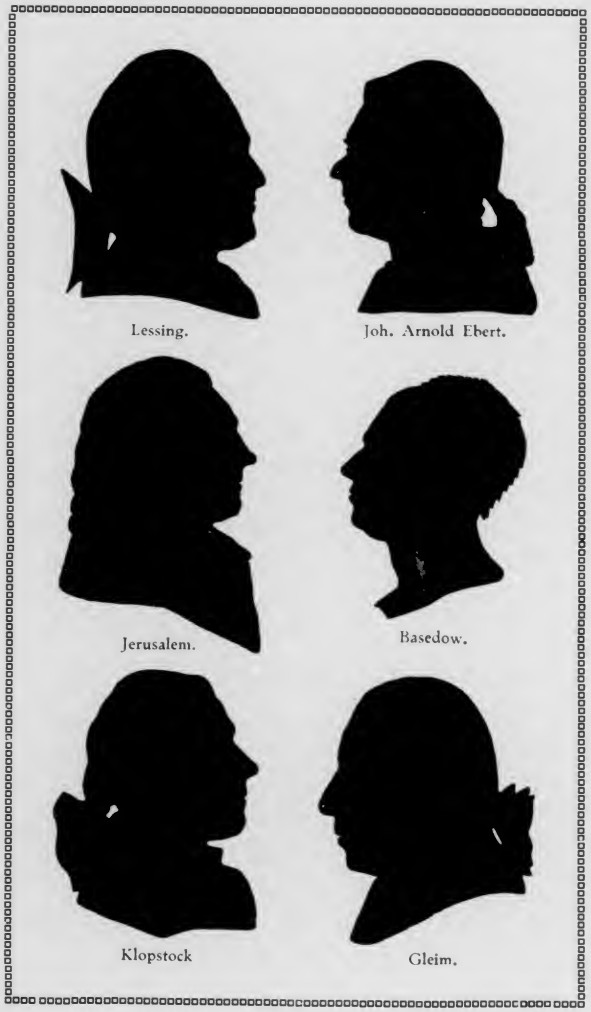
kleinen Singspiele des 18. Jahrhunderts, das seine Bühnenfähigkeit durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bewährt hat." (Max Friedländer, Das deutsche Lied.)

[1]) Das ‚Rosenfest' wurde in Berlin in kurzer Zeit 38 mal gegeben, ein Erfolg, den im achtzehnten Jahrhundert nur ganz wenige Stücke erreichten.

Am 27. März 1771 wurde der Erbprinz Karl August konfirmiert. Sechs Wochen danach reiste Herzogin Amalie mit ihren beiden Knaben nach Braunschweig, um sie dort als Erwachsene vorzustellen. Ihre Eltern und zwei der Geschwister kamen ihr bis Blankenburg entgegen; am 17. Mai fuhr sie „unter Abfeuerung der Kanonen“ in ihrer alten Heimat ein. Bald hatte sie auch die Freude, dem siegreichen König Friedrich von Preußen, der nach den Magdeburger Manövern einen Tag in Salzdahlum zubrachte, ihre Knaben zu zeigen, und Friedrich äußerte über den Erbprinzen: er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige.

In Braunschweig ging es immer noch großartig her. Die Italienische Oper verschlang nach wie vor große Summen. Das ‚Karolinum‘ gedieh. Abt Jerusalem — er hieß Abt nach einer seiner Pfründen, dem Kloster Riddagshausen — stand jetzt in höchstem Ansehen; sein neuestes Werk ‚Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion‘ machte auf viele Leser tiefen Eindruck. Zu den Dichtern und Schriftstellern war Eschenburg aus Hamburg neu hinzugetreten: ein schöner junger Mann, der in der alten und neuen Literatur Deutschlands und ebenso in derjenigen Frankreichs und Englands ungewöhnlich gut Bescheid und seine Kenntnisse in klarer Übersicht mitzuteilen wußte. Er übersetzte fleißig und kam dabei auch auf Gebiete, die Herzogin Amalie besonders liebte: französische Dramen und Operetten, auch auf englische Betrachtungen über Poesie und Musik.

Die Prinzen Karl August und Konstantin.
Nach den Bildern von Zisenis.
Wittums-Palais zu Weimar.



Gelehrte und Dichter in Niedersachsen.

Seit einem Jahre lebte der angesehenste deutsche Dramatiker, Lessing, im nahen Wolfenbüttel; sein Freund Ebert hatte es zustande gebracht, daß der Erbprinz diesem viel umgetriebenen Manne einen ruhigen Lebensabend anbot, indem er ihn zum Bibliothekar in der an alten Schätzen reichen Bibliothek jener vormaligen Residenz machte. Nun mußte sich also auch der Dichter der ‚Minna von Barnhelm' der Herzogin von Weimar vorstellen. „Nicht wahr, Sie müssen lachen, wenn Sie mich und Cour machen zugleich denken?" schrieb er bei dieser Gelegenheit in einen Brief hinein. „Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt wurde." Aber als er dieser Fürstin gegenüberstand, merkte er, daß man mit ihr so angenehm vom Theater und schönen Wissenschaften reden konnte wie mit einem guten Freunde.

Einige Tage darauf kam dann die weimarische Regentin nach Wolfenbüttel und besuchte Lessing in seinen Büchersälen. Wenn sie aus deren Fenstern herausblickte, lag vor ihr das Schloß, in dem sie ihre trübe Kindheit verbracht hatte.

Von Lessing erfuhr sie zufällig eine weimarische Nachricht, die ihr einigermaßen ärgerlich war. Koch hatte Ostern Weimar verlassen, um, wie ausgemacht, auf der Leipziger Messe zu spielen. In Leipzig aber entschloß er sich, damit er einem andern Prinzipal, der sich dort festzusetzen suchte, besser begegnen könne, Weimar ganz aufzugeben; er war ohnehin mit der „Pension", die er dort vom Hofe bekam, nicht recht zufrieden. Kaum aber hatte er sich für Leipzig entschieden, so ward durch Schuchs Tod das Privileg für

Berlin und die preußischen Staaten frei; er eilte dahin und bekam diese wichtige Konzession. Das hatte Lessing soeben durch seinen Bruder in Berlin erfahren und gab es nun an die Regentin von Weimar weiter.

Viertes Kapitel

Die Seylersche Theater-Gesellschaft

1771—1772

Die große, reiche, bunte Geschichte des deutschen Theaters im achtzehnten Jahrhundert läßt sich doch in ein paar Sätze zusammenpressen: Auf die rohen Komödianten-Gesellschaften wirken Gelehrte, Schriftsteller und fürstliche Gönner ein; sie gewinnen die besseren Schauspieler zur Mitarbeit, stellen ihnen neue Aufgaben, machen sie allmählich seßhaft und für die bürgerliche Gesellschaft ehrlich; zu gleicher Zeit eignen sich alle am Theater Mitwirkenden den dramatischen Besitz der höheren Kulturvölker immer mehr an, üben bei solcher Nachahmung und Übertragung ihre Kräfte, bis schließlich sowohl die Schauspieler wie die Theaterdichter und Tonkünstler Deutschlands ihren französischen, italienischen, englischen und dänischen Genossen gewachsen und überlegen erscheinen.

Wir kennen Gottscheds verdienstliche Bemühungen um das verelendete deutsche Schauspiel. Während er mit seinen Forderungen und Vorschriften durchdrang, wuchs ein neues Geschlecht heran, das nun wieder eigene Kämpfe begehrte und neue Ziele aufstellte. Die jungen Männer — Lessing war der größte unter ihnen — verdankten der Schule Gottscheds und der Franzosen ein gutes Teil ihrer Bildung; nun fragten sie jedoch, ob mit den verachteten alten deutschen Volksstücken und den Hanswurst-Späßen nicht auch wertvolles Gut verloren gegangen sei und ob nicht unsere Stammverwandten in England uns Besseres zu geben hätten als die höfischen und höflichen Untertanen Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten. Lessing bezweifelte Das nicht bloß, sondern er leugnete sogar — 1759 im 17. Literaturbriefe —, „daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe."

[Gottsched] hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte, daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwicklung. . . . Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unseren Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an Diesen nicht finden kann, und zweitens

würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, der Alles bloß der Natur zu danken scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt. . . .

Daß aber unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches haben, könnte ich Ihnen weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: ‚Doktor Faust' hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland und ist es zum Teil noch in seinen ‚Doktor Faust'!

Das war mehr prophetisch gesprochen als der damaligen Zeit angemessen. Den Shakespeare rühmten auf dem Festlande wohl einige wenige Kenner, aber auch sie dachten zumeist nur daran, seine Stoffe herüberzunehmen. Spätere englische Dichter wirkten dagegen auf Frankreich und Deutschland als Vorbilder schon mächtig ein. Wir erinnern uns, daß bisher die Tragödie als eine erhabene Handlung unter Königen, Helden und anderen Auserwählten vor sich ging; dagegen spielte die Komödie unter Bürgern und ihren Dienern, welche letzteren oft die verbannte lustige Person ersetzen mußten; der Witz dieser Komödien bestand zumeist darin, daß verkehrte oder lasterhafte Personen sich viele Blößen gaben und daß ihnen dann recht übel mitgespielt wurde. In der Tragödie beweinte man das unverdiente Unglück von Idealgebilden, in der Komödie lachte man die Fehler der Nachbarn aus. Die Engländer waren zu realistisch und zu bürgerlich gesinnt, um von einer solchen künstlichen Theaterwelt auf die Dauer befriedigt zu werden; sie und die von ihnen im

achtzehnten Jahrhundert beeinflußten Franzosen gingen im Schauspiel wie im Roman dazu über, das bürgerliche Leben, wie es ist, vorzuführen. In die bürgerliche Komödie drang also auch der Ernst und das Angstliche unseres irdischen Daseins mit ein — so entstand die comédie larmoyante — und es wurde nun auch gezeigt, welche Trauerspiele im Leben des einfachen Kaufmanns oder Handwerkers, zumal in seinem Familienleben, vor sich gehen. 1735 gab Lessing mit seiner ‚Miß Sara Sampson' seinen deutschen Landsleuten das erste wichtige Stück dieser Art; englische Vorgänger und Zeitgenossen waren besonders Lillo (‚Der Kaufmann von London' 1731), Moore (‚Der Spieler' 1753), Cumberland (‚Der Westindier', ‚Der Jude'), französische: Destouches, Marivaux, Nivelle de la Chaussée, Diderot. Die Stücke dieser Dichter herrschten in der Zeit um 1770 oder 1771 auch in Deutschland vor, also in der Zeit, wo Herzogin Amalie sich mit Lessing über das deutsche Theater unterhielt. Daneben standen aber die älteren französischen Klassiker immer noch auf der Liste.

Die in jener Zeit häufige Klage, daß die Deutschen kein Nationaltheater hätten, besagte also zunächst, daß ihre Schauspiele größtenteils Übersetzungen und Nachahmungen waren und daß es deutsche Bühnendichter von Rang nur ganz wenige gab. Nur sechs wußte im Jahre 1766 der erste Geschichtschreiber des deutschen Theaterwesens, Löwen in Hamburg, zu nennen: Elias Schlegel und Gellert, Lessing und Weiße, Krüger und

Chronegk. Diese Klage bezog sich aber erst recht auf die Schauspieler. „Noch weniger Acteurs!“ fährt Löwen fort, also noch weniger als sechs. „Und gar keine Aufmunterung!“

Was solche Theaterfreunde wie Löwen wünschten, läßt sich erraten. Erstens daß die deutschen Fürsten, die für die italienische Oper und das französische Schauspiel so großen Aufwand trieben, auch Anteil für die eigenen Landsleute und für deutsche Literatur zeigen möchten. Zweitens, daß in den größeren Städten die angesehenen und reichen Bürger, die Gelehrten und besonders die Geistlichen sich freundlicher zu den reisenden Komödianten stellen und deren gutes Streben begünstigen möchten, statt sie mit Verachtung immer auf's neue in die Tiefe zu stoßen. Sodann dachte man sich an den größten Höfen und in den größten Städten stehende Theater. Diese durften aber nicht von Unternehmern geleitet werden, die sich allemal von ihrem eigenen Vorteil bestimmen lassen, sondern an den Höfen von auserwählten Edelleuten und anderwärts von hochgebildeten und festbesoldeten Direktoren.

Das waren zunächst „fromme Wünsche.“ Fragte man nach dem Erreichbaren, zu dem die Theaterfreunde selber beitragen konnten, so lag der Gedanke nahe, daß doch wohl in einigen volkreichsten Städten genug Liebhaber einer ständigen guten Schauspielergesellschaft zu sammeln seien. Ein junger Kritiker jener Zeit, Herder, nannte in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur Wien und Hamburg als solche Orte. Löwen glaubte, allein Berlin gebe Hoffnung. Freilich bisher stand es gerade in Berlin schlimm.

Es ist für das deutsche Theater betrübt, daß in der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies: ein Sulzer, Moses,[1]) Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten, gerade mit die schlechteste Truppe,[2]) und zwar mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis, ihre Bühne hat.

In demselben Jahre 1766, wo Löwen schrieb, ward in Hamburg, und zwar unter Löwens Mithilfe, der Versuch gemacht, das gewünschte „Nationaltheater“ einzurichten. Dort hielt sich die Ackermannsche Gesellschaft auf, und zwei Actricen kämpften hier um den ersten Platz in der Gunst des Publikums: Madame Hensel und Demoiselle Karoline Schulze. Die Hensel wünschte ihre jüngere Nebenbuhlerin loszuwerden und überhaupt mehr Herrschaft auszuüben; deshalb beredete sie ihren Liebhaber, den Kaufmann Abel Seyler, sich für die Begründung eines neuen Theaters einzusetzen. Mit ihm traten einige angesehene Bürger und Kaufleute in Hamburg zusammen; sie planten und versprachen, in ihrer Republik auszuführen, was die deutschen Fürsten versäumten: ein Muster- und Nationaltheater, das nicht mehr den Gewinn eines Prinzipals, sondern die beste Unterhaltung des Publikums zur Aufgabe haben sollte. Sie mieteten Ackermanns Schauspielhaus, übernahmen seine Leute — jedoch ohne die Schulze und ihren Bruder, auch ohne Ackermanns Stiefsohn Schröder — machten Löwen zum Direktor, beriefen Lessing zum Theaterdichter und, als er dies Amt ausschlug, zum Ratgeber und Beurteiler. Am 22. April 1767 wurde das neue Theater eröffnet. Seyler gab seinen Namen

[1]) Mendelssohn.
[2]) Diejenige des jüngeren Schuch.

her als Unternehmer und wirkte als der Eifrigste im Vorstande. Ekhof und die Hensel waren die Stärksten unter den Darstellern. Aber auch Borchers, Boeck, Madame Löwen und Madame Mecour leisteten Gutes. Eine Zeitlang schien das Unternehmen, von dem in ganz Deutschland geredet wurde, zu gelingen; aber bereits im September fehlte es am Gelde, und die Einigkeit war schon früher verloren gegangen. Als zu allem Übrigen auch noch französische Schauspieler nach Hamburg kamen und das bessere Publikum an sich zogen, ging die Gesellschaft am 4. Dezember einstweilen nach Hannover. In Hamburg durfte weder in der Adventsnoch in der Fastenzeit gespielt werden. Im nächsten Sommer arbeitete sie noch einmal in Hamburg; jetzt verschmähte sie auch nicht mehr, wie im vorigen Jahre geschehen war, das Publikum durch das Ballett, die Pantomimen und die italienischen Intermezzi anzulocken; trotzdem wollten die Einnahmen nicht halbwegs reichen. Lessing und Löwen traten zurück, ebenso die wertvolle Madame Löwen. Im November zog die Gesellschaft wieder nach Hannover: sie war nun wieder eine wandernde Komödiantentruppe und graste die niedersächsischen Städte ab; sie spielte auch oft genug in Scheunen und andern unzulänglichen Räumen, um nur für die nächsten Tage gegen die bitterste Not geschützt zu sein. Abel Seyler, der treue Verehrer der Hensel, reiste mit ihnen. Als Kaufmann war er bankerott geworden; nun führte er die Direktion, geriet aber auch dabei so sehr in Schulden, daß schließlich Ekhof, der beste Schauspieler, die Verwaltungsgeschäfte nebenbei besorgen mußte.

Im Sommer 1771, als diese Gesellschaft in Wetzlar, der Stadt des Reichskammergerichts, angelangt war, erhielten Seyler und Ekhof die beglückende Kunde, daß die Herzogin von Weimar nach Kochs Fortgange ihnen ihr Theater und eine feste, auskömmliche Besoldung anbieten lasse. Den Landfahrern winkte endlich wieder eine Heimat und zugleich ein Ausruhen nach dem beständigen Kampfe ums tägliche Brot!

Am 7. Oktober spielten sie zum ersten Male in Weimar. Wie Das hier schon Brauch war, hatten sie an dreien Tagen der Woche Vorstellungen zu geben, entweder große Stücke von fünf Aufzügen oder kürzere, die dann durch Vor- oder Nachspiele oder Ballette ergänzt wurden. Die Herzogin ließ an Seyler, der jetzt wieder die geschäftliche Leitung übernehmen konnte, wöchentlich eine Summe Geldes auszahlen, die für die Gagen und Garderobe gut ausreichte. Bei solchen Schauspielen und Balletten, wo die Fürstin neue Kleider und Dekorationen wünschte, bezahlte sie auch diese, und namentlich stellte sie den Theatersaal, die Erleuchtung und die Beihilfe der Hofkapelle.

Der zum Theaterspiel eingerichtete Saal lag im östlichen Flügel der alten Residenz, im Erdgeschoß, links vom Portal; rechts davon war die Kirche.

Der Saal war etwa 35 Ellen lang, 15 Ellen breit und 10 Ellen hoch. Die Hälfte ungefähr entfiel auf die Bühne, die sechs Gassen hatte. Sie stieg nach hinten an und endete in einer bogenförmigen leichten Wand, so daß dahinter noch ein Umgang möglich war. Sie hatte einen vertieften Keller mit Windevorrichtung für Versenkungen und war mit allerlei Maschinen versehen.

Vor der Bühne lag das vertiefte Orchester, in dem die Musiker um einen langen Tisch, der für etwa 22 Mann Platz bot, im Ringe herum saßen. Auf den Orchesterraum folgte ein breiter Gang, der auch der Zugang zum Orchester war; darauf kam das „Parterre“: sieben glatte Bänke ohne Lehnen; sie standen auf einem schräg ansteigenden Dielenboden, so daß man auch auf den hinteren Reihen gut sehen konnte. Über diesem Parterre war, seitwärts und hinten auf Holzsäulen ruhend, der „Rang“ aufgebaut, und auf dem Range war hinten in der Mitte die breite Hochfürstliche Durchlauchtige Loge abgeteilt; zwei schmale Logen waren an den Enden der Seiten, nicht nahe, sondern schon auf der Bühne. Im ganzen bot der Zuschauerraum für hundert Personen Platz, für dreißig vom Hof und Adel auf dem Rang und für siebzig bürgerliche im Parterre; es kam also ein Theaterplatz auf sechzig Einwohner der Stadt. Die fürstlichen Personen und ihre Begleiter gelangten von den Zimmern des Schlosses unmittelbar zu ihren Sitzen; das Publikum trat vom Schloßhofe her durch das Portal und die Saaltür ein.

Der erste Schauspieler der Gesellschaft, ihr Mitdirektor Konrad Ekhof zählte 51 Jahre, als er nach Weimar kam; er machte aber einen viel älteren und recht gebrechlichen, auch recht unbedeutenden Eindruck. Als zwanzigjähriger Advokatenschreiber hatte er sich einst der eben entstehenden Schönemannschen Truppe angeschlossen; ehrliche Liebe zum Theater brachte er mit

und eine sehr wohlklingende und biegsame Stimme; sonst sprach Alles gegen seinen neuen Beruf. Er war klein und schlecht gewachsen: hohe Schultern, flache Brust, auffallend große Knöchel und Fußballen; auch von Gesicht war er nicht schön; sein Gang fiel als sehr häßlich auf. Für einige komische Rollen konnte seine Figur brauchbar sein, und den Hanswurst machte er vortrefflich; aber er wollte auch die Liebhaber und ersten Helden spielen. So zwangen ihn gerade seine großen Mängel, sich selbst in eine strenge Schule zu nehmen und von innen heraus zu ersetzen, was ihm am Äußern fehlte. Er agierte mit den Gliedmaßen so wenig wie möglich und wirkte also unter vielen zappelnden Figuren durch seine körperliche Ruhe erst recht königlich oder heldenhaft; lange Mäntel verdeckten seinen schlechten Bau und gestatteten ihm, seiner Länge Einiges zuzusetzen. Allen Ausdruck mußte er nun aber in die Sprache legen; seine wohllautende Stimme war auszubilden; der geistige Inhalt der Rolle und jedes Satzes und Wortes war nachzufühlen. Bald galt Ekhof für den besten Sprecher unter allen deutschen Schauspielern. Er suchte stets seine Kenntnisse zu erweitern und bemühte sich, an jedem neuen Orte die geistig regsamen Menschen zu Freunden zu gewinnen; namentlich wurde er mit vielen Schriftstellern bekannt. Sein Stand war mit Recht und Unrecht verfehmt; um so mehr suchte er auf seine Berufsgenossen einzuwirken, daß sie die Achtung des Publikums sich verdienen müßten. Eine ordentliche, sittliche Lebensführung war die erste Vorbedingung; die zweite: daß die Unterhaltungen der Bühne einen veredelnden Einfluß auf

die Zuschauer haben könnten. Das war nach dem Inhalt der Stücke leicht möglich, denn die neueren Bühnendichter hatten stets sittliche Absichten; nun kam es darauf an, daß die Darsteller die gewöhnlichen Fehler des Komödiantentums: eitles Vordrängen, gespreizte Deklamation und Effekthascherei, ablegten, sich gänzlich in ihre Rollen einlebten und alle Kunst darauf wandten, natürlich zu sein, denn ein bloßes Deklamieren edler Gefühle und Grundsätze bleibt wirkungslos. Ekhof brachte durch die einfachsten Sätze seinen Zuhörern oft das Wasser in die Augen, weil er sie mit innigstem Gefühle sprach; der Zuschauer vergaß, daß ihm etwas vorgemacht wurde, und glaubte ein wirkliches Geschehen zu erleben. Ebenso echt war er in komischen Rollen, z. B. im ‚Bauer mit der Erbschaft', den er vollständig im niedersächsischen Platt sprach: ein Landmann, der ihn in dieser Rolle zu Lüneburg sah, konnte sich nicht genug verwundern, wie es die Komödianten nur fertig gebracht hätten, den Bauer zu bewegen, daß er mit ihnen aufgetreten.

Da nun, wie angedeutet, die meisten Theaterstücke moralisierende Partien und Schlußpredigten hatten, so sprach Ekhof auf der Bühne sehr oft über sittliche Dinge, und gerade sein schlichter, klarer, herzlicher Vortrag ging zu Herzen. Lessing rühmt es als Ekhofs „ganz eigenes Talent", „daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält." Er ward dann von Andern

mit den Predigern verglichen, und auch er selber stellte sich, als verachteter Schauspieler, mit einigem Stolze dem hochgeehrten geistlichen Herrn auf der Kanzel gegenüber:

Freund! du und ich, wir lehren
Zwar an verschiednen Orten,
Doch: folget unsern Worten
Bei Denen, die uns hören,
Nur stets erwünschter Segen:
Was ist am Ort gelegen!

Ekhof hatte schon manchen Triumph erlebt; aber als der große Versuch in seiner Vaterstadt Hamburg mißglückte, war er doch wieder, was er seit dreißig Jahren gewesen: ein armer reisender Komödiant. Also ein Verachteter, für die Polizei ein Verdächtiger. Noch vor wenigen Jahren hatte er in Bremen mit allen seinen Gefährten, ehe ihnen das Auftreten erlaubt wurde, sich durch Unterschrift verpflichten müssen, keine öffentlichen Lokale zu besuchen, seine Wohnung nach zehn Uhr abends nicht mehr zu verlassen und „alles familiären und verdächtigen Umganges mit jungen Leuten sich sorgfältigst zu enthalten." Aber er litt auch unter persönlichstem Unglück. Seine Frau, einst eine gute Schauspielerin, ward allmählich schwermütig und schließlich wahn- oder blödsinnig. Kinder hatte er nicht, und so war, außer einem Gespräch mit kenntnisreichen Leuten, die Arbeit Ekhofs einzige Freude.

Die erste Schauspielerin der Gesellschaft, Friederike Hensel, glich ihm in der gut durchdachten, tiefgefühlten, wohllautenden Rede. Auch sie war von Lessing gerühmt worden: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die

Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag sprechen oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort."

Im Übrigen hatte sie mit Ekhof nichts gemein. Sie war ein stattliches und schönes junges Weib gewesen und hatte sehr liederlich mit reichen Verehrern gelebt; ihr Ehemann ließ sie gewähren und wohnte gewöhnlich nicht mit ihr zusammen; er wäre auch gegen sie nicht aufgekommen. Jetzt lebte sie mit dem Direktor Abel Seyler und hielt wenigstens Diesem die Treue. Nach eigener Angabe zählte sie 33 Jahre, als sie nach Weimar kam. Ihrer Gestalt nach war sie mächtig und üppig; die Tadler verglichen sie auch wegen ihres Ganges mit Dragonern oder Kürassieren, und da sie im Spiele zum Gewaltsamen, Starken und Lauten neigte, so flößte sie oft mehr Schrecken ein, als die Dichter ihren Heldinnen beilegen wollten. Ihr sogenannter Gatte, mit dem sie jetzt wieder bei der gleichen Truppe war, machte die dummdreistesten Diener gut, etwa den Just in Lessings ‚Minna'; zu andern Rollen taugte er nicht.

Ebenso übertraf bei dem Ehepaar Brandes die Frau ihren Mann auf der Bühne bei weitem; sie war eine Nebenbuhlerin der Hensel, um acht Jahre jünger und für zarte Liebhaberinnen viel geeigneter. Zu einem Kampfe der herrsch- und eifersüchtigen Hensel gegen sie kam es zunächst nicht, weil die Hensel sich sehr bald vom kleinen Weimar nach Wien wandte, um dort vor einem größeren und reicheren Publikum zu glänzen. Ein drittes Ehepaar, Michael Boeck und seine Sophie

Vom deutschen Schauspiel um 1772.

Stich von Geyser nach dem Ölbild von Graff.

Stich von Liebe nach dem Ölbild von Kraus.

Stich von Geyser nach dem Ölbild von Graff.

Die Zierden der Seylerschen Gesellschaft.

Elisabeth, zeigte eine andere Verteilung der Talente. Die Frau war nur in komischen und namentlich in Hosenrollen vortrefflich; ihr Mann, der einst einem Barbier in Wien entlaufen war, spielte die jungen Liebhaber und Helden, hatte aber auch Anlage zum Feinkomischen. Er war sehr brauchbar, aber freilich trotz allen Eifers mit dem tieferen und ernsteren Ekhof nicht zu vergleichen. Als ihn Friedrich Schröder, mit dem er bei Ackermann zusammen gearbeitet hatte, bei einem Wiedersehen nach seinen Fortschritten fragte, erwiderte Boeck: „O jetzt hab' ich's weg! ich kann beklatscht werden, wenn ich will. Ich darf nur kurz vor meinem Abgange etwas leise reden und dann auf einmal losdonnern, so folgt der Beifall immer!" Und Boeck ward in der Tat mehr beklatscht als Ekhof, der solche Mätzchen verschmähte.

Im Schauspiel zeichneten sich noch zwei Frauen aus: Madame Röder, geb. Lucius, die früher bei der Leppertschen Truppe sehr beliebt gewesen, und die uns schon bekannte Susanna Mecour. Der Tänzer, mit dem sie ihren Eltern entflohen war, taugte nichts, und sie hatte sich von ihm trennen müssen. Wir haben sie auch als Mitglied des Hamburger Nationaltheaters erwähnt; aber man wird ihren Namen in Lessings Besprechungen vergebens suchen, denn sie hatte gebeten und gefordert, daß sie darin weder gelobt, noch getadelt werde. Sie war eine zarte Natur, durch ehelichen Kummer verängstigt, und so war es nicht Stolz, sondern Scheu, als sie sich jede öffentliche Kritik damals verbat. In den folgenden Jahren hatte sie in dem jungen Friedrich Schröder einen wahren Freund gehabt, sogar

mit ihm zusammen gewohnt; nun stand sie wieder ganz allein. Für zweite Frauenrollen war sie sehr brauchbar.[1])

Es war auch schon von den sehr wenigen Theaterdichtern Deutschlands die Rede; über diesen wenigen schien ein Unstern zu walten. Elias Schlegel ward nur 31 Jahre alt, Krüger nur 28, Chronegk nur 27, Brawe gar nur 20: mit diesen vier Dichtern gingen große Hoffnungen unter! Weiße und Lessing blieben übrig; der erstere war tätig genug, Lessing dagegen gab nur alle acht Jahre ein neues Drama heraus. Unter solchen Umständen war es schon ein Verdienst, den alten und großenteils veralteten Bestand durch neue Theaterstücke zu vermehren, auch wenn diese Neuheiten nur eben brauchbar waren und keine höheren Ansprüche befriedigten.

Die Schauspieler standen jetzt als Dichter oder Bearbeiter von Stücken den Literaten nach, aber es gab doch allein in der Seylerschen Gesellschaft noch drei solche Auchdichter. Ekhof hatte in früheren Jahren französische Vorlagen bearbeitet und manche Theaterrede in Verse gebracht. Von der Madame Hensel wurde vor ihrem Weggange nach Wien ihr Schauspiel ‚Die Familie auf dem Lande' gegeben. Eine flinke

[1]) Manche dieser Angaben mache ich nach Litzmanns Werk über Friedrich Ludwig Schröder, Hamburg und Leipzig, 1890 und 1894; andere nach J. J. A. vom Hagens ‚Magazin z. Gesch. d. Deutschen Theaters', Halle 1773.

Feder führte Brandes, jetzt ein Mann von 35 Jahren. Er war in seiner Jugend Kaufmannslehrling, Schweinehirt, Tischlerlehrling, Gehilfe eines reisenden Zahnreißers, Bedienter bei vornehmen Herrschaften gewesen und schließlich zu den Komödianten gegangen. In Berlin glückte es ihm, Lessings Freundschaft zu gewinnen; der berühmte Dichter war sein Trauzeuge und ward auch Pate seines Töchterchens, das freilich nicht nach Gotthold Ephraim, wohl aber nach dessen ‚Minna' genannt werden konnte. Lessing suchte aus Brandes einen besseren Schauspieler zu machen; da er diese Hoffnung aber bald aufgeben mußte, so riet er ihm zum Schreiben von Theaterstücken. Und hierin hatte Brandes wenigstens den Erfolg, daß jedes zweite oder dritte Stück dem Publikum zusagte. Eins seiner besseren, ‚Der Graf von Olsbach', ein Soldatenstück im Sinne der ‚Minna von Barnhelm', hatte schon an vielen Orten sehr gefallen und ward jetzt auch in Weimar aufgeführt; ebenso sein Lustspiel ‚Der Schein trügt'. Sein neuestes, ein Lustspiel ‚Der Hagestolz' fiel durch; aber sogleich ging er an weitere Arbeiten: ‚Olivie', ein Trauerspiel, danach ‚Die Komödianten von Quirlequitsch', ein Lustspiel, und dann ‚Ariadne auf Naxos', eine Szene mit musikalischer Begleitung. Bei der Herzogin, die seine Frau und namentlich sein begabtes Töchterchen gut leiden konnte, ward er mit Vertrauen aufgenommen. Er durfte ihr seine Arbeiten vorlesen und aus Briefen, die er mit anderen Schriftstellern wechselte, das Merkwürdige mitteilen.

In der kurzen Zeit, wo die Gesellschaft in Wetzlar spielte, hatte sich der junge Legationssekretär Gotter aus Gotha, der für Theatersachen ein feines Verständnis zeigte, mit ihr angefreundet; nun besuchte er sie zuweilen von Gotha aus. Am 8. Januar 1772 brachte die weimarische Truppe ein Trauerspiel von ihm zur ersten Aufführung: ‚Orest und Elektra'; der Beifall war groß. Boeck gab den Orest, Madame Mecour die Elektra, Ekhof den Aegisth, Meyer den Pylades. Der Name des Verfassers wurde nicht genannt; doch war Gotter von nun an mit der Herzogin Amalie und ihrem Kreise verbunden. Er war ein feiner kluger Mann, las sehr gut vor, sprach vorzüglich französisch, genoß das Schöne in der Literatur, von welcher Partei es auch kam, und stand schon mit manchen andern klugen Köpfen in Verbindung. Er hätte einen guten Theaterdirektor abgegeben.

In seiner Begleitung kam zuweilen ein anderer regsamer junger Mann aus Gotha, Ottokar Reichardt, gleichfalls ein großer Theaterfreund; er bewarb sich um eine der fünf Töchter des Oberkonsistorialrats Seidler und dachte daneben auch schon ans Stückeschreiben.

Von den weimarischen Dichtern reichte Musäus der neuen Schauspielergesellschaft sogleich das übliche allegorische Vorspiel zu der Herzogin Geburtstagsfeier ein; ‚Die Stufen des menschlichen Alters' hieß es.

Bald danach, am 24. Februar 1772, erschien ein neuer einheimischer Poet mit einem bescheidenen Versuche: es war Friedrich v. Einsiedel, der Goldonis ‚Wohltätigen Murrkopf' verdeutscht hatte. Einsiedel zählte erst 21 Jahre. Im Altenburgischen geboren, war er

als elfjähriger Page zur Herzogin Amalie gekommen und trat eben jetzt, nach den Universitätsstudien, in den weimarischen Dienst zurück. Er ward bei der „Regierung" angestellt, worunter man damals das Gerichtswesen verstand. Der Junker hatte viel Sinn für die Wissenschaften, besonders für die alten und neuen Sprachen, auch viel Lust zum Theater und zur Musik; er liebte aber auch einen fröhlichen Weintrunk und leider auch die Glücksspiele. Da er überdies recht gutherzig und menschenfreundlich war, so paßte er gar gut an den Hof Amaliens.

Wir erinnern uns, daß die Seylersche Gesellschaft schon 1768 den Versuch der Hamburger Reformer aufgab, allein durch das Schauspiel die Theaterfreunde zu befriedigen. In Weimar brauchte man sich um den Zulauf des Publikums nicht zu sorgen; aber hier wollten die Herzogin und ihr Hof keineswegs auf Tanzspiele und Singstücke verzichten. Vom Ballett erwartete man nicht nur kunstvollen Tanz und vorteilhafte Darstellung der menschlichen Schönheit, sondern namentlich auch Handlungen, die, nur durch Gebärden und Mienen erklärt, um so rascher und in bunter Anschaulichkeit vorzuführen,[1]) die auch viel leichter zum Märchenhaften und Romantischen zu steigern sind als Schauspiele, deren Gespräche allzusehr an die Wirklichkeit erinnern und sich allzusehr an den Verstand und die Vernunft wenden. Zuweilen boten diese Ballette nur hübsche Bilder aus

[1]) Man denke an die heutigen Lichtspiele!

dem Leben, z. B. eine Judenhochzeit, ein Erntefest, das Treiben in einer Dorfschenke. Zuweilen wurde das Spiel possenhaft, erinnerte an Hanswurst-Streiche oder an Akrobatenkunststücke. Wieder an andern Abenden trieben die Ballettmeister den Dichtern gleich und noch kühner als sie ein lustiges, romantisches Spiel mit abenteuerlichsten Begebenheiten. So schuf der weimarische Ballettmeister Koch nach einer Erzählung Gellerts eine sehr bunte und rührende Bilderfolge: ‚Inkle und Yariko'. Man sah einen Schiffbruch, dann den Inkle auf einer Planke treibend, danach an der Indianischen Küste die Häuptlingstochter Yariko mit ihren Gespielinnen tanzend und Bogen schießend; Inkle und Yariko begegnen sich; das Mädchen rettet dem Fremdling dreimal das Leben, ihn vor einem Tiger, einer Schlange und einem Haufen Indianer beschützend — und so geht die Handlung höchst wechselvoll weiter, wobei Yariko die höchste Hingebung und Treue bewährt, während Inkle das „wilde" Mädchen in europäischem Eigennutz genießt und ausnutzt; er verkauft sie sogar auf einem türkischen Sklavenmarkte, und erst am Schlusse bessert er sich notdürftig.

Am 30. März 1772 wurde dies Ballett zum ersten Male aufgeführt, zu großer Rührung der Zuschauer; die begleitende Musik hatte ein ganz junger Musikus aus Weimar, Johann Friedrich Kranz, gesetzt.

Die italienische Oper und das deutsche Theater waren damals zwei feindlich von einander getrennte

Welten; die Gestirne der Oper sahen auf die deutschen Komödianten stolz herab. Unter Diesen aber wuchs ein neues Geschlecht heran, das den Wettbewerb mit den Wälschen aufnehmen konnte. Die Schauspielerkinder wurden von früh auf zu Tänzen und Pantomimen ebenso wie zu kleinen Rollen im Schauspiel mitgebraucht und, als die Singspiele aufkamen, auch zum Gesange angehalten. So zeigte sich eine berühmte Tragödin jener Zeit, Karoline Schulze, an manchen Abenden als Tänzerin in kurzem Röckchen, selbst in derben Pantomimen, was allerdings den Leipziger Studenten um 1768 schon anstößig schien; anderseits trat ihr Bruder, der jetzt in Weimar zweiter Ballettmeister war, auch als Schauspieler in Nebenrollen auf. Ackermanns Stiefsohn Schröder entwickelte sich zuerst zum gewandtesten Tänzer und dann erst zum berühmten Komiker und schließlich zum Tragöden. Hier in Weimar bemerkte man, daß die junge Frau des Ballettmeisters Koch eine vorzügliche Tänzerin und Darstellerin war, z. B. als Yariko, dabei aber auch eine Sängerin sein oder werden konnte. Noch kannte man keine deutsche prima donna; die Koch hatte die Stimme und die musikalische Begabung dazu, und überdies war sie auch eine recht schöne Person: dreiundzwanzig Jahre, lang, schlank, wohlgebildet, hübsches Gesicht, volles braunes Haar.

Außer ihr waren in der Gesellschaft noch ein paar Männlein und Weiblein, die leichte Lieder und Arien ganz brav vortrugen. Namentlich aber besaß die Truppe einen eigenen Kapellmeister, der erheblich mehr bedeutete als gewöhnlich die Musiker, die bei solchen Truppen die erste Violine spielten. Anton Schweitzer, 1737 in

Koburg geboren, also ebenso alt wie der weimarische Hofkapellmeister Wolf, mit dem er jetzt in einen Wettstreit eintrat, hatte, wie Dieser, lange in fürstlichem Dienst gestanden; aber sein Gönner, der Herzog von Hildburghausen[1]), war schließlich zu arm geworden, um noch weiter eine Oper und eine Kapelle zu unterhalten. Und dann hatte Schweitzer keine bessere Unterkunft als bei Seylers Gesellschaft gefunden. Er war sehr fleißig und recht gut vorgebildet, denn auch in Italien hatte er studieren dürfen.

Im vorigen Jahre hatte er in Hannover ein von Georg Jacobi gedichtetes „Vorspiel mit Arien," betitelt ‚Elysium', zum Geburtstage der Königin von England zur Aufführung gebracht; dies Werkchen wurde nun auch in Weimar mehrere Male aufgeführt. Bald, am 21. Januar 1772, folgte eine andere Dichtung von Georg Jacobi mit Schweitzers Musik: ‚Apollo unter den Hirten'; man konnte das Stückchen unbedeutend finden, man konnte aber auch einen Ansatz zu einer deutschen Oper darin sehen. Am 6. Februar ward ‚Der bürgerliche Edelmann' von Molière gewagt; die in diese Posse eingelegte Oper ‚Ariadne auf Naxos' war wiederum von Schweitzer komponiert, und die Musik „erhielt den verdienten Beifall," während Molières Posse eigentlich nicht gefiel.

Dazwischen wurden auch die bekannten Singspiele wieder gegeben: ‚Lottchen am Hofe', ‚Die Liebe auf

[1]) Dieser Fürst Ernst Friedrich Karl war dadurch merkwürdig, daß er im Jahre 1764 eine französische Truppe entlassen hatte, um eine deutsche halten zu können. Madame Hensel und Madame Mecour gehörten dieser deutschen an.

dem Lande', ‚Der lustige Schuster', letzteres mit neuen Melodien von Schweitzer. Auch einige neue Stücke aus dem Französischen: ‚Die Schnitter', ‚Der Faßbinder' und ‚Das Milchmädchen'; namentlich dies letzte Singspielchen, am 15. November 1771 zum ersten Male gegeben, wurde sehr oft wiederholt; es war kurz und hübsch, half manchen Abend ausfüllen, der sonst nicht ganz befriedigt hätte, und man ward nicht müde, die Madame Koch anzusehen und anzuhören, wie sie vor dem zerbrochenen Topfe und der ausgeflossenen Milch die Hände rang und all die Küchlein, Lämmer und Kälber beklagte, die aus dem Erlös für die Milch nacheinander hervorgehen sollten und nun sterben mußten, ehe sie geboren waren. Auch die beiden Jäger, die die Handlung erweiterten, von Günther und Helmuth dargestellt, machten ihre Sache vortrefflich.

Am 13. Mai (1772) ward eine neue Art theatralischer Unterhaltung versucht: ein Monodram, vom Schauspieler Boeck gesprochen, aber mit Orchesterspiel in den Pausen der Rede. Das Stück hatte die bekannte Geschichte von Pygmalion und Galathea zum Inhalt; der Text war nach demjenigen Rousseaus verdeutscht, aber die Musik Rousseaus war nicht mit übernommen, sondern Schweitzer schrieb eine eigene. Madame Koch gab die schöne, zum Leben erwachende Bildsäule.

Auch eine „komische Oper," zu der Schweitzer die Musik beigesteuert hatte, kam in Weimar jetzt zur ersten Aufführung: ‚Die Dorfgala'; doch gefiel der von Gotter verfaßte Text gar zu wenig. Mehr Glück hatten Legationsrat Heermann und Kapellmeister Wolf mit ihrer nächsten Arbeit: ‚Die Dorfdeputierten'. Diesmal hielt

sich der Textdichter an eine der unzähligen Vorlagen Goldonis. Gleich danach aber ergriff er die heimische Geschichte oder Sage des Prinzenraubes; seine ‚Treuen Köhler' wurden wiederum von Wolf komponiert und gefielen bei mancher Aufführung.

Wenn diese weimarischen Erzeugnisse und Nachahmungen nicht gewesen wären, so hätte man dem Direktor Ekhof noch lebhafter, als es geschah, den Vorwurf machen müssen, daß er immer das Alte wiederhole und sich vor neuen Versuchen scheue. Es hieß, Ekhof möge keine neuen Rollen mehr lernen; leider konnte man auch hinzufügen, daß er andern Schauspielern die Hauptrollen nicht gern gönnte. Sehr oft spielte der alte Mann die jungen feurigen Liebhaber, deren Worte er vor dreißig Jahren einstudiert hatte, während ein Anderer, der sein leiblicher Sohn hätte sein können, den alten Vater des Stückes darstellen mußte. Wenn aber Ekhof ältere Männer gab, war der Beifall und die Bewunderung allgemein. Als jenem Ottokar Reichard aus Gotha, den wir erwähnten, der berühmte Ekhof auf der Straße gezeigt wurde, erschrak er, denn man sah „einen kleinen, unscheinbaren Mann, mit einwärts gekehrten Füßen, sich stützend auf eine Art von Krücke, krumm und gebückt einherwatschelnd."

Um so höher stieg am nächsten Abend mein Erstaunen, als ich ebendenselben kleinen Mann als Richard den Dritten [in Weißes Trauerspiel] auftreten sah. Dieser stattliche, gewaltige, hochragend einherschreitende König mit der Kraftstimme und jener hinfällige, schwache Greis von gestern? Ekhof, der Theaterfürst (Das war er!) und Ekhof, der Privatmann!

Eben diesen Gegensatz behielt der Knabe Kotzebue, den wir auch schon als Theaterschwärmer kennen, sein Leben lang im Gedächtnis.

Ekhof! Du großer und guter Mann! Ich segne deine Asche! Du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt und durch ein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Phantasie mit Bildern bereichert, welche ohne dies Vehikel mir nie so anschaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchst anspruchslosen Gange nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrscher geboren schien. Dort waren deine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrtest du, anspruchsloser Mann, mich, das Verdienst vom äußeren Prunk scheiden.

Talentvolle Komödianten tauchen bald hier, bald dort von selber auf, und aus eigenem Antrieb bewerben sich alle um den Beifall des Publikums. Nicht von selbst aber bemüht sich das Bühnenvolk um ein gutes Zusammenspiel oder um ein schönes Bühnenbild. Man kannte zu jener Zeit noch keinen „Regisseur," und der Direktor hatte zu viele andere Geschäfte. So kam es häufig vor, daß ein Darsteller sich nach hinten links wandte, einen Ankommenden zu erwarten, während Dieser, der sein Stichwort gehört hatte, vorn rechts auf die Bühne trat. Die Meisten, zumal die Weiber, bekümmerten sich, wenn sie als stumme Figuren einer Szene beiwohnten, gar nicht um die neben ihnen vorgehende

Handlung, sondern guckten ins Publikum, ob ihre Freunde auch da seien. So hielten es in Weimar sogar die besten Actricen, Madame Brandes und Madame Mecour.

Was Dekorationen und Kostüme angeht, so machten wohl die Ballettmeister ein Studium daraus, um gehörige Effekte hervorzurufen. Koch z. B. las für ‚Inkle und Yariko' viele Reisebeschreibungen und ahmte in seinen Tänzen den betreffenden Völkern nach. Beim Schauspiel aber achtete man auf Dergleichen wenig. Ein alter Rittersaal sah ebenso aus wie ein Bürgerzimmer der Gegenwart, und die Hellenin kleidete sich nach der neuesten Pariser Mode. Wenn zum Beispiel die schöne Madame Koch sich als Bildsäule zeigte, ward ebensowenig eine griechische Gewandung als eine Annäherung an die Steinfarbe versucht; Galathea hatte schon vor ihrem Erwachen zum Leben braunes Haar und rotgeschminkte Wangen, und der Grieche Pygmalion hatte vorahnenden Gemütes seine Schöne im Reifrock und auch sonst nach der Mode von 1770 gestaltet. Als zum Schluß noch tanzende „Nymphen" in diesem Stücke auftraten, waren sie als Gärtnerinnen gekleidet. Solcher Fehler und Mängel gab es manche; aber wie hätten wandernde Komödianten, die sich oft kaum vor Hunger und bösem Wetter zu schützen vermochten, einen höheren Stand erreichen können! Erst wenn sie eine feste Stätte hatten und vor der größten Not gesichert waren, konnten sie an Vervollkommnung ihrer Künste denken. Die Uberzeugungen der Menschen richten sich immer nach ihren Verhältnissen; also kämpften die armen Komödianten jener Zeit für die Lehre, daß man die Örtlichkeit und das Zeitalter der Handlung nur ganz leicht anzudeuten

brauche: die allermeisten Zuschauer wüßten ja doch nicht, wie sich etwa Caesar oder Athalia gekleidet haben, und begehrten gewiß im Theater keine Belehrung darüber. An Kennern, die richtigere Bühnenbilder verlangten, fehlte es freilich auch nicht mehr; schon Gottsched und die Neuberin waren über diese Kostümfrage miteinander verfallen; aber nicht die Kritiker, sondern solche Gönner, wie Herzogin Amalie war, und die von solchen Gönnern gewährte feste Bühne und die Befreiung vom beständigen Kampfe um die Notdurft konnten eine Verbesserung in diesen Dingen bewirken. Mit Recht begann ein Schriftsteller, der über die Seylersche Gesellschaft und ihre ersten acht Monate in Weimar für das in Halle gedruckte ‚Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters' schrieb, seinen Bericht mit einer Lobpreisung dieser Herzogin:

Daß alle deutschen Höfe für die Nationalbühne soviel tun möchten, als diese große Fürstin tut!

Die außerordentliche Aufmerksamkeit, welche Sie auf die deutsche Literatur und Künste überhaupt wendet, erstrecket sich auch insbesondere auf den deutschen Schauspieler, der an diesem Hofe für die Verachtung, womit man ihn gemeiniglich so unrühmlich behandelt, reichlich entschädiget wird. Die Fürstin erlaubt ihm den Zutritt bei Hofe. Sie spricht mit ihm, lobt oder tadelt ihn nach Verdienst und ermuntert ihn zu einem fleißigen Fortgang in seiner Kunst. Sie können leicht erachten, daß Jeder wetteifert, den Beifall einer Fürstin zu verdienen, die selbst die größte Kunstrichterin ist. Die huldreiche und gnädige Unterscheidung, die dem Schauspieler hier widerfährt, hat zugleich auf seine Sitten und Lebensart den wichtigsten Einfluß.

Die Herzogin war wirklich beratend und leitend an ihrem Theater beteiligt. Uber Seyler und Ekhof stand

als Intendant der Hofmarschall v. Witzleben, von dem Amalie alles Vorfallende und Geplante vernahm und mit dem sie sich fast täglich besprach. Sie bestimmte letzten Endes, welche Stücke aufzuführen seien. Und sie gebrauchte, um ihre Kenntnis des deutschen Theaters zu vermehren, ein Mittel, das Niemand sonst besaß. Sie hatte nämlich die von Gottsched mit unsäglichem Fleiße und unter Beihilfe seiner zahlreichen Freunde in 20, 30 Jahren zusammengebrachte berühmte Komödien-Sammlung angekauft und bewahrte sie in ihrer nächsten Nähe auf, um sie bequem zur Hand zu haben. Das waren beinahe 2000 deutsche Theaterstücke, oder ungefähr Alles, was zwischen 1450 und 1750 in deutschen Landen jemals in dramatischer Form bekannt geworden war.

Fünftes Kapitel

Wieland

1772—1773

Als ihre beiden Prinzen ins Jünglingsalter traten, hätte Herzogin Amalie sie nach der Sitte der Zeit auf eine Bildungsreise oder auf eine ausländische Akademie schicken müssen; die ängstliche Mutter konnte sich jedoch nicht dazu entschließen. Beide Söhne waren in ihrer Gesundheit nicht fest; die einsame Frau neigte auch zu Mißtrauen und eifersüchtigen Gedanken und mochte dem Grafen Görtz nicht noch größere Gewalt einräumen, als er schon hatte. Einen Andern durfte sie nicht wohl zum Gouverneur der beiden Prinzen für solchen ausländischen Aufenthalt bestellen, denn Görtz versah sein Erzieheramt höchst pflichtgetreu. Oder aber: nur einen Andern durfte sie um solche Aufsicht bitten, nämlich ihren eigenen ehemaligen Lehrer, den berühmten Abt Jerusalem. Dieser entschuldigte sich jedoch mit seinem Alter, seiner schwachen Gesundheit und seiner Unabkömmlichkeit.

Nach allerlei Kämpfen ward beschlossen, daß die Prinzen auch nach der Konfirmation in Weimar unter den Augen der Mutter bleiben und von neuen Lehrern in den höheren Wissenschaften unterwiesen werden sollten. Abt Jerusalem hatte außer drei Mädchen, den „Töchtern Zions," und einem Sohne, der in Wetzlar am Reichskammergericht arbeitete, noch einen Stiefsohn, dessen leiblicher Vater ein Professor Albrecht in Göttingen gewesen war. Diesen Stiefsohn hatte Herzogin Amalie in Weimar versorgt; sie machte ihn auch zum Prinzenlehrer, und jetzt wurden seine Stunden sehr wichtig. Albrecht war Mathematiker und Naturforscher, sehr genau im Denken, reinster Gesinnung, sehr reich an Kenntnissen; trotz seines Ernstes gewannen seine Schüler ihn und seine Wissenschaft lieb. Andere Lehrer, zumal für Geschichte, Rechtswissenschaft und Staatskunde, stellte die nahe Akademie Jena. Schließlich fehlte nur noch, um eine höhere Übersicht über Welt und Menschheit zu geben, ein Philosoph — wie Wieland.

Der Gedanke an Wieland lag nahe, denn er lebte seit 1769 im nahen Erfurt; er kam einige Male zu Besuchen nach Weimar herüber und war vielleicht zu längerem Aufenthalte zu bewegen.

Wieland gehörte mit Lessing, Weiße, Gellert und Klopstock zu den bekanntesten und angesehensten deutschen Dichtern. In weiteren Kreisen ward zum ersten Male über ihn geredet, als er plötzlich, für das Publikum plötzlich, aus einem enthusiastischen Christen und asketischen Moralisten sich in einen heidnischen Spötter verwandelte. Von der weimarischen Hofmarschallin v. Schardt wissen wir, daß sie nunmehr ihren Vetter v. Breitenbauch in Bucha mit Sicherheit über diesen Abtrünnigen stellte:

Wie viel größer sind Ew. Hochwohlgeboren in meinen Gedanken als Dichter wie der ehemals so erhabene Wieland! Er schwung sich bis zu der Höhe eines Youngs und ist nun zu den schlüpfrigen Erzählungen eines Voltaire herabgesunken. Sie hingegen, mein werter Herr Vetter, schrieben in Ihrer Jugend von Liebe, und jetzt erheben Sie Sich zu der Moral und Religion. Ich weiß nicht, was ich von dem Herrn Wieland urteilen soll . . . Soviel habe ich mit Betrübnis wahrgenommen, daß die Religionsspötter mit einem triumphierenden Gesicht [ihn] anführen wenn sie fromme Empfindungen lächerlich machen wollen.

Viele Andere aber hatten zur selben Zeit wie Wieland ähnliche Schritte aus der Enge in die Weite und aus dem lutherischen Katechismusglauben zur Philosophie gemacht. Auch sie standen jetzt unter dem Einflusse der französischen und englischen Aufklärer. Wer aber sich eigener Sünden bewußt war, erlebte nun mit Vergnügen, daß Wieland, der sich in frischer Jugend wie ein fanatischer Mönch gebärdet und „die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus" heftig angegriffen hatte, nun selber ein natürliches Menschentum predigte und auch die Weltleute gar angenehm zu unterhalten wußte. Das war das zweite Merkwürdige, daß dieser

schwäbische Pfarrerssohn, der von Kindheit auf die Bücherstube kaum verlassen hatte, von dem Augenblicke an, wo er zufällig in eine aristokratische Geselligkeit geriet, den rechten Ton für diese vornehme, französierende Gesellschaft fand. Nicht ihren eigenen Ton — dazu war er viel zu gelehrt und gedankenreich und viel zu wenig in der sinnlichen Wirklichkeit zu Hause — aber die rechte Weise, solchen Leuten Vieles vom klassischen Altertum oder von philosophischen Streitfragen mitzuteilen. Er plauderte etwas weitschweifig, aber sein Stil in der Erzählung und philosophischen Besprechung war doch der leichteste und anmutigste; Niemand hätte solche Gewandtheit, solchen tänzelnden Gang, wie man ihn von den französischen Schriftstellern her bereits kannte, in deutscher Sprache für möglich gehalten. Kleinere leichte und flüssige deutsche Gedichte gab es zwar schon vor ihm; von Günther, Hagedorn, Uz, Gleim und Gellert; aber erst Wieland nahm durch seine längeren Prosa- und Vers-Erzählungen von unserer Sprache den Makel der Plumpheit und Schwerfälligkeit. Wieland war auch den Franzosen verwandt genug, um ihnen verständlich zu sein; sie konnten ihn nach ihren Maßen messen, ließen ihn also gelten; zuweilen kam es vor, daß hochgestellte Deutsche von ausländischen Kennern erfuhren: ein deutscher Gelehrter, Wieland, sei mit Voltaire zu vergleichen. Leider ward Friedrich II. nicht rechtzeitig auf Wieland aufmerksam; der König würde diesen Dichter lieben, beteuerte Gleim, „Hätte zu meiner Zeit, als ich in Potsdam war, schon ein Wieland geschrieben, so hätte ich selbst mich unterstanden, für Sie den von Franzosen umgebenen König

einzunehmen ... Und es wäre, recht angefangen, so leicht gewesen, den König zu überzeugen, daß nur allein in der Sprache seines Volkes die Ausbreitung der Wissenschaften stattfinden könne." (Gleim an Wieland, 30. Juli 1770.)

Dabei war Wieland nicht etwa ein Nachahmer der Franzosen; er hatte durchaus seine eigenen Ansichten und stets den Mut der eigenen Meinung, und wenn zwar sein Geist fast nur von Büchern aus ernährt wurde, so gingen ihm doch ebenso wie die französischen Schriftsteller auch die englischen und italienischen, namentlich aber die alten griechischen und römischen Dichter und Denker »in succum et sanguinem« über, wie er, der Zitatenfreund, es ausgedrückt hätte; überdies studierte er, so gut Gelegenheit war, auch die alten deutschen Schriften und was von der Bibel an bis zu den Märchen von ‚Tausend und einer Nacht' aus dem Morgenlande in Abendland herübergebracht war.

Er war also durchaus Weltbürger. Als Solcher aber mußte er trotz seiner enthusiastischen Anlage, die ihn in Lob und Tadel oft übertreiben ließ, zu gerechten und mäßigen Urteilen gelangen. Er sah die Vorderseite und Kehrseite der Dinge bald genug nacheinander; er entschied sich deshalb, wenn z. B. von politischen Verfassungen die Rede war, nicht schlechthin für den Freistaat oder den Fürstenstaat, für geistliche oder weltliche Obrigkeit, sondern suchte aus dem Schatze seiner Belesenheit und seiner eigenen Erlebnisse die Fälle heraus, in dem sich das Eine oder Andere bewährt oder nicht bewährt hatte. Bei solchem Weltüberblicke konnte er auch nicht schlechthin ein Verächter der Religion oder des Christentums oder der Kirche oder der Moral sein,

wie man ihm wohl nachsagte; sondern er befehdete nur ihre menschlichen Entartungen, die Pfafferei, Heuchelei, Mönchere i. Er liebte es, Unduldsamkeit und Überhebung an den Pranger zu stellen; dabei zeigte er dann oft die Blößen der vermeintlichen Heiligen und Philosophen. Er liebte es, seine Leser an die Bedingtheit und Unzuverlässigkeit der menschlichen Tugend zu erinnern, und kämpfte namentlich gegen das unnatürliche Bestreben vieler Männer und Frauen, ihr Geschlecht zu unterdrücken und eine Sünde aus Trieben zu machen, die allen Wesen eingeboren sind und auf denen alles Leben beruht.

Die Welt, in die er seine Leser führte, war eine durchaus künstliche. Wie in seinem Kopfe, so flossen in seinen Büchern die Überlieferungen vieler Länder und Zeiten zusammen, dazu seine eigenen Erfahrungen und Gedanken, dazu namentlich auch tausend Sagen und Märchen. Er erzählte also nicht als Schwabe oder Deutscher, führte auch seine Leser nicht in schwäbische oder thüringische Orte und Landschaften, nicht in ein bestimmtes Jahrhundert, sondern immer in ein Irgendwo-Nirgendwo. Diese Unwirklichkeit oder Verschwommenheit der Grundlagen nahm seinen Erzählungen allerdings die Kraft der möglichen Wahrheit, gab dem Dichter aber auch große Vorteile. Zuerst eine Unendlichkeit von auftretenden Personen und übersinnlichen Wesen, die er durcheinanderspielen konnte. Durch die morgenländischen Märchen, bekannt seit Gallands Übersetzung 1704, war die poetische Welt noch reicher als zuvor; zu den Göttern, Göttinnen, Nymphen, Faunen, Heroen des klassischen Altertums, zu den Rittern, Gralsgenossen, Damen, Drachen, Einsiedlern und Zauberern des Mittel-

alters, zu den Riesen, Zwergen, Kobolden, guten und bösen Feen der Volkssagen, zu den Schäfern und Schäferinnen der Pastoralpoesie kamen nun auch noch Sultane, Wesire, Braminen, Bonzen, Derwische, Kalender, Eunuchen, Favoritinnen, Bajaderen hinzu. Man kann mit diesen Figuren die wundersamsten, romantischsten Geschichten erzählen, ohne den Widerspruch des Lesers zu erwecken, hat er sich doch von Anfang an ins „alte romantische Land" begeben.

In diesem Reiche gilt nun namentlich nicht unsere Sitte und Sittlichkeit. Bei uns daheim, im eigenen Hause, in unserer Stadt mögen wir eine vorsichtige Ordnung nicht entbehren und geben zu, daß der Philisterei in geschlechtlichen Dingen viel Erfahrung zugrunde liegt. Also beleidigen uns auch lüsterne Geschichten, die wir als wahre Vorgänge aus unserer Umgebung empfinden, und alle auf die Wirklichkeit gerichteten beschönigenden Darstellungen unsittlicher Verhältnisse oder Handlungen. Ganz anders nehmen wir Dergleichen auf, wenn es der Gelehrte aus fernen Zeiten oder Ländern berichtet; auch werden es sich recht viele Leser gern gefallen lassen, wenn ein Dichter sie in einer phantastischen Welt die verschiedensten Möglichkeiten körperlicher und seelischer Entbranntheit miterleben läßt. Jedenfalls haben die Leser und namentlich auch die Leserinnen des achtzehnten Jahrhunderts dies Vergnügen oft genießen können und ohne Heimlichtuerei gern genossen. Unter den Franzosen hatte der jüngere Crebillon durch seine zugleich witzigen und lüsternen Geschichten einen sehr großen Leserkreis. Unter den Deutschen verschmähte nun auch Wieland, der brave Familienvater, dies Reizmittel nicht.

Ein dritter Vorteil dieser Kunstwelt-Romane ist ihm sicherlich lieber gewesen. In ihnen ließ sich sehr leicht ein Philosoph als eine Hauptfigur anbringen, während man doch im wirklichen Leben solche Leute eigentlich nicht kennt. Also an jedem Hofe konnte sich unter die Prinzen, Minister und Kammerdiener ein Philosoph mischen, mit dem der Sultan sich gelegentlich in weise Gespräche einließ. In diese abenteuerlich-bunten, neckischen und kitzelnden Geschichten floß also auch viel Weisheit hinein. Und es war namentlich möglich, hinter poetischen Masken Menschen und Zustände der Gegenwart darzustellen und keck zu beurteilen: vielberedete weltliche oder geistliche Fürsten, Einrichtungen der katholischen oder lutherischen Kirche, Glaubenslehren und manches Andere.

Nach seinen Lernjahren hatte Wieland in der Schweiz als Hauslehrer gelebt und dann acht Jahre lang seiner Vaterstadt Biberach, einer der kleinsten deutschen Republiken, als Kanzleiverwalter und Senator gedient. Von diesem weltfernen Plätzchen aus hatte er sich durch seine Schriften zum berühmten Manne gemacht. Von dorther berief ihn der aufgeklärte Kurfürst von Mainz trotz des Glaubensunterschiedes zum Professor der Philosophie an die Universität Erfurt. Pfingsten 1769 siedelte er in diese Hauptstadt Thüringens über. Allerdings bedeutete auch Erfurt damals wenig. Nur 16000 Menschen wohnten noch in der sehr weitläufigen Stadt. Der gesellschaftliche Ton war roh und frei oder frech. Die Universität taugte gar nichts; sie zählte etwa 50 Studenten, von denen 20 als

Wielands Schüler zu rechnen waren. Neben ihm stand kein anderer ansehnlicher Gelehrter, denn der begabte Ridel lebte als ein Lidrian; Meusel aber und Bahrdt waren selber noch Anfänger. Die alten unwissenden Mitglieder der Fakultäten widersetzten sich jeder Verbesserung. Wieland dachte gewiß nicht daran, in diesen kläglichen Umständen sein Leben zu verbringen.

Im November 1771 sah ihn die Herzogin Amalie zum ersten Male. Er war sechs Jahre älter als sie, also damals 38 Jahre. Von Mittelgröße, sehr hager und schmal, im Gesicht nicht schön; die Blatternarben, die damals jeder Zweite oder Dritte aufwies, waren bei ihm besonders stark geblieben, die Züge des Gesichts dadurch stumpf, die kurzsichtigen Augen klein und trübe. Aber wenn Wieland erregt wurde, verschönerte er sich rasch. Er sprach ganz, wie er schrieb, in schönen Sätzen und sehr geläufig. Wie er als Kind schon ein junger Gelehrter gewesen, so blieb er umgekehrt als Mann und Gelehrter auf Lebenszeit ein Kind. Das zeigte sich in einem großen Wechsel der Stimmungen, in rasch auflodernden Enthusiasmus, in schnellem Freundschaftschließen, in großer Offenheit, in bereitwilligem Reden über sich selbst und über seine Arbeiten. Die Gespräche mit der kenntnisreichen und kunstliebenden Herzogin von Weimar entzückten ihn, und auch Amalie fühlte sich zu diesem Manne hingezogen. „Ohne Zweifel wissen Sie's schon, daß Wieland der Liebling der Herzogin von Weimar ist," schrieb im Frühjahr 1772 Heinse an Gleim und erzählte: diese Fürstin habe seinetwegen einen Ball gegeben, in welchem alle Personen und Szenen des ‚Neuen Amadis' gespielt worden seien; dabei habe Wielanden nichts Besseres gefallen als die Darstellerin seiner Dindonette.[1])

Aber nicht nur zum Vergnügen las und benutzte sie Wielands Fabeleien. „Schon jetzt erbaut sie sich an seinem ‚Goldenen Spiegel'" berichtete Heinse weiter und er fügte einen frommen Wunsch hinzu: „O nähmen doch unsere Krokodile von kleinen Despoten im teutschen Reiche ein Beispiel an ihr!"

Im ‚Goldenen Spiegel', seinem allerneuesten Werke, verquickte der Dichter die Grundfragen der Staatskunst mit seinem gewohnten Phantasiespiel; er bot in unterhaltendster Form eine Fülle der Weisheit. Als die Fürstin die Schriften des neuen Freundes mit immer stärkerem Anteile las, glaubte sie in ihm den besten Menschenkenner und den erfahrensten Berater in Lebensnöten zu sehen. Es drängte sie, ihm ihr Innerstes zu zeigen, zumal da er selber über sich so frank und frei sprach; sie hoffte in ihm den Freund zu finden, der völliges Vertrauen verdiente, der sie verstand und ihr Klarheit über sich selbst, auch über ihre Söhne und deren Bedürfnisse geben könnte. Er erschien ihr unter der Menge der Stumpfen und Dickhäutigen als eine „empfindsame Seele" und zugleich als der weise Danischmend selber, der in seinen Erzählungen, besonders im ‚Goldenen Spiegel', die vollkommene Lebensweisheit verkörperte. Ein solcher tiefblickender und zugleich sanft-

[1]) So heißt eine von den herumreisenden Töchtern Schach Bambos, von denen die Geschichte handelt. „Fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund." Oder auch: „Diese Dindonette: Welch' eine vollständige Gans, sobald sie Federn hätte!"

mütiger Mann konnte sie vielleicht beruhigen, trösten, aufheitern; lehrte er doch, obwohl er alle Übel kannte und zugab, einen heiteren Optimismus, ein aufgeklärtes Gottvertrauen: die Welt sei schön und werde mit jedem Tage schöner, wenn wir uns nur von Torheit und Vorurteil, Unmäßigkeit und unsinnigen Begierden reinigen. Das hätte die junge Fürstin gern geglaubt. „Ihre Freundschaft wird mir ein Sporn sein, mich noch fester an meine Pflichten zu ketten," schrieb sie an den Dichter, „um so in der Tat die Achtung eines Danischmende zu verdienen, für den ich die höchste Achtung habe."

Die Lage der Großen ist wie ein schöner Rosenstrauch, der eine Schlange birgt. Ich würde sehr undankbar gegen die Vorsehung sein, wenn ich mich unter die Unglücklichen rechnete. Sie hat mich in eine Lage versetzt, wo ich Tausende glücklich machen kann; ich empfinde selbst auf's lebhafteste diesen Vorzug, den mir die Natur vor tausend Andern verliehen hat; aber die große Empfindlichkeit, mit der mich die Natur begabte, läßt mich auch das ganze Gewicht meines Standes fühlen. Vielleicht bin ich dafür zu empfindlich, und eine stärkere Seele als die meinige würde sich darüber hinwegsetzen. Ich gestehe zu, daß ich in diesem Punkte mich ein wenig schwach fühle: kann überhaupt eine Frau eine starke Seele haben?

Wenn damals neue Bekannte zu einander Zutrauen faßten, pflegten sie sich ihren Lebenslauf zu erzählen, ihre „Geschichte," wie man es nannte. Die Herzogin tat es jetzt schriftlich;[1]) zugleich aber begann sie eine vertrauliche Aussprache mit ihm über die Eigenschaften

[1]) Es ist allerdings nur eine Vermutung von mir, daß die uns überlieferte Handschrift Amaliens ‚Meine Gedanken' für Wieland bestimmt war.

und die rechte Behandlung ihrer Söhne. Das Ergebnis dieser Gespräche und Briefe war, daß Wieland am 20. September 1772 nach Weimar übersiedelte, um in Gemeinschaft mit dem Grafen Görtz, mit dem er gleichfalls Freundschaft geschlossen hatte, die Erziehung der Prinzen zu vollenden.

Nun war die kleine thüringische Residenz, von der vor kurzem noch Niemand im Reiche zu reden Ursache hatte, nicht nur die Stätte eines vortrefflichen deutschen Theaters, sondern auch der Wohnort eines berühmtesten Schriftstellers. Der Dichter der ‚Musarion', des ‚Agathon', des ‚Neuen Amadis', des ‚Don Silvio', des ‚Diogenes von Sinope' und anderer geistreicher Erzählungen in Prosa oder Versen hatte sich für Weimar entschieden!

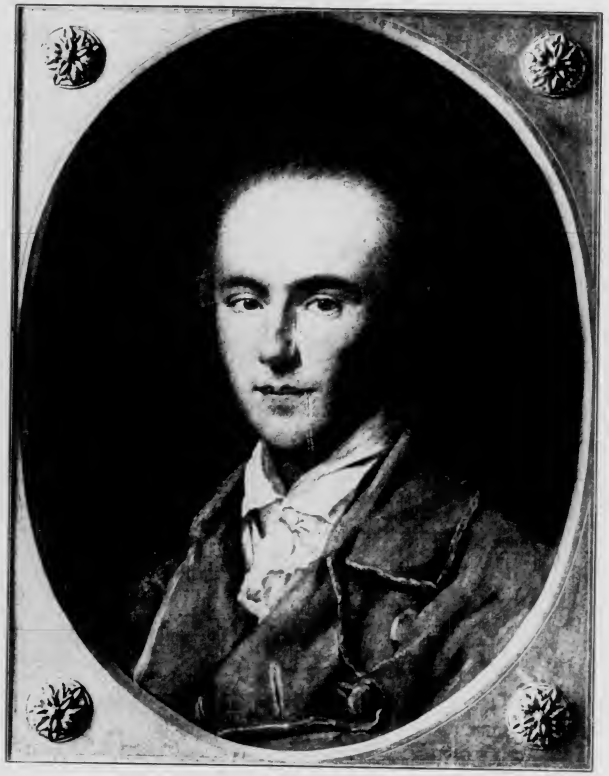
Das war Wielands Absicht bis vor kurzem eigentlich nicht gewesen, und er nahm sich auch jetzt noch nicht vor, in dieser Dorfstadt sein ganzes künftiges Leben zu verbringen. Wie damals mehrere andere Dichter von Rang, so strebte auch er nach Wien, der alten Hauptstadt des Reiches, wo gerade jetzt glanzvolle Zeiten in Aussicht standen, wo namentlich die deutsche Literatur und die deutsche Bühne endlich zu ihrem Rechte kommen sollten: sobald nämlich der aufgeklärte Kaiser Joseph der Zweite, der eine neue Welt zu schaffen versprach, nach dem Tode seiner Mutter alleiniger Herrscher wurde. Diesen edlen Kaisersohn als Philosoph zu beraten, war Wielands schönster Traum; in Gedanken an ihn schrieb er seinen großen staats-

philoſophiſchen Roman ‚Die Könige von Scheſchian oder der Goldene Spiegel‘ und wandelte darin ſelber als der weiſe Daniſchmend neben dem erträumten Zukunftsfürſten Tifan herum. Er ſandte das Buch nach Wien; Joſeph erhielt es, las ein wenig darin, lobte es und — ließ den Dichter, wo er war. Im kleinen Weimar dagegen verlangten die junge Regentin und der heranwachſende Herzog nach dieſem „Daniſchmende.“

Nun ward in Weimar auch ſogleich ein Plan verwirklicht, den unſer Dichter ſich für Wien ausgedacht hatte: die Herausgabe einer vornehmen literariſchen Monatsſchrift, in der Wieland ſelber alle ſeine künftigen Dichtungen und Abhandlungen zu bringen verſprach und zugleich eine Reihe vortrefflicher Mitarbeiter um ſich verſammelte. Er wollte namentlich über die neue poetiſche und wiſſenſchaftliche Literatur Deutſchlands und des Auslands Berichte bringen, auch über die Entwicklung des Theaters und anderer Künſte. Sogar politiſche Überſichten ſollten nicht fehlen. In Frankreich war der ‚Mercure de France‘ allbekannt; er ſollte nicht völlig als Muſter dienen, aber der Titel ‚Deutſcher Merkur‘ ſchien kurz und bequem. Im Januar 1773 erſchien das erſte Heft.

Wir wiſſen ſchon, daß der Büchermann Wieland in ſeinem Muſeo — man nannte die Studierſtube damals „Muſeum“ — den rechten Ton für die feinere Welt fand; durch die Begründung des ‚Deutſchen Merkurs‘ verpflichtete er ſich gewiſſermaßen öffentlich zum „geſellſchaftlichen Schriftſteller.“ Er kam damit einem großen Bedürfniſſe entgegen, und der Abſatz ſeiner Hefte war ſogleich ſehr gut. Die Auflage,

Wieland.
Nach dem Ölbild von Heinsius.
Gleim-Haus zu Halberstadt.



Friedrich Justin Bertuch.
Nach einem Gemälde im Wittums-Palais zu Weimar.

2000 Abzüge, war bald vergriffen. Er hatte den ‚Merkur', weil er den Buchhändlern nicht traute, in eigenem Verlage; Das brachte ihm viel mehr Arbeit und Schererei, als er vorausgeſehen, und ſo blickte er ſich nach einem Redaktions- und Geſchäftsgehilfen um. Zufällig ſtand ein junger, begabter Mann in Weimar bereit, der auch zu kaufmänniſchen Unternehmungen Neigung und Geſchick hatte: Friedrich Bertuch.

Bertuch war 1747 in Weimar als Sohn eines Arztes geboren; er hatte in Jena zuerſt Theologie, dann die Rechte ſtudiert, ſich aber ſchon damals viel mit Literatur und Naturwiſſenſchaften abgegeben. Dann war er vier Jahre lang Hauslehrer bei dem Freiherrn Bachof v. Echt geweſen, der früher als däniſcher Geſandter in Madrid gelebt hatte und nun das Gut Dobritſchen bei Altenburg bewohnte. Als Bertuch von dort nach Weimar zurückkehrte, war er ein junger, gewandter, lebhafter Mann, der in dem vornehmen Hauſe ſich feine Formen angeeignet hatte und nun mit hohen und niedrigen Perſonen umzugehen wußte. Eine beſondere Kenntnis hatte er ſich in Dobritſchen erworben, die Kenntnis des Spaniſchen; der alte Baron hatte es ihn an der Hand des ‚Don Quixote' gelehrt, um ſich ſelber die Zeit zu vertreiben. Der alte Baron war auch Dichter, der Kirchenlieder und andere Geſänge machte; Bertuch wetteiferte auch darin mit ſeinem Gönner; ſeine Verſe fanden nicht viel Beifall, aber eins ſeiner im Jahre 1772 herausgegebenen ‚Wiegenliederchen' kam doch in aller Mütter und Kinder Mund:

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide
Und sprung mutwillig in den Klee
Mit ausgelaßner Freude . . .

In Weimar lebte Bertuch nun als Literat, als der erste freie Schriftsteller in diesem Städtchen, rasche Bekanntschaft mit den dortigen Gelehrten und Künstlern schließend, aber auch bereits in brieflicher Verbindung mit auswärtigen berühmten Schriftstellern: Weiße in Leipzig, Gleim und Klamer Schmidt in Halberstadt, Bose in Göttingen, Gotter in Gotha. Bei Wieland hatte er sich schon vorgestellt, als Dieser noch in Erfurt lebte. Der ‚Deutsche' oder ‚Teutsche Merkur', wie er nach wenigen Monaten hieß, machte sie nun zu Arbeits- und, da sich Gegner bei jedem Erfolge einstellen, bald auch zu Kampfgenossen. Daneben betrieb Bertuch seine eigenen Geschäfte, „Er übersetzt Bücher und stopft Vögel aus," liest man in einem Briefe jener Zeit; seine ersten Übersetzungen waren ‚Das nußbraune Mädchen' von Prior und die ‚Geschichte des berühmten Predigers Gerundio von Lampazas', ein satirischer Roman des spanischen Paters de Isla, der sich gegen die Mißbräuche der Kirche richtete.

Wielands Stärke lag im Fabulieren und gelehrten Plaudern; zum Dramatiker fehlte ihm viel. Aber er liebte das Theater von jeher und hatte so nebenbei auch auf diesem Gebiet Erstaunliches und Folgenreiches geleistet. Mit 25 Jahren hatte er in Zürich ein Trauerspiel ‚Lady Johanna Gray' geschrieben, das auch sogleich (in Winterthur am 20. Juli 1758) zur Aufführung gelangte und großen Beifall fand. Wie schwach dies Werk sonst auch sein mochte — Lessing zerzauste es und gab die bessere englische Vorlage bekannt — so hatte es doch vor allen bisherigen Theaterstücken der Deutschen einen großen Vorzug: den Wohllaut der Sprache. Es war in Versen geschrieben, aber nicht in gereimten Alexandrinern, wie sie bisher bei den französischen und deutschen Tragödien allein gebraucht wurden, sondern in reimlosen fünffüßigen Jamben. Zum ersten Male hörte oder las man jetzt die Sprache des kommenden hohen Dramas. Zwei Jahre später, als Wieland nach Bern übergesiedelt war, wagte er ein neues Trauerspiel: ‚Clementine von Porretta', wozu er den Stoff aus Richardsons beliebtem ‚Grandison' zog, diesmal in Prosa.

In Biberach war er dann als jüngster Senator Aufseher des Theaters, denn es gab in jenem Städtchen aus Väterzeiten her ein wirkliches Schauspielhaus, worin sich bald herumziehende Komödianten, bald einheimische Liebhaber vorstellten. Dieser Liebhabergesellschaft stand der neue Senator sehr eifrig bei; zwei ihrer Glieder, Tettenrieder und Jungfer Knecht, verrieten entschiedenes Talent: wir haben sie unter ihrem späteren Namen Abt schon kennen gelernt.

Zu eben dieser Zeit war der Vielleser Wieland an Shakespeare geraten. Sein eigener Geschmack und die ganze Bildung seiner Zeitgenossen wurden von diesem wilden Riesen des englischen Theaters auf jeder Seite beleidigt; aber Wieland erkannte und genoß trotzdem

so viele eigentümliche Schönheit und Großheit an diesem Poeten, daß er gegen 22 Stücke übersetzte. Er ließ diese erste große Shakespeare-Übersetzung auch sogleich drucken. Ja, er führte eins der Stücke, den ‚Sturm', mit seinen Biberacher Handwerkern und Bürgertöchtern auf.[1])

Schon in Biberach hatte er auch für seine Mitbürger, die, wie alle Deutschen, den Schluß des Siebenjährigen Krieges feierten, ein Dank- und Freudenspiel gedichtet, sich also im dramatischen Gelegenheitsgedicht geübt. Als er nun von Erfurt aus die junge Herzogin von Weimar in all ihrer Liebenswürdigkeit gesehen und mit ihr geplaudert hatte, brauchte Ekhof nicht lange zu bitten, daß der neue Freund zum nächsten Geburtstag Amaliens das übliche Festspiel schreiben möchte. Wieland griff in seinen überreichen mythologischen Fabelschatz, holte Diana, Endymion, Amor, Venus, Kephalus und die nötigen Nymphen und Grazien heraus; dreien

[1]) Die eigentliche Eroberung Shakespeares für die deutsche Bühne begann mit Friedrich Schröders Bearbeitungen und Aufführungen in Hamburg, 1775 und 1776; aber Schröder ward, wie sein Biograph Meyer von Bramstedt berichtet, 1762 durch Wielands erste Übertragungen gleichsam erweckt. „Schröder verschlang sie und machte sie zu seinem Handbuch." Schröders zweiter Biograph, Berthold Litzmann, fügt hinzu: „Mit dem Erscheinen von Wielands Übersetzung ist die allgemeine Diskussion über Shakespeare eröffnet; erst mit ihr und durch sie war Dieselbe möglich. Alle die Jünglinge, die in dem nächsten Menschenalter mit dem Losungswort Shakespeare ihre Schlachten schlugen, sind durch diese Schule hindurchgegangen, danken ihr die erste Anregung und dem durch ihre offenbar am Tage liegenden Gebrechen gereizten Widerspruch das tiefere Verständnis, welches sie zum Siege führte."

von ihnen legte er Gesänge in den Mund, denn über drei schöne und sichere Stimmen verfügte die weimarische Theatergesellschaft; er sorgte auch für Tänze und Pantomimen und flocht geschickt die erwarteten Glückwünsche und Schmeicheleien für die nun dreiunddreißigjährige Fürstin ein:

Die dem siegenden Reiz der Cythere
Minervens Gaben vereint,
— — — — — — — — — —
Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken;
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken,
Doch immer würd' in ihr
Sie selbst geliebt!

Es war nur eine rasche Gelegenheitsarbeit; die Musik fügte Schweitzer ebenso schnell hinzu, aber diese erste Berührung mit dem feinen Tonkünstler erweckte in dem leicht entflammenden Wieland große Vorsätze. Er sah jetzt die rechte Stunde gekommen, die deutsche Oper zu schaffen, und das kleine Weimar war der rechte Ort! Sogleich ging er an's Werk. Einer Tragödie des Euripides entnahm er als würdigen Stoff die Verherrlichung der treuen Gattin: Alceste gibt ihr eigenes Leben hin, um Das des Gatten zu retten; Herkules aber, von dieser Tat gerührt, führt die Gestorbene aus der Unterwelt wieder herauf, in die Arme des trauernden Admetos.

Der Herzogin erzählte Wieland alsbald von seinem großen Plane, und sie redete ihm sehr zu. Als er ihr nun die Handschrift vorlas, fragte sie, wer es denn komponieren solle.

„Der brave Schweitzer", antwortete der Dichter.

„Aber warum nicht der gute Wolf?"

Nun geriet Wieland in Feuer und rühmte seinen Freund Schweitzer so lebhaft, wie nur er einen Menschen rühmen konnte: zum Hofmann taugte Wieland eigentlich nicht.

Um eben diese Zeit begann er seinen ‚Deutschen Merkur' und auch darin plauderte er sogleich über seine ‚Alceste' und ihren genialen, der übrigen Welt aber noch ganz unbekannten Komponisten. So wurden weimarische Vorgänge und Vorbereitungen zum ersten Male an die Gebildeten im ganzen Gebiete der deutschen Sprache gebracht; zum ersten Male richteten sich viele Augen auf diese neue Kulturstätte. „Erstaunen Sie nicht über meine Verwegenheit?" fragte Wieland in diesen an seinen Freund J. (Jacobi) gerichteten öffentlichen Briefen.

Eine Oper in deutscher Zunge! In der Sprache, in der Kaiser Karl der Fünfte nur mit seinem Pferde sprechen wollte! Von einem Deutschen gesetzt, von Deutschen gesungen! Was kann man Gutes davon erwarten?

Die Vorzüge der welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht der Singbarkeit sind bekannt und unläugbar: allein Hagedorn, Uz, Ramler, Gerstenberg, Jacobi haben uns Beweise gegeben, daß auch die deutsche unter den Händen eines Meisters musikalisch wird. . . .

Daß ‚Alceste' von einem Deutschen komponiert worden, ist ein Umstand, der in der Geschichte unsrer Musik immer merkwürdig bleiben wird. Denn, glauben Sie mir, die Pergolesi, die Galuppi, die Sacchini würden diesen Deutschen mit Freuden für ihren Bruder erkennen. . . . Wie sehr er Maler und Dichter ist! Wie meisterlich er sich des eigenen Charakters der Personen bemächtigt! Mit welchem Feuer er ihre Leidenschaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdrückt! Nichts übertrifft die Kunst, womit er jede wichtige Stelle vorbereitet oder unterstützt oder vollendet. Aber was ich am meisten an ihm schätze, ist die Weisheit, womit er die Begierde, zu schimmern und den Ohren zu schmeicheln, — ja, wo es sein muß, die mechanischen Kunstregeln selbst — der höheren Absicht, auf die Seele zu wirken, aufzuopfern weiß. Andere sehen den Dichter bloß als ihren Handlanger an, er als seinen Gebieter. Er weiß zu schweigen, wo der Dichter allein reden muß; aber wo Jener an den Grenzen seiner Kunst ist, da eilt er ihm mit der ganzen Allmacht der seinigen zu Hülfe. . . . Er verliert sich in seinen Dichter, er wird mit ihm zu einer Person: ein Genius, ein Herz scheint Beide zu beseelen. Wie oft, wenn er mir eine Stelle, womit er soeben fertig geworden, vorsang, rief ich aus: „Welche Muse offenbart Ihnen die eigensten Gedanken meiner Seele und gibt Ihnen den einzigen Ausdruck, den angemessensten unter allen möglichen, ein? Wie machen Sie es, daß Sie mehr tun als ich selbst? Daß Sie sich des Ideals bemächtigen, welches im Arbeiten meinem Geiste vorschwebte und welches ich unvermögend war, mit Worten völlig zu erreichen?

Fünf solcher Briefe ließ Wieland im ‚Merkur' über sein neuestes Werk drucken; besonders setzte er sich darin auch mit seinem großen Vorgänger Euripides auseinander. Dann mochte ihm wohl das Bedenken kommen, daß viele seiner Leser überhaupt gegen allen Theaterkram eingenommen seien. Es war doch immer eine Unterhaltung durch Komödiantenvolk: weshalb mochte die Regentin von Weimar solche Leute bei sich hegen? Und weshalb mochte ein Gelehrter wie Wieland, der jetzt den künftigen Herzog zu erziehen hatte, soviel Geist und Kraft an neue Schau- oder Singspiele wenden? Wieland legte als Antwort auf solche Einwürfe im März 1773 seine grundsätzliche

Stellung und zugleich die besonderen Verhältnisse Weimars dar.

Die dramatische Dichtkunst und die Schauspielkunst, welche in dem alten Griechenlande ein politisches Institut waren, sind in unsern neuern Zeiten durch die wetteifernden Bemühungen der besten Köpfe in dem aufgeklärten Teile von Europa ein moralisches Institut geworden, welches auf die Sinnesart und Sitten eines Volkes heilsame Wirkungen verbreitet und in den Händen einer weisen Regierung eines der wirksamsten Mittel wird, den Verstand und das Herz ihrer Untergebenen zu bilden.

Da unter den damaligen Völkern das englische die höchste Achtung genoß, so berief sich Wieland auf die Ehrungen, die in London einem Garrick und Shakespeare zuteil wurden. Er gedachte dann des Streites zwischen Rousseau, Marmontel und d'Alembert über den Nutzen des Theaters und auch der Kämpfe in Hamburg, wo der Hauptpastor Göze die Komödianten mit seinem Haß verfolgte:

Wir wissen wohl, daß Philosophen noch strenger, wiewohl mit mehr Vernunft, gegen den Mißbrauch des Theaters geschrieben haben, als gewisse Zeloten gegen jeden Gebrauch desselben deklamieren. Auch begehren wir nicht zu läugnen, daß es, als ein moralisches Institut betrachtet, noch immer großer Verbesserungen fähig ist.

Aber gerade in Weimar seien manche Vorwürfe ohne weiteres hinfällig; hier werde durch die Tat gezeigt, wie man die Mängel und Übel der Schauspieler-Gesellschaften abschafft und gute Kräfte hervorruft.

Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenzstadt angedeihen läßt — die Talente und Sitten der hauptsächlichen Personen, aus welchen die hiesige Schauspieler-Gesellschaft besteht — die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird — der Eifer, der den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit immer näher zu bringen — alles Dies macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß Jemand unter uns sich einfallen lassen sollte, Blitze von Kolophonium und Bärenlappen auf eine so beschaffene Schaubühne loszuschleudern.

Überzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügten sich unsere preiswürdigste Herzogin-Regentin nicht, ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften[1]) die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müßigeren Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen: Sie wollten, daß auch die unteren Klassen von einer öffentlichen Gemütsergötzung, die zugleich für Selbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen sein sollten. Und so genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat und dessen keine andere Stadt in Deutschland sich rühmen kann: ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen darf.[2])

---

[1]) hommes d'affaires: Beamte.

[2]) Auch im Berliner Opernhause war von der Eröffnung (1743) an bis zu den Ereignissen von 1806 der Eintritt für alle anständig gekleideten Personen frei; aber in Berlin handelte es sich nur um die italienische Oper, die überdies nur einige Zeit im Jahre gespielt wurde. Es kann hier nicht ausgeführt werden, warum auch sonst diese uns Heutigen so erstaunliche Vergünstigung in Berlin wenig Wert und Wirkung hatte.

Und nun blickte Wieland in die Zukunft — er war gewöhnlich ein guter Prophet:

Allein nicht nur die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauspiel ein Reiz mehr ist, der sie dahin zieht, genießen die Vorteile eines fortdauernden und von dem Hofe selbst unterhaltenen Theaters: die ganze Nation nimmt in gewissem Maße Anteil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommnen sich bei einem solchen Institut ebenso unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer. Nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß, derselben einverleibt zu werden. Die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortreffliche Aufführung ihrer Meisterstücke Bürge ist. Der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer Fürstin zu arbeiten, deren Beifall ihnen mehr ist als der Efeukranz, der den Dichter in den griechischen Dichterspielen krönte. Sie wetteifern untereinander und übertreffen sich selbst. Die deutsche Literatur, der Geschmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabei auf allen Seiten.

Wieland knüpfte diese und weitere Bemerkungen an die erste weimarische Aufführung der ‚Emilia Galotti' an; aber zugleich bereitete er seine zahlreichen Leser auf das große Ereignis ‚Alceste' vor.

Am 28. Mai (1773) geschah die erste Aufführung. Der Andrang war groß; auch aus der Nachbarschaft, aus Jena, Erfurt und Gotha waren die Liebhaber hergereist. Hellmuth als Admet, Günther als Herkules, die Heise als Parthenia leisteten ihre Aufgaben völlig; Madame Koch aber rührte als Alceste durch Schönheit, Spiel und Gesang alle Herzen. Den Höhepunkt erreicht die Handlung, wo Alceste von ihrem Gatten, ihren Kindern Abschied nimmt, da nach dem Orakelspruche ihr Gatte dem Tode verfallen muß, wenn sie nicht statt seiner stirbt.

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott; Gönne mir im Scheiden
Noch die süßeste der Freuden,
Daß mein Tod dein Leben ist.

Ach! die Größe deines Schmerzes
Ist das Maß von meinem Leiden.
Mein Gemahl, o meine Kinder,
Glaubet nicht, ich fühle minder,
Weil mein Herz bei euren Leiden
Seiner eignen Not vergißt!

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott! Gönne mir im Scheiden
Noch die süßeste der Freuden,
Daß mein Tod dein Leben ist.

Im dritten Akt erscheint dann Herkules im Trauerhause.

Die Sonne neigt sich. Müd' und ruhbedürftig
Betret' ich deinen wohlbekannten Vorhof,
Gastfreies Haus!
Gesegnet sei mir, holder Sitz der Unschuld,
Der Zärtlichkeit, des stillen Glücks!
Sei mir gesegnet, frohes Tal!

Er erfährt, was geschehen; er sieht den Kummer des zurückgebliebenen Gatten, er trauert mit ihm.

O! Der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen,
Dem in der Not ein Freund
Zum Trost erscheint:

Ein Freund, der willig ist,
Die Tränen, die er weint,
In seinen Busen aufzufassen,
Der seiner selbst vergißt
Und mit ihm weint.

Herkules ist ein Sohn Jupiters. Der Halbgott darf es wagen, eine Tote über die Fluten des Styx zurückzuführen. Mit zögernden Schritten tritt sie an seiner Hand wieder ein in die Wirklichkeit:

O Göttersohn! noch immer scheint mir Alles,
Was mir begegnet ist, ein Traum,
Ein wunderbarer Traum!

Ich frage mich erstaunt, ob ich es bin?
Die Erde, die ich wieder
Betrete, diese Wohnung, die ich kaum auf ewig
Verlassen, dieser Tempel — Alles ist
Mir fremd. Elysium schwebt
Mit allen seinen unnennbaren Freuden
Vor meinen Augen noch.

Wie selig war ich! — Ach, mit meinem Glücke
Verlor ich auch die Macht, es auszusprechen!
Dies weiß ich nur, Dies fühl' ich — o im Grunde
Der Seele fühl' ich es: es war kein Traum!
Noch atmet mir aus ewig blühenden Gefilden
Der Geist der Unvergänglichkeit entgegen.
Noch saugt mein Ohr
Die Wollust eurer Lieder, o ihr Söhne
Des Musengottes!

Aber mit jedem Hauche irdischer Luft wird sie wieder körperlicher und was sie vordem gewesen. Sie erkennt den Gatten, sie öffnet ihm die Arme:

Es ist kein Blendwerk, mein Admet!
Ich leb', ich lebe wieder
Für dich und fühl' erst jetzt
Den ganzen Wert des Glücks, für dich zu leben!
Schon wandelt' ich
Im Chor der schönen Seelen;
Schon grüßte mich
Aus tausend Wunderkehlen
Elysiums schönster Hain;
Ich fühlte Götterfrieden
Tief in der Brust — — —
Ich hab' Elysiums Glück empfunden!
Allein dem Augenblick, da ich dich wiederfunden,
Ist keine andre Wonne gleich.
— — — — — — — — —
Ihr Götter, die, uns zu beglücken,
Dies Wunderwerk getan,
Nehmt unser dankbares Entzücken
Zum Opfer an!

Alle Zuschauer wurden durch all dies Neue und Schöne gerührt, befriedigt, entzückt. Wieland selbst war am höchsten begeistert: von Schweitzers Musik, von der ganzen Aufführung, von der Franziska Romana Koch:

. . . Und wisset es, künft'ge Töchter
Von meinen Töchtern! Wißt's ihr kommenden Geschlechter!
Ihr Weisen und ihr Guten, wißt:
Sie war Das, was sie schien. Ihr Anblick überraschte
Des Kenners Geist; er sah, was unter'm Monde zu sehn
Unglaublich ist: ein Weib, das den Göttinnen
Der Phidiasse glich; an Wuchs und Bildung schön,
Und wie von außen, schön von innen!
Den keuschen Grazien war ihre Brust geweiht,
Ihr Aug' ein Widerschein der innern Heiterkeit!

An seine Freundin Sophie La Roche berichtete der glückliche Dichter: „daß Fremde vom ersten Rang und von zuverlässigem Urteil, welche in England, Frankreich und Italien Alles gesehen und gehört hatten, beinahe außer sich vor Verwunderung gewesen, in Weimar so etwas zu hören!“

Zufällig waren auch zwei Berliner in der Aufführung und schon in den letzten Proben. Auch ihnen trat bei Alcestens Abschied das Wasser in die Augen. Nachher sagten sie: die Komposition sei zum Teil schön, Schweitzer habe viele rührende Szenen sehr gut ausgedrückt und die meisten Arien seien wohlklingend, aber die Musik sei doch nicht so vortrefflich, als man sie in den Zeitungen ausspreng. Die Madame Koch habe die Alceste nach Proportion aller Umstände zur Verwunderung gut gespielt, und wenn man bedenke, daß die Darsteller doch eigentlich in der Musik Dilettanten seien, müsse man zugeben, daß diese erste deutsche Oper über alles Erwarten gut aufgeführt worden.[1])

[1]) Von den beiden Gästen aus Berlin ist nachher noch die Rede. Was die Bezeichnung der ‚Alceste‘ als erste deutsche Oper angeht, so ist das Wichtigste, daß sie als solche von den Beteiligten empfunden wurde und daß sie wirklich die Reihe eröffnete, die jetzt noch fortgesetzt wird. Allerdings hatte sich Gluck schon einige Jahre vor Schweitzer, 1762 und 1767, der von uns als deutsch empfundenen Opernschöpfung zugewandt — die berühmte Pariser Aufführung der ‚Iphigénie en Aulide‘ geschah jedoch erst am 14. Februar 1774 — aber Gluck vertonte italienische oder französische Texte und arbeitete für die als Oper bezeichnete, d. h. für die dem Deutschen und Volksmäßigen feindliche Anstalt. Unsere heutige deutsche Oper ist mehr aus dem Sing- und Schauspiel hervorgegangen als aus der Oper jener Zeit. Diese letztere war auf italienische oder französische Texte komponiert, und es war welsche Musik, auch wenn die Tondichter Deutsche waren. Die Texte pflegten ganz erbärmlich zu sein; es kam nur auf schönen Gesang und prunkende Ausstattung an. Schönen Gesang aber erwartete man nur von Italienern. Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war die Mehrzahl der Sänger und Sängerinnen in den deutschen Städten, wo es Opern gab, welschen Ursprungs. Als Gertrude Schmehling, die nachmalige Mara, dem Könige von Preußen empfohlen wurde, erwiderte Friedrich der Große: Lieber möchte er sich ja von einem Pferde eine Arie vorwiehern lassen, als eine Deutsche in seiner Oper als prima donna haben. Später ließ er außer der Mara auch noch die Koch und Eichler zu; aber daneben sangen die Gasparini, Molteni, Astrua, die Kastraten Porporino, Caolino, Pasqualino, Salimbeni, Concialini, Tombolini und die Tenoristen Romani und Grassi. Friedrich hielt sich dabei für den Hort und Pfleger deutscher Musik, weil er deutsche Kapellmeister und in der Kapelle deutsche Musiker hatte und die Werke deutscher Komponisten aufführen ließ; aber die Musik in seinem herrlichen Opernhause war trotz dieser deutschen Gehilfen durch und durch italienisch. In Berlin wurde der erste Versuch, eine ernste Oper mit deutschen Sängern darzustellen, erst 21 Jahre später als in Weimar gemacht, am 24. Februar 1795, wo das Nationaltheater Glucks ‚Iphigenie in Tauris‘ aufführte. Einige Jahre vorher, 1789 und 1790, hatten Reichardt und Goethe über den Text zu einer solchen Oper für Berlin verhandelt; aber der Plan ward nicht ausgeführt.

Sechstes Kapitel

Weimar, eine Residenz der Künste und Wissenschaften

1773—1774

Die beiden Berliner, die der ersten Aufführung der ‚Alceste' beiwohnten, waren die Buchhändler Friedrich Nicolai und August Mylius. Nicolai, der vierzig Jahre zählte, hatte neben angestrengter Berufsarbeit sein Schulwissen zu einer gediegenen, ja gelehrten Bildung erweitert. Vom zweiundzwanzigsten Jahre an war er auch als Schriftsteller aufgetreten. Seit 1757 gab er wichtige kritische Zeitschriften heraus, von denen die ‚Allgemeine deutsche Bibliothek' großen Einfluß gewann. Er war ein rechtschaffener, verständiger, wohlmeinender Mann, ein Kämpfer gegen Falschheit und Finsternis. Lessing, Moses Mendelssohn und Ramler hielten mit ihm treue Freundschaft; gute Bekannte aber hatte er in allen deutschen Ländern. In Weimar war Musäus sein Mitarbeiter. Auf Dessen Einladung machte er nach der Ostermesse 1773 von Leipzig einen Abstecher nach dem kleinen thüringischen Städtchen, das jetzt so oft genannt wurde.

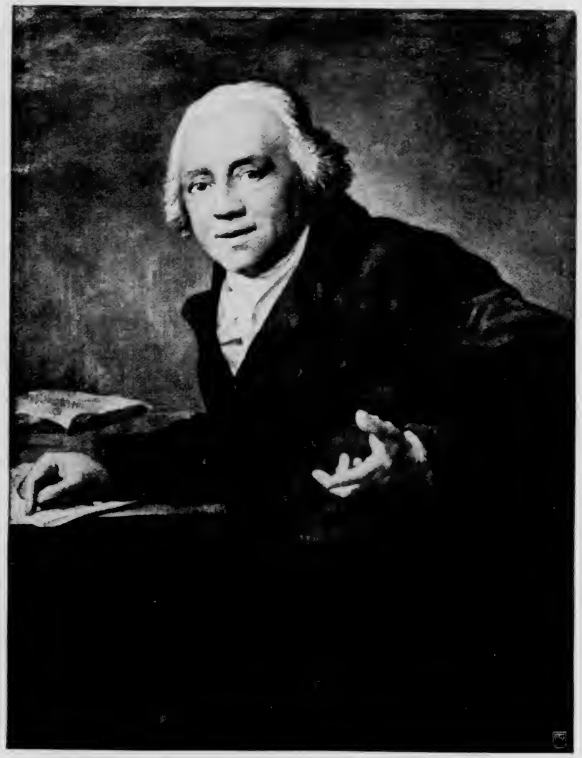
Er erlebte in Weimar die erste Aufführung der ersten deutschen Oper und sah hier zum ersten Male den besten Schauspieler Deutschlands! Seine Bewunderung für Ekhof, der ihm auch im Zimmer einige Rollen vorspielte, war unbedingt. Er lernte aber auch eine Woche hindurch in diesem Neste Weimar immer neue geistig-regsame Menschen kennen. Zunächst die Dichter und Schriftsteller: Musäus, Wieland, Heermann, Bertuch, v. Einsiedel, Brandes; sodann die Musiker: Wolf und Schweitzer; auch ein Benda aus Berlin war gerade anwesend. Von Malern: Schuhmann und Heinsius, der ihn in den Gemälde-Kabinetten herumführte. Zwei tüchtige Naturforscher: Dr. Buchholz und Stiftsprediger Schröter. Zwei freundliche Bibliothekare: Bartholomäi und Schwabe. In Seylers Hause sah er die ehemalige Madame Hensel, die aus Wien zurückgekehrt und ihrem Freunde Seyler nun endlich auch angetraut war, und zugleich die Madame Kummerfeld aus Hamburg, unter welchem Namen nun die ehemals berühmte Tänzerin und Schauspielerin Karoline Schulze ging: sie wäre gern in Weimar auf die Bühne der gütigen Herzogin berufen worden, aber die Rückkehr ihrer vormaligen Rivalin nahm ihr diese Hoffnung. Unter den Staats- und Hofdienern wurden als Gelehrte und Kunstliebhaber manche genannt: der Leibarzt Dr. Hufeland, der Rektor Gymnasii Heinze, der Regierungsrat Schnauß, Rat Berendis usw.

Auch der Adel in Weimar zeichnete sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Künsten aus: Graf Görtz, Kammerpräsident v. Kalb, Landschaftsdirektor v. Lyncker, Geheimer Rat v. Fritsch, Hofmarschall

v. Schardt. Sie alle aber überſtrahlte ein häufiger Gaſt, der neue Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg. Dieſer vom Glück Auserwählte, der den Namen der älteſten deutſchen Adelsfamilie trug, war ſchon als zehnjähriger Knabe zum ‚Domicellar' in Würzburg und Mainz ernannt und im achtzehnten Jahre Doktor der Rechte geworden; dann hatte er große Reiſen durch Italien, Frankreich, Holland und Deutſchland gemacht; bereits mit zwanzig Jahren ward er in die Verwaltung des Kurfürſtentums Mainz eingereiht. Mit 24 Jahren hieß er Domkapitular, mit 26 Domherr von Mainz, mit 27 Statthalter von Erfurt. Kein Wunder, daß man jetzt ſchon in ihm den künftigen Erzbiſchof und Kurfürſten von Mainz ſah! Er rechnete ſelber darauf, vermied es aber viele Jahre, ſich die Prieſterweihe geben zu laſſen, denn er ſtellte lieber den Standesherrn als den Geiſtlichen vor. Alle ſeine Ämter verwaltete er gut; überall erwarb er ſich Liebe; auch die lutheriſchen Untertanen im Erfurtiſchen durften ihm ohne Rückhalt vertrauen. Da er auch alle Wiſſenſchaften und Künſte liebte und als Liebhaber ſelber betrieb — er ſchrieb auch Abhandlungen für Wielands ‚Teutſchen Merkur' —, ſo paßte er vollkommen an den Hof der Herzogin Amalie; er kam oft herüber und empfing auch manchen Gegenbeſuch. Der proteſtantiſch-kritiſche Nicolai war ganz bezaubert von dieſem ſchönen, jungen, geiſtlichen Herrn, der „voll philoſophiſcher und phyſiſcher[1]) Kenntniſſe" und „ein Kenner alles Deſſen, was ſchöne Literatur heißt," war, „und bei allem

[1]) Für „phyſiſch" ſagen wir jetzt: naturwiſſenſchaftlich.

Karl v. Dalberg.
Maler unbekannt.
Gleim-Haus zu Halberstadt.



Nicolai.
Nach dem Gemälde von Anton Graff.

Dieſen überaus beſcheiden, der niemals dezidiert, ſondern ob er gleich oft Weisheit ſpricht, immmer tut, als ob er ſich nur unterrichten und ſeine Meinung widerlegt ſehen wolle.“ Und er fragte ſeinen Freund Ramler: „Iſt Ihnen, mein liebſter Freund, unter Großen und Kleinen ein ſolcher Charakter oft vorgekommen?“

Unſere Berliner Buchhändler hatten auf keine Berührung mit der Herzogin und dem Erbprinzen von Weimar gerechnet; als ſie aber als Fremde der letzten Probe zur ‚Alceſte‘ beiwohnen durften, kam die Herzogin aus ihrer Loge herunter, ſetzte ſich auf die Bank vor ihnen, rief auch Wieland herbei: „Venez donc, mon cher père d'Alceste, mettez-vous ici!“ Und der Erbprinz begann ſogleich ein Geſpräch mit Nicolai. Nach der Probe führte ſie der Hofmarſchall v. Witzleben in das Zimmer der Herzogin.

Sie war unter den Händen des Perückenmachers. Bei unſerm Eintritt ſtand ſie von ihrem Stuhl auf, machte uns auf die gnädigſte Weiſe eine Neigung, und wir küßten ihr den Pudermantel. Sie ſetzte ſich wieder nieder, und wir ſtanden ihr zur rechten Seite. Sie fragte, wie es uns gefallen habe. Es ward von Muſik, Komedie, Malerei u. dgl. geſprochen; der Herr Hofmarſchall miſchte ſich mit ins Geſpräch, und ſo ward ziemlich aller Zwang entfernt, auch der Diskurs oft allgemein. Sie ſtund einmal auf und führte uns in das Nebenzimmer, in welchem ihre Bibliothek war . . . Es dauerte beinahe eine Stunde, daß wir die Genade hatten, bei ihr zu ſein . . .

Die Herzogin iſt die gnädigſte Dame von der Welt, iſt in ihren beſten Jahren, etwas ernſthaft und ſchätzt Künſte, Wiſſenſchaften und Gelehrte ihrer Nation, melches freilich bei den deutſchen Fürſten etwas Seltenes iſt.

So schrieb Mylius nachher auf; Nicolai aber rühmte auch den fünfzehnjährigen Prinzen Karl August:

Der Erbprinz ist von der Literatur sehr unterrichtet und hat für Alles, was deutsch ist, viel guten Willen. Ich sagte ihm unter Anderem, daß ich im Schlosse eben den Saal gesehen hätte, wo die ‚Fruchtbringende Gesellschaft' an der Tafel eines seiner Vorfahren sei abgeredet worden und daß ich mir dabei seine künftige Regierung in einem angenehmen Traum vorgestellt hätte. Er antwortete: er werde nie vergessen, daß er ein Deutscher sei.

„Was haben Sie in Berlin auch für einen kleinen Kritiker, der solch dumm Zeug vom Theater schreibt?" fragte die Herzogin jene beiden Buchhändler. „Der Name schwebt mir auf der Zunge."

Nicolai dachte sich wohl, wen sie meine, aber er stellte sich unwissend.

„Großmann heißt er," rief nun die Herzogin selber. „Was ist Dies für ein Mensch?"

Großmann, ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, hatte als Sekretär und Legationsrat bei preußischen Gesandtschaften gedient, hatte dann in seiner Vaterstadt Berlin gelebt und suchte nun einen neuen Beruf. Das Theater lockte ihn am meisten, obwohl er bei seiner kleinen Gestalt sich nicht wohl zum Schauspieler eignete; zuerst suchte er als Beurteiler mitzuwirken. Er kam auf einen längeren Besuch nach Weimar, wohnte bei seinem Freunde Brandes, und bald danach erschien in dem hallischen ‚Theater-Magazin', das der Kriegsrat v. Hagen unternahm,

eine sehr ausführliche Kritik der weimarischen Bühne. Das Ärgerliche dabei war, daß allerlei tadelnde Bemerkungen darin nicht auf den Gast aus Berlin, sondern auf Brandes zurückgehen mußten, daß also ein Einheimischer und Zugehöriger gegen seine Gefährten und namentlich gegen Ekhof kabalierte. Brandes suchte alle Schuld auf Großmann zu schieben, ward aber doch entlassen; und als man ihn nach einiger Zeit wieder annahm, geschah es wohl nur seiner Frau zu liebe; die Abneigung gegen ihn blieb bestehen.

Solchen Ärger mit den Komödianten und von den jungen Leuten her, die noch weiter nichts können als rezensieren, muß man allemal erwarten. Schlimmer war, daß das Verhältnis zwischen der Herzogin und dem Hofrat Wieland bald zu wünschen übrig ließ. Mit überspannten Hoffnungen waren sie einander entgegengekommen; nun zeigte sich hüben und drüben allerlei Menschliches. Wieland war aufrichtig und eitel wie ein Kind; er rühmte sich selber und seine Arbeiten, namentlich die entstehenden oder eben entstandenen; dabei war er launisch wie ein Weib, maßlos in Liebe, Bewunderung, Vorwürfen und Zorn. Auch Herzogin Amalie war launisch; namentlich aber plagte sie oft die Eifersucht. Sie grollte dem Grafen Görtz, weil die beiden Prinzen mehr an ihm hingen als an ihrer Mutter; da sie nun erlebte, daß der kluge Görtz auch seinen neuen Kollegen Wieland mit Freundschaft einwickelte und daß der Erbprinz mit diesen beiden Er-

ziehern verbunden und verkittet war, litt sie als vernachlässigte Mutter und einsame Frau im Innersten. Bald hatte sie dann einen heftigen Zorn auf Wieland, der ihre Hoffnungen so betrogen; bald entschuldigte sie ihn bei sich selber. „Wenn er sich verfehlt, so ist Das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen," sagte sie; „er ist zu unvorsichtig; in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge. So sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen. Er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerter Gesinnung, aber ein schwacher Enthusiast. Er hört zu sehr auf die Schmeichler."[1])

Wieland dachte noch nach vielen Jahren ungern an diese Zeit zurück. „Heute," so erzählte er als alter Mann, „nahm mich die Herzogin vor dem ganzen Hofstaate an ihre Seite und machte mir die schmeichelhaftesten Konfidenzen, daß ich selbst nicht wußte, wie mir geschah. Tags darauf tat sie gar nicht, als ob ich in der Welt wäre, und peinigte mich mit dieser mordenden Kälte oft mehrere Tage hintereinander."

Wir wissen schon, daß die Herzogin unter den Tonkünstlern ihren Kapellmeister Wolf vorzog, während Wieland den Ruhm Schweitzers laut verkündigte. Auch durch seine Schwärmerei für die Sängerin Koch verdarb er es etwas mit der Fürstin. In dem Schloßsaale, wo die Proben zur ‚Alceste' stattfanden, war es ziemlich dunkel; Wieland stand einmal hinter einem

[1]) So ungefähr schrieb sie am 9. Dezember 1773 über Wieland an den Geheimen Rat v. Fritsch.

Pfeiler und sah zu. Als nun die Madame Koch wunderschön spielte, rief der entzückte Dichter ihr zu: „O du Engel!" Das wollte bei ihm nicht viel bedeuten; „Engel" nannte Wieland jedes weibliche Wesen, das ihm gefiel. Aber er hatte diesmal nicht gewußt oder nicht beachtet, daß die Herzogin auf einer andern Seite des Saales der Übung beiwohnte. Sie hörte den Zuruf, und vier Wochen lang sah sie jetzt Wieland nicht an, oder, wenn sie es nicht vermeiden konnte, warf sie ihm Blitz und Flammen mit ihrem Blick zu.

Welche Art Theaterstücke jetzt in Deutschland beliebt war, ist schon angedeutet; mit jedem Jahre nahm die bürgerlich-moralische Richtung, der englische Einfluß, an Stärke zu.

Schon die Richardsonschen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der ‚Clarisse' auf eine grausame Weise zergliedert. Lessings ‚Miß Sara Sampson' behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der ‚Kaufmann von London' einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittlung am Ende zu gefallen. Diderots ‚Hausvater', der ‚ehrliche Verbrecher', der ‚Essighändler', der ‚Philosoph ohne es zu wissen', ‚Eugenie', und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der ‚dankbare Sohn', der ‚Deserteur aus Kindesliebe' und ihre Sippschaft denselben Weg. Der ‚Minister', ‚Klementine' und die übrigen Geblerschen Stücke,

der ‚deutsche Hausvater' von Gemmingen, alle brachten den Wert des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemütlichen Anschauung und entzückten das große Publikum. Ekhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstande eine gewisse Würde mitteilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne vollkommen gelang. (Goethe, Dicht. u. W. 3. 13.)

Es ward nun schon erwartet, daß an den fürstlichen Geburtstagen, die alle drei in den Herbst fielen, die weimarischen Dichter ihre neuesten Arbeiten huldigend darbrachten. Diesmal, 1773, erschienen am 4. September, einen Tag nach Karl Augusts Geburtstage, Wieland mit einem Vorspiel ‚Die Wahl des Herkules' und Bertuch mit einer Tragödie ‚Elfride'. Einen Monat darauf ward Prinz Konstantin mit zwei Arbeiten Bertuchs begrüßt; ‚Inez de Castro', Trauerspiel von Houdard de la Motte, übersetzt auf Wunsch der Herzogin Amalie, und ‚Scipio', ein Ballett, worin das edelmütige Verhalten des großen Feldherrn gegen seine Gefangenen geschildert wurde. Am 24. Oktober ward dann die Herzogin-Regentin gefeiert; Einsiedel brachte ein Vorspiel, ‚Ceres' dar und Gotter eine neue Bearbeitung von Voltaires ‚Merope'.[1])

[1]) Gotters ‚Merope' gehörte zu den ersten Stücken im fünffüßigen Jambenvers; bis 1836 ward sie gelegentlich aufgeführt. Häufiger noch kam Bertuchs ‚Elfride' auf die Bühnen; der Stoff: Ränke und Mord um ein schönes Weib, war der englischen Sage entnommen; in den ersten beiden Akten folgte Bertuch dem englischen Dichter William Mason; der dritte war selbständiger. Bemerkenswert für jene Zeit war, daß Bertuch die Schauspieler an zwei wichtigen Stellen nicht reden ließ, sondern ihnen ein stummes Spiel vorschrieb.

Namentlich in den beiden Vorspielen hörten die Zuschauer jetzt wieder die neue edle Sprache, wie sie in Wielands Oper zuerst erklungen war. Einsiedels Ceres sprach ganz wie jene Alceste; sie erschien freiwillig auf Erden, hier die geraubte Tochter suchend:

So wandle ich in irdischen Gefilden
Fern vom Olymp, von Götterfreuden fern,
Hier unter Sterblichen
Und seufze, flehe dich,
O Tochter meiner Seele,
Proserpina, von einem Gott,
Der dich der mütterlichen Brust
Entriß, umsonst — umsonst! — zurück.

Wieland selber durfte es wagen, die alte Schulfabel von Herkules am Scheidewege nach hundert Vorgängern noch einmal zu gestalten. Er dachte an sein eigenes Schwanken zwischen Tugend und Sinnlichkeit; er sah seinen geliebten Zögling Karl August vor sich, den man trotz seiner schwächlichen Gesundheit wegen seiner geistigen Lebendigkeit als kraftstrotzend empfinden mußte, und so blieb sein Herkules keine bloße umstrittene Beute zwischen zwei allegorischen Figuren; er steht vielmehr als ein innerlich kämpfender Mensch vor uns, ähnlich jenem Helden der späteren deutschen Sage, Faustus, als die guten Engel noch um ihn gegen die bösen rangen. Ähnlich auch jener andern nordischen Sagengestalt Hamlet — und doch ganz Herkules:

Wer bin ich? — Diese Glut
In meinem Busen, diese Ungeduld
Nach Taten, dieses unaufhaltsame Streben
Nach einem unbekannten Ziel,
Dies Hüpfen jeder Ader da,

Wo Andre beben?
Dies — was ich besser fühlen
Als mir erklären kann:
Wie nenn' ich's, was den andern Erdensöhnen mich
So ungleich macht? Was mich auf ihre Spiele,
Was auf den ganzen Kreis von ihren kleinen Sorgen,
Entwürfen, Freuden, Plagen, kalt und unbewegt
Mich niederblicken heißt,
Wie man auf einen Haufen Kinder blickt,
Die sich um einen Apfel raufen.

Und dann, als die lockende Verführerin ihm zuredet und zugleich die strenge Göttin der Tugend ihn gewinnen möchte:

O Göttin löse mir
Das Rätsel meines Herzens auf!
Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß —
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft! Die bessre siegt, so lange
Du redest; aber kaum ergreift
Mich diese Zauberin mit ihren Blicken wieder,
So fühl ich eine andere
In jeder Ader glühn . . .

In eben dieser Zeit der fürstlichen Geburtstage hielt sich ein neuer Gast aus Berlin in Weimar auf, der sich mit Grüßen von Nicolai und Großmann einführte, jenen echten Berlinern aber ganz unähnlich war. Karl v. Knebel nannte er sich; sein Vater war ein sehr tüchtiger fränkischer Beamter bürgerlicher Herkunft, den Friedrich der Große aus eigenem Antrieb in den Adelsstand erhoben hatte. Der Sohn neigte zu einem frommen

Gemütsleben und wollte zuerst Pfarrer werden; als ihm Das verwehrt wurde, studierte er die Rechte; er fühlte sich aber unter den rohen Studenten nicht wohl und folgte deshalb der Aufforderung eines älteren Bruders, der ihm eine gute Laufbahn im preußischen Heere in Aussicht stellen konnte. Gleich nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges trat er als Fähnrich in die Potsdamer Garde ein, und Fähnrich blieb er zehn Jahre lang, obwohl er seine Schuldigkeit tat und sich auch der Gunst des Kronprinzen, ja des Königs selbst erfreute: es gab eben in diesen ersten Zeiten nach dem großen Kriege keine Beförderung. Des Drills und Wachdienstes gründlich satt, erbat er seine Entlassung und zugleich den Hauptmannsrang. Der alte Fritz fand jedoch, ein Fähnrich könne beim Abschiede nur zum Leutnant aufrücken. Knebel wäre nun gern in Berlin geblieben, denn er hatte unter den dortigen Gelehrten und schönen Geistern viele Freunde; aber es ward zunächst kein Amt, das ihm zugesagt hätte, frei. So wandte sich der entlassene Leutnant seiner fränkischen Heimat zu. Unterwegs besuchte er das Städtchen Weimar, und dort stellte er sich der Herzogin mit einem Briefe des preußischen Kronprinzen vor. Dem Äußern nach war er ein echter Soldat; aber in dem großen, starken, abgehärteten Körper wohnte immer noch eine zarte, fromme, scheue Seele. Er dichtete, hielt sich jedoch für keinen großen Dichter und vermochte die Glücklicheren zu lieben, die Besseres leisteten. Er suchte sie auf, wenn er in ihre Nähe kam, und wechselte viele Briefe mit ihnen.

Nur als Dichterfreund kam er jetzt auch nach Weimar; vierzehn Tage blieb er in vergnügtem Zu-

sammensein mit den dortigen Gelehrten und Künstlern. Zufällig aber hatte der erste Geheime Rat der Herzogin, Freiherr v. Fritsch, vor kurzem beantragt, daß für den jüngeren Prinzen Konstantin, der auf eine Laufbahn in Kriegsdiensten angewiesen zu sein schien, ein militärischer Begleiter oder Lehrer angestellt werde; als er den feingebildeten Knebel kennen lernte, schien ihm Dieser der rechte Mann zu sein. Knebel seinerseits wartete im Vaterhause zu Ansbach sein weiteres Schicksal ab; dort traf ihn die Frage aus Weimar. Er wußte schon und im Laufe der weiteren Besprechung bemerkte er es noch deutlicher, daß in diesem Städtchen Alles in zwei oder noch mehr Parteien zerfiel und jeder neu Hinzutretende, ob er wollte oder nicht, sogleich zu dem einen oder andern Heerhaufen gerechnet wurde. Leider sah er auch die kleine fürstliche Familie in zwei Parteien gespalten; auf der einen Seite stand die Herzogin, deren Regierungszeit sich dem bestimmten Ende näherte, und ihr getreuer Minister v. Fritsch; dagegen bildeten der Erbprinz, Graf Görtz, Wieland und Andere die Partei „der aufgehenden Sonne." So schwankte Knebel, ehe er den Antrag der einen Partei annahm; als aber auch der Erbprinz und Graf Görtz ihn versicherten, daß sie nicht gegen ihn seien, sagte er endgültig zu. Bis zum Herbst 1774 zögerten sich diese Verhandlungen hin.

Unterdessen waren schon wieder einige bekannte Literaten in Weimar erschienen. Aus Leipzig kam Gottfried Dyk, ein schreibender Buchhändler wie Nicolai;

aus Gießen der junge Christian Heinrich Schmid, der zugleich Universitätsprofessor und Theaternarr und als solcher auch schon von seinem Rektor bei der Landesherrschaft verklagt worden war: er hatte nämlich auf die Seyler-Ekhofische Gesellschaft, als sie in Weßlar spielte, ein Lobgedicht drucken lassen oder wie der Rektor es ausdrückte, seine Feder so entweiht, eine Bande durchreisender Komödianten zu besingen. Er gab Theaterzeitschriften heraus und streute eine Menge Rezensionen aus; leider erhob sich dieser ‚Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst' nicht aus der Vielschreiberei zu höheren Leistungen; den „Lumpensammler am Parnasse" nannte ihn ein Spötter.

Im April 1774 kam in Gotters Gesellschaft Heinrich Christian Boje nach Weimar: ein Holsteiner aus alter Familie, in Göttingen als Hofmeister von deutschen Adligen und reichen Engländern sich ernährend, ein großer Freund der schönen Literatur. Er gehörte zu den Menschen, die nicht durch ihre eigenen Erzeugnisse, sondern durch ihre Fähigkeit und Neigung, mit Andern Freundschaft anzuknüpfen, recht nützlich werden. Er stellte Verbindungen her zwischen vielen Einzelnen oder gar Einsamen, stiftete Bündnisse und gemeinsame Unternehmungen. So hatte er schon 1769 mit Gotter zusammen nach dem Muster des französischen ‚Almanach des Muses' einen in Göttingen erscheinenden deutschen ‚Musen-Almanach' begründet, in dem alljährlich die bekannten Dichter wie auch die neuesten Talente ihre Lieder, Epigramme und Balladen drucken lassen konnten. Im Sommer 1772 hatte sich dann um ihn eine Anzahl Göttinger Studenten, die der Dichtkunst ergeben waren,

zu einem geselligen Vereine, dem ‚Hain', versammelt: Voß, Miller, Hölty und Andere, zu denen später zwei Grafen Stolberg, Leisewitz und auch der in der Nachbarschaft wohnende Justiz-Amtmann Bürger traten. Diese jungen Menschen schwärmten für Deutschheit und Freiheit, erhitzten sich aneinander, steigerten aber auch gegenseitig ihre Kräfte und leisteten zeitweise oder auch auf die Dauer Besseres, als sie ohne solches Bündnis gewagt und vermocht hätten. Durch seinen Briefwechsel hatte Boje vielleicht noch größeren Einfluß; er stand z. B. mit Knebel, Bertuch und Wieland schon längst in schriftlichem Verkehr; jetzt sah er seinen Studienfreund Bertuch wieder, erneuerte seine Bekanntschaft mit Wieland, plauderte mit den andern weimarischen Schriftstellern und konnte dann wieder manchem Andern von diesem neuen Musenorte erzählen.

Bald nach Boje erschien der Unterrichts-Verbesserer Bernhard Basedow, der mit dem Grafen Görtz schon längere Zeit in geistigem Verkehr stand und nun in Weimar Helfer und Schüler für seine in Dessau zu begründende Zukunftsschule suchte. Im Ganzen: ein unangenehmer Mann, der die Musik verabscheute und nach Tabak stank, ein Streithahn und Besserwisser; dabei sagte er aber, wie alle Widerspruchsgeister, manches zutreffende und zeitgemäße Wort. Nach Basedow kam der freundliche Halberstädter Dichter Wilhelm Gleim; er stand bereits in der Mitte der Fünfziger und war durch seine Lieder und Liederchen recht bekannt, auch durch Kriegslieder und seine Schwärmerei für den tapferen Preußenkönig; seinen guten Namen unter den deutschen Schriftstellern verdankte er aber weniger seinem

bescheidenen Können als seiner unermüdlichen Freundlichkeit und Hilfslust. Er hatte ein hübsches Einkommen und blieb ledig; so stand manchmal ein Sümmchen dem ärmeren Freunde zur Verfügung. Niemals war ein Dichter bereitwilliger, seine Mitstrebenden am Parnaß zu bewundern, zu rühmen und sie als Brüder zu lieben. Hier und jetzt in Weimar schloß er herzliche Freundschaft mit Wieland und Bertuch. Man versprach sich viel von einem künftigen Hand-in-Hand-Arbeiten.

Wenn damals die Künstler und schönen Geister in Weimar an die Zukunft dachten, so rechneten sie immer mit dem einen wichtigen Ereignis, daß am 3. September 1775 der Erbprinz nach Fürstenrecht großjährig werden und daß der Achtzehnjährige an diesem Tage die Regierung seiner beiden Herzogtümer übernehmen würde. Sie erwarteten dann noch viel bessere Zeiten, schon weil der wirkliche Herzog über mehr Gewalt und Mittel verfügte als seine Stellvertreterin. Zum Beispiel planten Wieland und Bertuch eine große weimarische Verlagsanstalt, wozu der Herzog das Nötigste beisteuern sollte. Bertuch bat jetzt schon um Vater Gleims künftige Schriften:

Wieland und ich, wir beide haben fest beschlossen, hier in Weimar unter dem Schuß und mit Unterstützung unseres jungen vortrefflichen Fürsten eine große Buchhandlung zu errichten, die besten Schriftsteller Teutschlands durch höhere Bezahlung ihrer Werke mit uns zu verbinden, der großen Buchhändler-Rotte dadurch das Gleichgewicht zu halten und folglich Dieselben zu nötigen, gerechter und billiger gegen verdienstvolle Gelehrte zu sein, die sie jetzt als ihre Tagelöhner halten und bezahlen.

Gewöhnlich schüttet das Schicksal leise und allmählich unsere Erwartungen und Vorsätze mit Sand und Moder zu, so daß ihr Ruhelager zum Grabe wird; dieser Verlagsplan schlief ein, weil Wieland und Bertuch schon der Vertriebsarbeit am ‚Teutschen Merkur' so müde wurden, daß sie die Zeitschrift, sehr gegen ihre früheren Grundsätze, dem einzigen Buchhändler in Weimar: Ludolf Hoffmann, in Verlag gaben. In anderen Fällen senkt sich von irgendwo her eine plumpe Faust plötzlich knickend und tötend auf unsere Zukunftsgedanken. Solch ein Ereignis war das Gewitter, das in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1774 über Weimar sich entlud. Einer der Blitze schlug in das Dach der Hofküche und ließ dort unter den Sparren ein Glimmen zurück, das Niemand bemerkte; am nächsten Mittag schlug das Feuer aus dem Dache; bald brannte das halbe Schloß; die Herzogin Amalie, die unpäßlich im Bette lag, mußte eilends flüchten. Viele Menschen suchten zwar dem Feuer zu wehren und die Sachen zu retten; besonders zeichneten sich dabei die Schauspieler aus, denen die Herzogin eine Heimat gegeben hatte. Es blieb auch der größte Teil der sehr starken Mauern stehen; aber es war doch plötzlich das ganze Schloß unbewohnbar, und der Wiederaufbau stellte Aufgaben, die die Regentin in ihrem letzten Jahre nicht auf sich nehmen konnte. Leider trat auch die Uneinigkeit, die zwischen ihr und dem Erbprinzen herrschte, gerade bei den nunmehr nötig werdenden Entschlüssen offen zu Tage.

Von Komödienspiel konnte jetzt keine Rede mehr sein; auch der Theatersaal war zerstört worden, und selbst wenn ein anderer Raum tauglich gewesen wäre,

so hätte man doch nach diesem schlimmen Ereignis weder das Geld, noch die Stimmung für dergleichen entbehrliche Unterhaltungen gehabt. Die Komödianten mußten also wieder einmal einpacken und weiter wandern. Aber sie zogen doch nicht mehr in der altgewohnten Weise als stättelose Leute ab und waren nicht mehr auf die wetterwendische Fortuna allein angewiesen. Die Herzogin beschenkte sie reichlich und legte namentlich Fürbitte für sie bei ihrem freundlichen Nachbar, dem Herzog von Gotha, ein, der denn auch die ganze Gesellschaft sogleich übernahm. Schon vom 8. Juni an spielte sie in Gotha.

Eben hatten sich die weimarischen Gelehrten zu Schauspiel- und Operndichtern entwickelt: nun mußten sie, wie vormals Gotter und Reichard umgekehrt, die lange Fahrt nach Gotha unternehmen, wenn sie Ekhofs Spiel sehen und Schweitzers Musik hören wollten. Wieland hatte an einer neuen Oper ‚Angelica und Medor' gearbeitet; sie wurde nicht fertig. Heermann hatte ein Singspiel ‚Die Nachbarn' liegen, das nicht mehr auf die Bühne kam. Bertuch hatte ein schönes Monodrama gedichtet, in dem Polyxena, die Tochter des Priamus, am Grabe des Achilles ihre Klagen ergoß: er ließ es im ‚Merkur' drucken. Auch ein Studienfreund Bertuchs, der sehr gelehrte Kanzlist Ernst August Schmidt, hatte eine Übersetzung von Merciers bürgerlichem Trauerspiel ‚Jenneval' für die Seylersche Gesellschaft unternommen, und so hatte gewiß mancher Andere noch angenehme Hoffnungen auf die weimarische Bühne gesetzt, die nun auf einmal verschwunden war.

Siebentes Kapitel

Wielands Gegner und andere neue Menschen

1774—1775

Die Jugend will lieben und hassen. Jene Göttinger Poeten, die sich zum ‚Hain' vereinigten, liebten die Freiheit, die Tugend, das alte Deutschtum (wie sie es sich dachten) und haßten also die Tyrannen, die Unsittlichkeit, die Franzosen oder Franken, auch etwas nachträglich jenen berühmtesten Franken, der vor tausend Jahren die Sachsen niedermetzeln ließ. Unter den lebenden Dichtern war der deutsche, fromme, mannhafte Klopstock ihnen Licht und Freude; ihren Haß dagegen richteten sie auf Wieland. Für gewöhnlich versammelten sie sich bei Kaffee und Tabak; wenn aber deutsche Rauschgetränke aufgetischt wurden, so nannten sie beim ersten Glase Klopstocks heiligen Namen, ehrten dann auch Lessing, Gleim, Ramler und Andere. Ward danach aber Wieland genannt, so standen sie auf und schrien: „Es sterbe der Sittenverderber Wieland!" Eine besondere Feier hielten sie an Klopstocks Geburtstage:

Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig: für Klopstock mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wielands ‚Idris' zerrissen. Jetzt las Hahn einige auf Deutschland sich beziehende

Oden von Klopstock vor. Dann tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht; Boje, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen ‚Idris' stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers und Hermanns Andenken, dann Goethes, Herders usw. Nun war das Gespräch warm; wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugend . . . Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wielands Bildnis.

Zuweilen sprachen sie auch von „Rache gegen Wieland" und fühlten sich zu „ich weiß nicht welcher großen Handlung — sollt's auch ein Fürstenmord sein — fähig."

So rasch wie das kleine Weimar eine höfische Musenstadt geworden war, ebenso rasch hatte sich in dem kleinen Göttingen, also nur zwei oder drei Tagemärsche entfernt, ein feindliches Lager gesammelt. Klopstock urteilte: diese jungen Männer würden Wielanden schon noch das Leben sauer machen, sie hätten Genie und Mut.

Wieland ließ sich in keinen großen Kampf ein. Gelegentlich spottete er:

In Göttingen befindet sich ein Haufe getaufter Poeten, welche voll bardischer Begeisterung sich mit heiligem Eichenlaub kränzen und im Dunkel des Hains mit Hymnen und Tänzen den Wodan und die Freya verehren, nachts, in Ziegenfelle gekleidet und mit großen Bierkrügen versehen.

Ein ander Mal wandte er sich ernsthafter gegen die neue deutsche Vaterlandsliebe, da sie das Fortschreiten zum Weltbürgertum und zu allgemeiner Menschengesittung immerhin aufhalten konnte. Im ganzen aber fühlte er sich als redlicher Arbeiter, dem

kein Gegner erheblich schaden kann; der Erfahrene lächelt über Tollheiten der brausenden Jugend.

Als Voß im Juli 1773 gegen Erneſtine Boje auch Goethes Namen nannte, fragte er in Klammern: „Den kennſt Du wohl noch nicht?“ Es hatten damals erſt Wenige Gelegenheit gehabt, dieſen aufgehenden Stern zu bewundern. Aber gerade jetzt erſchien ſein Schauſpiel ‚Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand‘; der Name des Verfaſſers war auf dem Titel nicht genannt, ward aber, da das Stück auf ſeine Leſer ſtark wirkte, bald allgemein bekannt. Klopſtock und die im Hain verbündeten Jüngeren begrüßten den kühnen Frankfurter als ihren Sohn und Bruder. In Wielands ‚Merkur‘ ward das Drama ſchon im Septemberheft ſehr ausführlich beſprochen, und zwar durch jenen Gießener Profeſſor Chriſtian Heinrich Schmid, den wir ſchon kennen. „Das ſchönſte, intereſſanteſte Monſtrum“ nannte er dies ſogenannte Schauſpiel, in dem alle drei Einheiten gemißhandelt ſeien, das auch weder als Luſt-, noch als Trauerſpiel eingeordnet werden und auf keiner Bühne geſpielt werden könne. Schmid bekannte, daß er auch nach mehrmaligem Leſen immer wieder „in den Taumel der Empfindung“ gerate und allen Vorſatz zu kritiſieren vergeſſe.

Uns war Dies das ſicherſte Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfaſſer uns in einer ſo fortdauernden Täuſchung und in einem ſo ununterbrochenen Genuſſe erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urteil und Vergleichung zu denken.

Einiges tadelte er jedoch mit Recht oder Unrecht. Er bemerkte, daß das Hauptdrama ‚Götz‘ durch das Nebenſpiel ‚Weislingen‘ vielleicht allzu ſehr erweitert wird; er tadelte mehrere Charaktere, beſonders die weiblichen, und hinſichtlich der Sprache hätte er gewünſcht, daß der Verfaſſer „einige zu energiſche Ausdrücke weggelaſſen, in dem Gebrauch gewiſſer Provinzial-Wörter und der zu häufigen Weglaſſung der Fürwörter ſparſamer geweſen wäre.“

Aber alle dieſe kleinen Mängel werden durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden und, wie Shakeſpeare, durch die kleinſten, unbeträchtlichſten Umſtände den Leſer in gewaltſame, hinreißende Empfindungen zu verſetzen, endlich durch die meiſterhafte, den Perſonen und Situationen ſtets angemeſſene Sprache und den allenthalben herrſchenden, niemals prahlenden philoſophiſchen Geiſt unmerklich gemacht. . . .

Von Shakeſpeares hohem Genius geleitet, findet der Verfaſſer in den gleichgültigſten Handlungen reichen, dramatiſchen Stoff und ſchafft ſie mit bildender Hand in die hinreißendſten Auftritte um.

Das war gewiß eine recht herzliche Bewillkommnung eines neuen Dichters. Aber dem Herausgeber des ‚Merkur‘ genügte dies Lob noch nicht; Wieland fügte hinzu, daß ihm beinahe Alles, was ſein Mitarbeiter an ‚Götzen v. Berlichingen‘ getadelt habe, nicht tadelnswert erſcheine; er wolle darauf ein ander Mal zurückkommen.

Um eben dieſe Zeit ſchrieb der Dichter des ‚Götz‘ eine Spottſchrift gegen Wieland, Nicht, um ihn zu

Goethes Vaterhaus am Hirschgraben

ärgern oder herunterzureißen, denn wenn Goethe dergleichen hinwarf, dachte er keineswegs an Druckenlassen und eine große Leserschaft, sondern er setzte sich als ein Werdender mit dem älteren, berühmten Dichter innerlich auseinander, sprach seine eigene Meinung frank und frei aus und vergnügte sich dabei. Danach ließ er auch seine Freunde an seinen Späßen teilnehmen.

Er war in den ersten Jünglingsjahren ein Verehrer und Schüler Wielands gewesen; bei weiterem inneren Wachstum hatte er sich dann für Homer, Shakespeare, Volkspoesie und altdeutsche Kunst begeistert; nun fiel ihm Wielands modern-weltbürgerlicher und zugleich gelehrt-überlegener Ton auf die Nerven. Wieland hatte den Shakespeare übersetzt; er wußte ja überhaupt alles Schöne und Große zu schätzen; aber er schulmeisterte zugleich daran herum. In Anmerkungen oder in langen Ausführungen legte er beständig dar, wo und inwiefern Shakespeare oder sonst ein Großer gegen die Vernunft oder einen verfeinerten Geschmack gesündigt habe. Wir erinnern uns an die fünf Briefe, die Wieland im ‚Merkur' über seine ‚Alceste' schrieb: Goethe las sie

mit steigendem Ingrimm. Dem jungen Frankfurter war das Theater in dem nie gesehenen Neste Weimar gleichgültig; ob die dortige oder die Gothaische oder Halberstädtische Dichtergruppe gedieh, fragte er nicht; ebenso langweilte ihn die Lobpreisung von Anton Schweitzers Musik; er achtete auch nicht darauf, daß es sich hier um die erste deutsche ernsthafte Oper handelte; nur das Eine sah er, daß sich der polierte Gelehrte Wieland mit seinem antiken Vorgänger Euripides verglich und Alles besser gemacht haben wollte als der alte Grieche. Goethe „schätzte" nicht die Griechen nach Wielands Art, sondern er bewunderte, verehrte, vergötterte sie, und er schuf sie sich in seiner Phantasie um nach seinem eigenen Bilde oder aber auch nach seinem eigenen gegenwärtigen Glaubensbedürfnis. Er sah sie daher als eine Art Übermenschen, fast als wilde Naturwesen, ungeschwächt von Allem, was man Zivilisation oder Kultur nennt, den edlen Raubtieren ähnlich, die die Wüsten und Felsen durchstreifen. Über Wielands gelockerte Moral entsetzten sich Pietisten und Pedanten, aber Wieland blieb doch immer noch ein Moralist; er war zwar ein philosophischer, aber doch ein Schulmeister, der es beständig mit Tugend und Laster zu tun hatte und zum Beispiel, wie ein ganzes Heer von Schulmeistern vor ihm, den Herkules in innerem Kampfe zwischen zwei allegorischen Weibsbildern dargestellt hatte, von denen die eine Wollust, die andere unsterblichen Ruhm versprach. Der vierundzwanzigjährige Goethe stand bereits jenseits von solchen moralischen Begriffen; er unterschied nicht Tugend und Sünde, sondern Kraft und Ohnmacht.

Solche Gesinnung ergoß er jetzt in eine Posse ‚Götter, Helden und Wieland' — das Dramatisieren war ihm sein liebstes Ausdrucksmittel. Er zitierte den im Schlaf träumenden Wieland vor den Götterboten Merkurius, den Halbgott Herkules, den Dichter Euripides und auch vor Admet und Alceste: natürlich erkennt sie Wieland gar nicht, als sie in ihrer wahren Gestalt dastehen. Und wenn sie reden, versteht er sie nur halb. „Wahrhaftig Ihr seid ungeheuer," spricht er zu Herkules. „Ich hab' mir Euch niemals so imaginiert."

Herkules. Was kann ich davor, daß er so eine engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn sein Herkules, auf den er sich so viel zu gute tut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, und ist mir nichts so begegnet — — — Ich hab' das Wort erst hier unten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's ebensowenig imstande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, Ihr hättet meine Gedichte gelesen, und Ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Herkules. Ein Unding ist sie, wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. . . . .

Wieland. Tugend muß doch was sein, sie muß wo sein. — —

Herkules. Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechts-Zeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt Ihr brave Kerls?

Herkules. Einen, der mitteilt, was er hat. Und der Reichste ist der Bravste. Hatte Einer Überfluß an Kräften, so prügelte er den Andern aus. Und versteht sich, ein echter

Mann gibt sich nie mit Geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch Größern wohl. Hatte Einer denn Überfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder, als sie begehrten, auch wohl ungebeten, wie ich denn selbst in einer Nacht fünfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden, und der Himmel hatte ihm, oder wohl auch dazu, Erb' und Hab' vor Tausenden gegeben, eröffnete er seine Türen und hieß Tausende willkommen, mit ihm zu genießen.

Wieland. Das Meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet,

Herkules. Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extrema vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch tun.

Auch auf die beiden allegorischen Ratgeberinnen, die ihm vom Prodikus her anhaften, schilt Herkules;

„Wären mir die Weiber begegnet, siehst du eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist dein Amadis[1]) kein Narr, ich lass' dir Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland. Kenntet Ihr meine Gesinnungen, Ihr würdet noch anders denken.

Herkules. Ich weiß genug. Hättest du nicht zu lang unter der Knechtschaft deiner Religion und Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? Und Wunder meinst, wie

[1]) ‚Der neue Amadis', 1771 erschienen, handelt „von irrenden Rittern und wandernden Schönen" und besonders von Amadis, der, um sein weibliches Ideal zu finden, „von Einer zur Andern sich unvermerkt Allen ergab."

du einen Kerl prostituiert hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst."[1])

Dieser Scherz war wie gesagt, nur für ein paar andere junge Menschen aufgeschrieben; unter ihnen aber war Jakob Lenz, ein Livländer, der als Hofmeister in Straßburg lebte und der zu Neckereien neigte; ihn juckte es, das Ding gedruckt zu sehen, und der leichtsinnige Goethe ließ ihn gewähren. Das Schriftchen erschien zu Kehl im März 1774.

Es kam also auch in Wielands Hände, und dieser Angriff Goethes reizte ihn, gerade jetzt sein Versprechen auszuführen und den ‚Götz' gegen die erste Rezension im ‚Merkur' zu verteidigen.

Dies ist's, was ich itzt tun will, wiewohl ich leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute Ärgernis daran nehmen und mir übel ausdeuten werden, daß ich Gerechtigkeit gegen einen Menschen ausübe, der es, wie sie sich einbilden, nicht um mich verdient hat. Gerechtigkeit braucht Niemand von uns zu verdienen, dächte ich; wir sind sie einem Jeden schuldig, dem Teufel selbst.

Er wehrte dann die mögliche Verdächtigung ab, als wolle er durch sein Lob einen Gegner zum Freund erkaufen; er berief sich auf sein ganzes bisheriges Schriftstellerleben.

Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des ‚Götz v. Berlichingen', der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satiren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen,[2]) durch diese kleine Apologie

[1]) Gemeint der Pythagoräer Theophron und der Stoiker Kleanth in der ‚Musarion'.

[2]) Das wußte Wieland von den Brüdern Jacobi, denen Goethe in gleicher Weise mitgespielt hatte.

bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen. Ich gönne einem Jeden seine Freude, und wiewohl der Mutwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Rute zu verdienen. Junge mutige Genien sind wie junge mutige Füllen; Das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus und will sich weder fangen noch reiten lassen. . . . Man muß die Herren ein wenig toben lassen. Und wer etwan von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das Gemeine-Beste der Gelehrten-Republik und tröste sich damit, daß aus diesen männlichen wilden Jünglingen . . . noch große Männer werden können. . . .

. . . Mit der Zeit wird sich's schon geben. Man versichert mich: die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft und das beste Herz von der Welt. — Genie, Wissenschaft, gutes Herz! Dies ist just, als ob Jemand Feuer im Busen trüge: Das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so, wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen.

Und nun besprach er „das schöne Ungeheuer", den ‚Götz', und rühmte Alles recht herzlich; nur die Vermengung der altertümlichen mit der modernen Sprache tadelte er als zuweilen störend. Er pries namentlich auch Weislingen als Charakterzeichnung und die drei Weiber, die Schmid für mißlungen erklärt hatte. Überall betonte er, daß dieser neue Dichter wie ein Zauberer wirke und eben Das geleistet habe, was er hatte leisten wollen.

Wenige Wochen später hielt Johanna Fahlmer in Frankfurt, eine Freundin der Jacobis und auch Goethes, der sie „Tante“ nannte, dem jungen Dichter das neue Merkur-Heft unter die Augen. Er war doch sehr begierig, wie Wieland sich jetzt verhielt, wo ihm jene Posse bekannt sein mußte. Welche Gegenhiebe würde er tun?

Eilig las Goethe die Urteile über den ‚Götz‘.

„Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl!“ rief er nach einigem Lesen aus. „Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O gut! Nun, Sie wissen, Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe, ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, er ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit! Ich war trunken! Und, wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben.“

Nun schalt er auf Die, die an der Veröffentlichung schuld waren. Dann las er weiter; seine Miene ward verdrießlich. Er deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

„Da, da! Das ist just, was mich an Wieland so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da, der Ton! Sehen Sie, liebe Tante, ich will's nicht sagen: ich selbst hab' Recht, Wieland hat Unrecht. Denn Alter, Zeitpunkte, Alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur so und so; vielleicht in dem Alter von Wieland — wer weiß, noch eher? — denke ich just so wie er.... Aber mich ärgert's nun noch! — „Mit der Zeit, mit der Zeit!“ — Ja, Das ist's, Das ist's! Just, just so spricht mein Vater! Die nämlichen Händel, die ich mit

Diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit Wieland in diesen Punkten. Der Vater-Ton, Der ist's just, der mich so aufgebracht hat.“

Und dann fragte er das gelehrte Mädchen, ob nicht Wielands lange Erörterungen über die ‚Alceste‘ wirklich den Leser verdrießen mußten.

„Sagen Sie mir um Gottes Willen, warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie verteidigte? Seine ‚Musarion‘, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist ... nichts, nichts nimmt er sich an als der ‚Alceste‘, die für mich just das schlechteste von allen seinen Werken ist .....

Ich muß weiter lesen .... Ganz brav, ganz brav! Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus! Dir kann ich nichts mehr tun!“

Und jetzt kam es ihm erst recht zum Bewußtsein, daß eben dieser beste Lobredner die gegen ihn gerichtete Spottschrift schon kannte.

„Hat er sie wirklich gelesen?“

„Ja, freilich!“ bestätigte ihm die Fahlmer. „Und hier ist die Antwort darauf.“

Sie blätterte um und deutete auf S. 351 unten. Da stand Wielands eigene Anzeige der unartigen Posse:

Der Herr Dr. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem ‚Götz von Berlichingen‘ gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek

Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands ‚Alceste' sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier mit der ihm eigenen Laune dem Verfasser des Singspiels ‚Alceste' auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist.

Goethe wurde rot, als er die wenigen Zeilen las; seine Beobachterin sah, daß es ihn erschütterte.

„Besser hätt' er es nicht machen können!" rief er aus. „Sehr gut! Ich sag's ja; nun muß ich ihn auf immer gehen lassen. Wieland gewinnt viel bei dem Publiko dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert!"

Nun las er die Beurteilung des ‚Götz' noch einmal, „Es ist wahr, er hat Recht!" rief er ein über das andere Mal aus, und das Ergebnis war: „Besser als Wieland versteht mich doch Keiner!"

Aber die beiden Duellanten konnten sich noch nicht als Versöhnte umarmen. Wieland hatte vor der Welt als Philosoph geantwortet; in seiner Stube ging es ihm jedoch sehr nahe, daß dieser junge geniale Mensch ihn im Namen eines kräftigeren neuen Geschlechts dem öffentlichen Gelächter preisgegeben hatte. Unter näheren Freunden verbarg er seine Erregung nicht, und da die

Herumträgerei durch Briefe und Gespräche unter den damaligen schönen Seelen sehr im Schwange war, so erfuhr auch Goethe bald, daß Wieland noch gegen ihn tobe.

Und es blieb ja auch der Gegensatz zwischen der mattherzigen Weisheit Wielands und Goethes unvorsichtiger Krafttrunkenheit. Zwar wollte sich Goethe selber nicht zu der Moral seines Halbgotts Herkules bekennen: „Es ist nur, daß man die Hansen bei der Perücke zupft," erklärte er sich gegen den christlichen Prediger Lavater, „und Sachen sagt, die Niemand Wort haben will." Aber diese übermütigen Gedanken waren doch auch eine zeitweilige Spiegelung seines Innern.

Kurz, Wieland und Goethe blieben Gegner. Aber sie kämpften nicht weiter; der Eine hatte mit seinem ‚Merkur' und seinen ‚Abderiten' zu tun, der Andere mit dem Romane ‚Die Leiden des jungen Werthers' und dessen ungeahnten Wirkungen.

Nun ereignete es sich, daß am 12. Dezember 1774 in einer Vormittagsstunde die beiden weimarischen Prinzen in Frankfurt einfuhren und im ‚Roten Hause' auf ein paar Stunden einkehrten. Sie unternahmen endlich ihre große Bildungsreise. Ihre Begleiter waren Graf Görtz, Stallmeister v. Stein, Hauptmann v. Knebel und der Leibarzt Engelhardt. Knebel, der Dichterfreund, wollte die gute Gelegenheit nicht versäumen, den Verfasser des ‚Götz' und des ‚Werther' kennen zu lernen. Er fand ihn vor einer Staffelei stehen, denn dieser Dichter war dem Malen eigentlich mehr ergeben als der Schreiberei. Die Beiden verstanden sich vom

ersten Augenblicke, und Goethe war sogleich bereit, mit Knebel zu den jungen Prinzen und den übrigen weimarischen Herren zu gehen. Auch hier war die Unterhaltung sogleich lebhaft und angenehm, sogar die Aussprache über Wieland. Die beiden Prinzen liebten ihren Lehrer, wie Görtz seinen Kollegen schätzte; Knebel hatte gleichfalls gute Freundschaft mit ihm; aber sie alle standen Wielanden nahe genug, um auch seine Schwächen zu kennen; und da Wieland so oft seine Meinung frank und frei sagte, gehörte es sich ja wohl auch, daß ihm andere kluge Köpfe die ihrige nicht vorenthielten. Goethe beteuerte jetzt, daß er keineswegs einen Haß gegen Wieland hege; er verehre wie nur einer den Dichter des ‚Agathon' und der ‚Musarion'. Aber dessen kritische Aufsätze, dessen zahllose unnütze Anmerkungen zu Shakespeare und zu den Beiträgen seiner Mitarbeiter seien ihm und seinen Freunden oft verdrießlich gewesen, und da sie nun hierzulande die Neckerei sehr liebten und dabei sich selber und die besten Freunde nicht zu schonen pflegten, so hätte er denn auch einmal bei einer Flasche Burgunder den Wieland zerzaust. Daß das Ding gedruckt worden sei, tue ihm leid. — Mit dieser Erklärung konnten die Weimarischen zufrieden sein; es ward vorgeschlagen, daß Goethe an den älteren Dichter einen Brief richte, um ihm seine gute Gesinnung unmittelbar auszudrücken; der junge Mann war bereit dazü. Da man nach kurzer Rast weiterfahren mußte, um noch vor Nacht Mainz zu erreichen, so ward Goethe eingeladen, dahin nachzukommen, denn die heutige Bekanntschaft sei doch gar zu kurz gewesen. Wirklich folgte ihnen Goethe am nächsten Tage. Knebel und er

Herzog Karl August. Ende 1773.
Von Heinsius.
Nach einem Gemälde der Universität Jena.

Graf Eustachius Görtz.
Nach einem Ölbild (von Heinsius?).
Besitzer: Die Familie.

schlossen Freundschaft miteinander. Der Erbprinz fand offenbar auch viel Gefallen an dem Dichter des ‚Götz'; nur hatte er jetzt gar wenig Zeit, sich mit ihm zu unterreden, denn der Siebzehnjährige mußte vor einer Menge vornehmer Herren und Damen am Mainzer Hofe gesellschaftlich bestehen, und außerdem wurden hier und jetzt Verhandlungen gepflogen, die seine gewünschte Verlobung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt zum Ziele hatten.

Dem Grafen Görtz hatte der kecke junge Advokat und Poet nur halbwegs gefallen. Als man sich einige Wochen später in Straßburg aufhielt, las er mit großem Behagen eine Parodie auf ‚Werthers Leiden', verfaßt von jenem Friedrich Nicolai, der voriges Jahr in Weimar gewesen war. „Goethe wird uns nun zeigen, ob er Neckerei vertragen kann," meinte Görtz; „ich bezweifle es sehr, obwohl er es uns versichert hat".

Wieder einige Wochen später waren die weimarischen Reisenden in Paris, und hier ward man in recht ärgerlicher Weise an Goethe erinnert. Es erschien nämlich in den ersten Tagen des März (1775) eine böse Spottschrift ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten', die man Goethen zuschrieb und wohl zuschreiben mußte: sie war ganz in der Art seiner bisherigen Possen, wandte sich gegen seine Tadler, und überdies waren Bezüge darin auf Gespräche, die er in Mainz mit den neuen Bekannten aus Weimar gehabt hatte. Die Schrift kam zu gleicher Zeit nach Weimar und nach Paris. Am 14. März berichtete die Gräfin

Görtz ihrem Gatten, daß Goethe was Neues und höchst Amüsantes gemacht habe:

Wieland ist unter dem Namen seines ‚Merkur' noch mehr mißhandelt, als es Goethe bisher getan hat; Nicolai spielt darin einen Orang-Utang. . . . Es ist viel Geist in dieser Posse, aber sie verrät einen unwürdigen Charakter. Wieland wird ihm kurz und scharf antworten: er ist außer sich. Übrigens lacht er darüber, wenn er es liest; man kann's nicht lassen.

Der Graf antwortete sogleich: „Dieser Goethe ist ein ordinärer Kerl." Und am nächsten Tage: „Es ist abscheulich, meine Freundin, diese gemeinen Ausfälle Goethes! Nun steht Wieland wieder im Kampfe!" Görtz fand die Schrift keineswegs witzig oder belustigend, sondern nur unflätig; dem Verfasser gehörten Stockstreiche, um ihn von solchen schändlichen Späßen zu kurieren!

Das ist sicher: Goethe und ich werden uns nie im selben Zimmer befinden. Ich wünsche sehr, daß Wieland ihm nicht antwortete; seine Tat verdient die größte Verachtung.

Knebel aber und der Erbprinz fühlten sich schmerzlich getroffen, als Dergleichen wiederum von Goethe ausging, und Knebel schrieb seinen Kummer an Goethes Straßburger Freund Salzmann, der dann den Brief nach Frankfurt weiterschickte.

Unterdessen zweifelte aber Wieland selber schon an Goethes Verfasserschaft. Wieland sei sehr gutmütig, erwiderte Görtz, als ihm seine Frau Das berichtete; er, Görtz, hege keinen Zweifel, daß Goethe der infame Verfasser dieser Schmutzerei sei.

Inzwischen hatte auch Goethe bemerkt, in welchem bösen Verdacht er überall stand; am 9. April versandte

er eine Erklärung, daß er ganz unbeteiligt an dieser Schrift sei. Ein gewisser Heinrich Leopold Wagner habe sie gemacht; er gehörte zu Goethes Umgang, hatte deshalb auch Einiges aus seinen Gesprächen mit den weimarischen Herren erfahren, war in Goethes Denk- und Redeweise eingeweiht, mochte auch mündliche Ausfälle Goethes festgehalten haben.

Nicht Jedermann glaubte der Erklärung Goethes. Unter den Ungläubigen war — Wieland, denn das Schwanken in solchen Meinungen war seine Art. „Goethe ist'n feiner Bursche," schrieb er etwa am 20. April an Gleim; „hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu seinem Bastard sein will. . . . Wollen ihm doch den Gefallen tun und tun, als ob wir's glauben." Und noch ein halbes Jahr danach sprach er gegen Goethes Freund Lavater die Überzeugung aus, Dieser sei auch bei jenem zweiten Angriffe sein Gegner gewesen.

Am 22. Mai kamen die weimarischen Reisenden aus Paris und Straßburg nach Karlsruhe zurück: Karl Augusts Braut lebte am dortigen Hofe. An diesem Hofe hatten sich eben auch drei junge Edelleute gemeldet, die in die Schweiz reisen wollten; ein Freiherr Kurt v. Haugwitz und zwei Grafen Stolberg, Friedrich und Christian, Zöglinge Klopstocks, Göttinger Hainbündler und jetzt schwärmende Freunde Goethes, den sie beredet hatten, mit ihnen gen Süden zu fahren; auch er ward bei Hofe vorgestellt. Karl August sah eben noch diese vergnügten jungen Männer, die alle

vier „Werther-Montur“ trugen: blauen Frack, gelbe Kniehose, runde graue Hüte. „Luise ist ein Engel,“ schrieb Goethe ein paar Tage darauf seiner „Tante“ Fahlmer; „der blinkende Stern“ — damit meinte er den fürstlichen Orden, den sie bei der Audienz trug — „konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre. Der Herzog von Weimar kam auch und ist mir gut.“

Wir erinnern uns des zu jener Zeit merkwürdigen Wortes, das Karl August zu Nicolai sprach: er werde nie vergessen, daß er ein Deutscher sei. Als die weimarische Reisegesellschaft eben aus Frankreich zurückkam, war sie erst recht deutsch gesinnt, Knebel besonders schalt auf die nationale Eingebildetheit der Franzosen und ihre Unfähigkeit und gar zu geringe Neigung, andern Völkern gerecht zu werden. Prinz Konstantin spottete über die Scharlatanerie der französischen Philosophen und Gelehrten.

Bei einem solchen Gespräche fragte Konstantin den Grafen Christian Stolberg: „Was halten Sie von Wieland?“ und Dieser sagte seine Meinung frei heraus. „Ich denke just wie Sie,“ erwiderte der Prinz. „Wieland ist gewaltig eitel und schreibt sich jetzt selbst immer wieder aus. Er könnte gut werden, wenn er jetzt jung wäre. Da könnte er sich noch bilden.“

Und Wielands entlaufener Zögling fuhr fort, so ketzerisch zu reden.

Klopstock und Gluck seien der Stolz Deutschlands, meinte er. Und wie sie weiter plauderten, urteilte er: die Engländer seien die erste Nation.

„Ich hoffe, Euer Durchlaucht nehmen uns Deutsche aus!“

„O, Das versteht sich! Ich rechne uns nicht mit unter die Andern. Wir über Alles!“

Am Karlsruher Hofe ward außer Klopstock auch der andere Messias-Verkündiger Lavater sehr verehrt; namentlich blickte Karl Augusts junge Braut zu ihm als ihrem Seelen-Führer auf. Ihn wollten Goethe und die Grafen Stolberg jetzt auf ihrer weiten Reise besuchen.

Lavater war ein junger Mann von dreiunddreißig Jahren, von Beruf „Helfer,“ auf norddeutsch Diakonus, an der Waisenhauskirche in Zürich, aber schon im ganzen deutschen Sprachgebiet sehr bekannt und viel geliebt. Er bezauberte Frauen und Männer zunächst dadurch, daß er mit dem Christentume vollkommen Ernst machte; man sah und fühlte in ihm einen Jünger Jesu, der würdig gewesen wäre, unter den Zwölfen zu wandeln, und der seinen Herrn gewiß in der größten Gefahr nicht verraten hätte. Durch seine Rechtgläubigkeit fiel er seinen Freunden zuweilen lästig, zum Beispiel Goethen, der zwar ein halbwegs gläubiger Christ war, aber nicht gern von dem Blute des Lammes reden hörte, das uns vor Gott weißgewaschen und aus ewiger Verdammnis errettet habe. Aber als Rechtgläubiger war er doch nur Einer unter Vielen; das Merkwürdigste an ihm war, daß er täglich und stündlich so lebte, wie wenn die Engel Gottes neben ihm stünden, also immer selbstlos, wohltätig sich aufopfernd, sanftmütig, selig in der Gotteskindschaft und gegen seine angeborenen Fehler an-

kämpfend. Seinen Glauben aber dehnte er viel weiter aus, als das „apostolische“ Bekenntnis verlangte. Wohl erklärte die christliche Kirche das künftige Leben für das wahre und unser irdisches Dasein nur für eine zeitliche Vorbereitung: aber Lavater beschäftigte seine Gedanken oder Forschungen sehr viel mehr als andere Gläubige mit den Zuständen und Eigenschaften der Auferstandenen; er suchte eine Wissenschaft vom künftigen Leben zu begründen. Vier Bände ‚Aussichten in die Ewigkeit‘ gab er von 1768 bis 1778 heraus. Aus seinem fleißigen Bibellesen schöpfte er ferner die Uberzeugung, daß die Verrichtung von Wundern den Gläubigen in jedem Zeitalter gelingen müsse; er versuchte also sich selber in dieser Kraft, betete bei Kranken gegen die Krankheit an und, wie man behauptete, versuchte er seinen gestorbenen Freund Heß ins Leben zurückzubeten. Er ging namentlich allen Männern und Weibern nach, denen man eine Wundertätigkeit nachsagte. Und es gab damals sehr berühmte Teufelsbanner und Hände-Auflеger. Als eine dritte Forschung betrieb er die Menschenkenntnis; er beobachtete seine eigene Seele durch Tagebuchführung und hätte gern die Physiognomik, die ja jeder Laie betreibt, zu einer ausgebreiteten Wissenschaft erhoben und zum Wohle der Menschheit angewendet; er bat seine zahlreichen Bekannten um ihre Unterstützung dabei, wie denn sein Arbeiten gewöhnlich geselliger Art war. Als Schwärmer dichtete er auch Schweizerlieder und christliche Ergüsse; er predigte sehr viel, daheim und auf seinen Reisen, zu denen er oft aufgefordert wurde. Ein Teil des Publikums lachte ihn aus, ein anderer ward von seinem redlichen, herzlichen Eifer, seinem echten Glauben

erwärmt. Alle, die zum Pietismus neigten, labten sich an diesem schönen, liebenswürdigen, naiven jungen Manne, der den Herrn Jesus auf Schwizerdütsch verkündigte; also gewann er auch die Freundschaft nicht weniger Damen und Herren von hohem und höchstem Stande.

Im Sommer 1774 reiste er den Rhein abwärts bis Elberfeld, unterwegs viele Besuche empfangend und abstattend, an manchen Orten zur Predigt aufgefordert. Damals sah ihn Prinzessin Luise am Karlsruher Hofe. Gleich nachher schilderte ihn Merck in Darmstadt, der sonst für fromme Schwarmgeister nichts übrig hatte, dem es „dieser außerordentlich gute Mensch“ doch aber auch antat. Er rühmte ihn sogar gegen Nicolai, den obersten Aufklärer:

Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein Methodistenprediger von der ganzen Menge begafft und befolgt. . . . Er hatte sich vorher gefaßt gemacht, viel von der Seite auszustehen; allein seine Demut hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den seine Erbauungsschriften auf so vielerlei Menschengeschöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ sich aber willig kreuzigen von Großen und Kleinen und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsche aus dem Munde einer Princesse-Commère, eines alten Hoffräuleins, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen, jungen, behenden Dorfpfarrers sein. So neu als der Mensch in allen Dingen dieser Welt und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Fakta eines und desselben Charakters zu begreifen und zu finden, daß Das alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden munter, witzig, und genießt des Lebens gern. Nur oft, als ein Mensch, der sich so viel eigene Geschäfte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der Gesellschaft.

Goethe stand schon in Brieffreundschaft mit ihm; nun konnte er ihn auch in seiner persönlichen Erscheinung lieben:

Diese tiefe Sanftmut seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, ja seine, bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn, indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantenen Schild hervor und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. (Dicht. u. W. 3,14.)

Als dann Lavater wieder in Zürich war, erhielt er sehr bald den Besuch der Prinzessin Luise von Darmstadt. Und er konnte deutlich sehen, daß die künftige Herzogin von Weimar sich auch vor dem Heiden Wieland zu ihm und seinem Meister Christus bekennen würde. „Prinzessin Luise — wahrlich eine große Seele!" schrieb er in dem nächsten Brief an Goethe. „Ich hätte sie küssen mögen." Auch das Verliebte gehörte zu Lavaters liebreichem Wesen.

Schon vor seiner großen Reise hielt man für angebracht, dem Erbprinzen Einblicke in die Staatsgeschäfte zu geben; er hatte also keine Zeit mehr für allgemeinen philosophischen Unterricht, und Wieland ward mit ein-

undvierzig Jahren Emeritus. Sein hohes Ruhegehalt — 600 Taler von der Herzogin-Mutter und 400 von Karl August — hätte für eine kleine Familie recht gut gelangt; aber Wieland setzte es sich in den Kopf, der kinderreichste aller bekannten Dichter zu werden, und seine gute Dorothea brachte ihn fast jedes Jahr diesem Ziele näher. Während seine Kleinen um ihn herumkrabbelten, dichtete der Papa gar hübsche Sachen: satirische Romane und lustige Versmärchen, oder er füllte seine neuen Hefte ‚Merkur' mit Plaudereien und Rezensionen.

Der Blick auf seine Familie, zu der auch seine alte Mutter gehörte, beglückte ihn täglich; nicht eben so wohl war ihm bei dem Gedanken an die übrige weimarische Umgebung. Der Herzog entwuchs ihm und geriet unter neue Einflüsse; er befreundete sich auf der Reise sogar mit seinen Gegnern Goethe und Klopstock. Prinz Konstantin segelte unter dem gleichen Winde. Graf Görtz war nicht mehr amtlich mit ihm verbunden, und nun zeigte sich erst, wie wenig Gemeinsames im übrigen der bürgerliche Gelehrte, der so gar kein Hofmann war, und der fein berechnende Edelmann eigentlich hatten. Man sah deutlich, daß Görtz den Erbprinzen vollständig für sich einnahm; gewiß würde er demnächst auch das Land als erster Minister beherrschen.

Jetzt erst hörte Wieland Alles, was die Gegner des ehrgeizigen Grafen zu sagen hatten. Er ward sich nun auch bewußt, daß er selber als Görtzens Freund gegen die Mutter des Erbprinzen manchmal im Unrecht gewesen war oder doch nicht so frei, unparteiisch und gerecht dagestanden hatte, wie es einem Philosophen

zukam. Nun bog sich das Rohr nach der anderen Seite. Zu der Landesverweserin, deren Vertrauen ihn nach Weimar gezogen, hatte er jetzt kein amtliches, sondern nur noch ein menschliches Verhältnis. In ihrer gemeinsamen Liebe zu Künsten und Wissenschaften konnten sie Freunde sein; an ihre beiderseitigen Launen gewöhnten sie sich allmählich. Amalie genoß Wielands neue Gedichte sehr; sie stellte ihm zuweilen auch neue Aufgaben. Sie bat ihn, eines seiner neuen Märchen — es behandelte die eisenachische Sage von Mönch und Nonne, die bei der Wartburg versteinert einander gegenüberstehen — zu einer Kantate umzuarbeiten; der Kapellmeister Wolf sollte sie komponieren: so wuchs aus ‚Sixt und Klärchen' eine ‚Seraphina', die ihren Liebesschmerz dem Monde und dem Himmel klagt und dann vor Gott erzittert, dem sie sich angelobt.

Der Himmel ist vor dir verschlossen,
Und zürnend wendet sich dein Engel von dir weg!

So glaubt sie eine Stimme zu hören und angstvoll schreit sie auf:

Gott, welch' ein Schauder faßt mich —
Die Mauern wanken — —
Die Erde weicht — der Abgrund tut sich auf —
Wo flieh' ich hin? — O rettet, rettet,
O alle Engel, rettet mich![1])

[1]) B. Seuffert vergleicht diese Worte mit Gretchens Angstrufen. Man wird bemerkt haben, wie sehr Goethes klassische Sprache in der ‚Iphigenie' durch Wielands ‚Alceste' und andere erste weimarische Bühnenwerke vorbereitet wurde.

Ein erfolgreicher Dichter, der sich an alle deutschen Leser wendet, hat nicht immer Zeit und Geduld genug, einer Fürstin als gelehrter Freund zu dienen. Amalie aber sah nach Ablauf ihrer Landesverweserschaft eine lange Zeit der Muße vor sich; da brauchte sie unter Anderen einen Verwalter ihrer Handbibliothek, der sie zugleich bei ihren Studien führte, und eben zur rechten Zeit suchte ein passender Gelehrter ein neues Amt: Christian Joseph Jagemann. Schon seine Lebensgeschichte erregte die Erwartung, daß man Besonderes von ihm lernen könne.

Der vierzigjährige Mann stammte aus Dingelstädt im katholischen Eichsfelde; seine Eltern hatten ihn dem geistlichen Stande gewidmet. Wie einst Luther, verbrachte er junge Jahre im Augustinerkloster zu Erfurt; dort sehnte er sich nach Freiheit und Weltlust zurück. Als er nach Konstanz versetzt werden und das letzte Klostergelübde ablegen sollte, entfloh er. Unter vieler Mühsal wanderte er durch das nördliche Deutschland nach Dänemark, wo er entfernte Verwandte aufsuchen konnte. Diese nahmen ihn auch auf; er lebte zwei Jahre als Hauslehrer in einer adligen Familie; dann trieb ihn das Verlangen, seine Heimat wiederzusehen und sich mit seinen Eltern auszusöhnen, in das unwirtliche Eichsfeld zurück. Vater und Mutter aber wollten ihm nur verzeihen, wenn er eine Pilgerfahrt nach Rom leiste und vom Papste die Lösung von seinen früheren Weihen und Sündenvergebung wegen seiner Flucht erlange. Der junge Mann pilgerte wirklich nach Rom, fand endlich Zutritt zum heiligen Vater und trug ihm seine Bitten vor. Er wurde in das Heilig-Geist-Kloster zu

Florenz verwiesen; dort sollte er bei reuigem Leben die Entscheidung abwarten. Erst nach mehreren Jahren ward ihm die erbetene Verzeihung. Nun blieb er als Weltgeistlicher in Florenz, diente den dortigen Deutschen als Beichtvater und ward dabei allmählich ein Vermittler zwischen der deutschen und italienischen Wissenschaft und Literatur, indem er bald aus dieser, bald aus jener Sprache übersetzte oder sich als Schriftsteller bald an deutsche, bald an welsche Leser wandte. Mit der Landeskunde Italiens begann er; dann wandte er sich der höheren Kultur dieses Landes zu, der Sprache, den großen Dichtern; er konnte für einen der besten Kenner von Land und Leuten gelten.

In die Heimat zurückgekehrt, fand er durch denselben freisinnigen Kirchenfürsten, der den Dichter Wieland nach Erfurt berufen hatte, ebendort Anstellung als Direktor der katholischen Schule. Als aber dieser Erzbischof Joseph Emmerich starb, verlor Jagemann seinen Platz, und er würde in eine üble Lage gekommen sein, wenn ihn nicht im August 1775 die Herzogin von Weimar als ihren Bibliothekar aufgenommen hätte. In ein katholisches Land durfte er sich jetzt nicht wenden, denn zu eben dieser Zeit hatte er, um heiraten zu können, den lutherischen Glauben angenommen. Diese seine erste Ehe fiel unglücklich aus und mußte getrennt werden; durch eine zweite Frau wurde er dann mit den Familien Musäus und Kotzebue verwandt; er fand endlich im Kreise der weimarischen Hof- und Staatsbeamten eine dauernde Heimat.

Seine besondere Aufgabe unter den Gelehrten des Städtchens war durch sein Leben in Welschland ge-

Stich von Lips.

Friedrich Hildebrand v. Einsiedel.
Nach einem Pastell in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

geben. Für Wielands ‚Merkur' schrieb er manchen Aufsatz; seine Herrin aber lernte durch ihn die italienische Sprache sehr gut und las nun mit ihm die großen Dichter des Südens.

Jagemann ward schon ein Mitglied des neuen Hofes, den sich Herzogin Amalie für die Zeit, wo sie ihre Regentschaft abgeben mußte, vorbereitete. Zu ihrem Geheimsekretär und Schatullverwalter wählte sie den Rat Johann August Ludecus; er mußte nebenbei die Kasse des Prinzen Konstantin führen. Der Kavalier dieses Prinzen, Karl v. Knebel, stand auch in der Gunst der Mutter hoch, obwohl er zum Hofdienste eigentlich sehr wenig taugte. Andere angenehme junge Männer, die für Künste und Wissenschaften Sinn hatten, waren Johann August v. Kalb, der ältere Sohn des Kammerpräsidenten, Moritz v. Wedel, der für das Forstfach erzogen wurde, und Franz v. Seckendorff aus der bekannten fränkischen Familie, der in Weimar als Regierungsrat diente. Noch lieber war der Fürstin der junge Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, den wir schon als Übersetzer und fröhlichen guten Menschen kennen lernten; er war besonders der Musik bis zur Leidenschaft ergeben. Ihn ernannte Amalie jetzt zu ihrem Kammerjunker. Zum Hofmarschall aber berief sie einen Grafen Moritz Putbus von der Insel Rügen, der sich durch Geist und Kenntnisse auszeichnete; er hatte ihr von Erfurt aus öfters seine Aufwartung gemacht. Ihre Hofdamen waren, wie bisher, die alternde und immer mehr sich rundende Luitgarde v. Nostiz und die hübsche Charlotte oder Lottchen v. Stein, eine

Schwester des Stallmeisters; zu ihnen gesellte jetzt die Herzogin eine junge Luise v. Göchhausen. Dies Fräulein war verwachsen und auch nicht schön von Angesicht, aber sie hatte Geist und Witz und paßte in einen Kreis von Gelehrten und Künstlern.[1])

Da man jetzt auf das Theater verzichten mußte, fanden die Konzerte der Hofkapelle um so größere Aufmerksamkeit. Kapellmeister Wolf, der sich der dauernden Gunst seiner Herrin erfreute, komponierte und dirigierte eifrig; neue Musiker wurden angestellt, unter ihnen der tüchtige Flötist Johann Friedrich Steinhardt, der anfänglich Theologie studiert, dann sich aus großer Neigung der Musik gewidmet und zuletzt der Stuttgarter Hofkapelle angehört hatte. Seine Frau, Friederike, eine gute Sängerin, trat als Vokalistin der Kapelle bei; eine andere neue Sängerin war Maria Salome Philippine Neuhaus, ein junges, zierliches Geschöpf. Auch Wolfs Gattin ließ ihre schöne Stimme nach wie vor gern hören; durchaus musikalisch, wie alle ihre Brüder und Schwestern Benda, konnte sie auch kleine Lieder setzen. Neben diesen drei Frauen stand nur ein Mann als singendes Mitglied der Kapelle, Johann Adam Aulhorn, jener ehemalige Schauspieler, der einst zu Döbbelins Gesellschaft gehört hatte und als Tanzmeister in Weimar

[1]) Der ganze Hofstaat der Herzogin Amalie bestand im ersten Jahre nach dem Regierungsantritt ihres Sohnes aus 22 Personen; ihre Jahres-Einnahme und Ausgabe war etwa 90 000 M. in heutigem Gelde.

geblieben war. Wenn zu diesem Bassisten ein Tenorist gebraucht wurde, so half Heinrich Seidler aus, Sekretär am Oberkonsistorium und Sohn des kinderreichen Geistlichen, den wir als ersten Lehrer der Prinzen kennen lernten.

Auch zu den wenigen bildenden Künstlern traten einige neue Gestalten. Einen Hofbaumeister berief Amalie 1774 aus ihrer braunschweigischen Heimat: Johann Friedrich Rudolf Steiner. Seine Begabung erwies sich freilich im Künstlerischen schwächer, als man gewünscht hatte; sie war mehr auf das Technische, Praktische und Geschäftliche gerichtet, aber er ward dann gerade dadurch ein vortrefflicher Gehilfe für auswärtige Entwerfer oder einheimische Dilettanten.

Ein sehr geschickter Bildhauer, Martin Klauer, reichte 1772 aus Rudolstadt die Bitte ein, daß er im Weimarischen zugelassen und zum Hofbildhauer ernannt werden möchte; im nächsten Jahre willfahrte man ihm. Klauer ließ sich zuerst in Berka nieder, lieferte aber schon manche Arbeit in die Residenz. Für den Brunnen auf dem weimarischen Marktplatze schuf er einen höchst lebendigen Neptun, und für den Friedhof an der Jakobskirche fertigte er einen Obelisken, den die Regentin zu Ehren eines beim Schloßbrande umgekommenen Zimmergesellen errichten ließ.

Steiner und Klauer waren im Jahre 1775 Männer von 33 Jahren; 42 Sommer dagegen, ebensoviele wie Wieland, zählte der Maler Georg Melchior Kraus, als man ihn in Weimar kennen und lieben lernte. Er

stammte aus Frankfurt, hatte sich in Paris nach Boucher und Greuze gebildet und hatte dann in seiner Heimat und oft auf den benachbarten Herrensitzen als Maler und Zeichenlehrer gelebt. Eine seiner Schülerinnen war die Freiin Jeanette Luise vom Stein zu Nassau; als sie sich mit einem Grafen Werthern verheiratete, berief sie ihren freundlichen Lehrer alsbald auch in ihren neuen Wohnsitz, Neunheilingen bei Langensalza.

Von hier aus besuchte Kraus dann den Hof zu Weimar. Der Inhalt seiner Mappen wurde liebevoll betrachtet; der gefällige, bescheidene Maler machte sich rasch eine Reihe Freunde; man gab ihm Aufträge. Da er noch keine feste Stätte hatte, so drang man in ihn, in Weimar zu bleiben. Wie aber konnte er hier versorgt werden? Bertuch, der gern gemeinnützige Unternehmungen plante, schlug im August 1774 die Errichtung einer weimarischen Zeichenschule oder Zeichen-Akademie vor. Ihr Zweck sollte sein, alle Handwerker, Gesellen, Lehrburschen, die zu ihren Arbeiten einiges Zeichnen bedurften oder doch Besseres leisten würden, wenn man ihre Hand und ihren Geschmack bildete, an einigen Nachmittagen der Woche zu versammeln und sie teils in den Anfangsgründen, teils in dem für ihr Fach zweckmäßigen Zeichnen zu üben. Dies sollte Aufgabe zweier Unterlehrer sein, als welche Bertuch sich Heinsius und Schumann dachte. Auch Klauer konnte herangezogen werden. Der Direktor der Anstalt, ein Mann wie Kraus, sollte dann auf die hervortretenden Talente achten und ihnen täglich zur Verfügung stehen, also künftige Künstler für die verschiedenen Gewerbe, auch künftige Maler, Kupferstecher

u. dgl. ausbilden. Auf diesen Direktor kam Alles an; er sollte neben den Zeichensälen wohnen; die ganze Anstalt dachte sich Bertuch in einem Obergeschosse des Gymnasiums; die jährlichen Kosten berechnete er auf etwa 500 Taler, wovon 400 Taler als Gehalt des Direktors gemeint waren. Welches Schicksal seine Vorschläge hatten, ist nicht bestimmt zu sagen. Sie wurden wohl weder verworfen, noch sogleich ausgeführt. Jedenfalls aber entschloß sich Kraus, am Orte zu bleiben, und vermutlich ward er beauftragt, eine solche Zeichen-Akademie allmählich ins Werk zu setzen.[1]) Bisher, d. h. seit Löbers Tode, hatte Weimar nur zwei Maler von Beruf gehabt; Heinsius arbeitete treffliche Bildnisse, Schumann konnte wohl auch ein Ölbild tadellos kopieren, ward aber sonst nur für die Zieratmalerei an Zimmerwänden und -Decken berufen: mit Kraus kam nun ein Dritter hinzu, der alle Aufgaben der Zeichen- und Malkunde übernahm. Er war Junggeselle, viel gereist, in vornehme Gesellschaft eingewöhnt, heiterer Gemütsart: kurz, er paßte vollkommen an den neuen Musenhof. Und wenn man, wie billig, die Breite seines Talentes bei der Schätzung mitrechnete und aus seinen sehr zahlreichen Arbeiten nur die immer noch zahlreichen

[1]) Daß schon 1774 die weimarische Zeichenschule von Bertuch ausgedacht wurde, ist erst 1918 durch Dr. Pischel bekannt gemacht worden. Daß Bertuch zu seinen Vorschlägen kam, um Kraus in Weimar festzuhalten, ist meine Vermutung. Bertuch und Kraus wurden dann auf Lebenszeit Freunde und Arbeitsgenossen. Wann Kraus seinen Unterricht und damit die jetzt noch bestehende weimarische Zeichenschule anfing, hat sich noch nicht feststellen lassen. Ihr Bestehen ist erst vom Herbst 1777 an bezeugt.

guten und besten aussonderte, so konnte man ihn wohl einen großen Künstler nennen.

Er war übrigens, ebenso wie Knebel, ein Verbindungsmann zwischen dem weimarischen Kreise und dem vielberedeten Dr. Goethe in Frankfurt. Denn wenn Kraus sich in der Heimat aufhielt, suchte Goethe in allen Arten der Malerei seinen Rat und Unterricht und ließ sich von ihm auch über die Menschen und Zustände draußen im Reiche, z. B. über die weimarischen, erzählen. Er besah das Bild der Wielandschen Familie sehr genau; auf einer anderen Leinwand waren der Kapellmeister Wolf und seine Frau dargestellt, er am Flügel, sie sich zum Singen bereitend; auch von Bertuch, Musäus, Kirms, Berendis, Ludecus, Buchholz war die Rede. Goethe arbeitete damals höchst eifrig für die Physiognomik und das Werk Lavaters; und so versuchte er sich auch an diesen weimarischen Bildern im Ablesen der inneren Eigenschaften. Nach solchen Besuchen plauderte dann auch Kraus einmal über Goethe, wenn er nach Weimar schrieb. Goethe sei jetzt sehr lustig und wieder in Gesellschaften, schrieb er im März 1775 an Bertuch:

. . . und tanzt wie rasend. Macht den Galanten bei'm schönen Geschlecht — Das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzugehen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche.

Daß dieser berühmte Dichter und seltsame Mensch demnächst in Weimar erscheinen werde, war schon seit

Die Familie Wieland. 1774.
Von G. M. Kraus.
Nach dem Gemälde in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Goethe 1774.

dem Dezember 1774 zu erwarten. Als die Prinzen und ihre Begleiter in der Mitte des folgenden Sommers zurückkehrten, wußte man, daß die Einladung ausgesprochen sei.

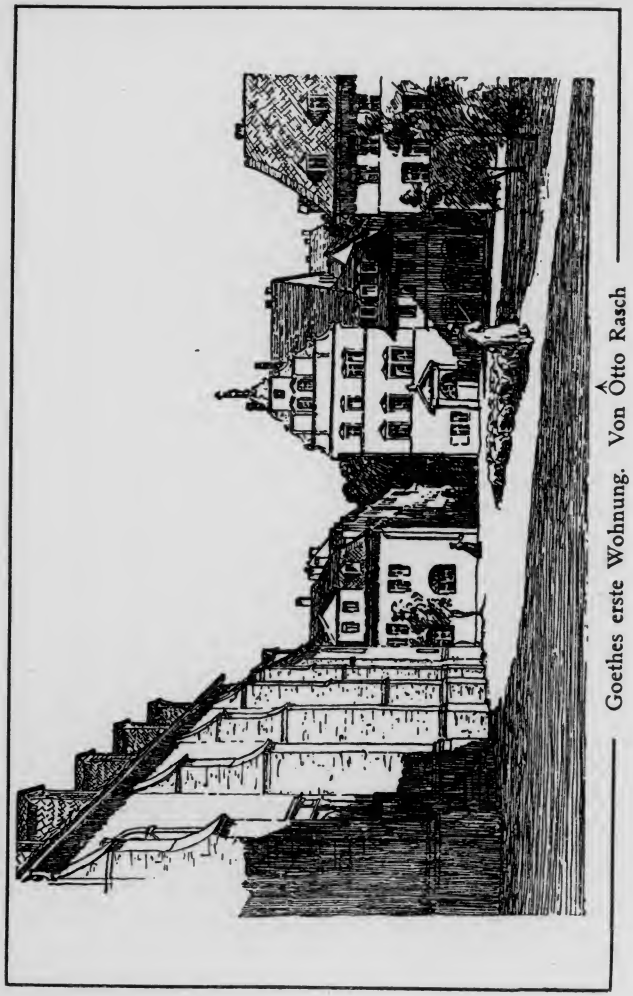
Achtes Kapitel

Goethe als Gast in Weimar

1775—1776

Am 3. September 1775 trat der achtzehnjährige Herzog Karl August die Regierung seiner Fürstentümer Weimar und Eisenach an; am 18. des gleichen Monats reiste er nach Karlsruhe ab; am 3. Oktober fand dort seine Trauung mit der Prinzessin Luise von Hessen statt; am 17. Oktober zog das junge Paar in Weimar ein. Und schon am 27. Oktober schrieb Wieland in einem Briefe: „Auf Goethen warten wir hier sehnlich seit 8—10 Tagen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde."

Am 7. November, in aller Frühe, erschien er. Er stieg ab bei dem Kammerpräsidenten v. Kalb, dessen Sohn ihn auf einem in Landau neu gekauften Wagen herbegleitet hatte. Der würdige alte Präsident, der sich stets als Freund der schönen Wissenschaften gab



Goethes erste Wohnung. Von Otto Rasch

und einen Günstling seines neuen Herrn warm zu halten wünschte, bat den Dr. Goethe, bei ihm Wohnung zu nehmen, solange es ihm gefalle; der Sohn hatte schon unterwegs im Wagen Brüderschaft mit Goethe gemacht. Zum ersten Mittagessen ward Wieland geladen, der ganz in der Nähe wohnte und zu den Freunden des Hauses gehörte: die beiden Gegner traten sich gegenüber und waren nach einer halben Stunde Freunde.

„O, bester Bruder, was soll ich Dir sagen?" schrieb Wieland jetzt an Fritz Jacobi. „Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!" Und an Lavater:

Ich muß Ihnen sagen, daß seit letzten Dienstag Goethe bei uns ist und daß ich den herrlichen Menschen binnen dieser drei Tage so herzlich lieb gewonnen habe, so ganz durchschaue, fühle und begreife, so ganz voll von ihm bin . . . Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen; bei Menschen von Goethes Klasse ist es schlechterdings nötig.

So begeistert wie Wieland drückten sich Andere nicht aus, aber der geniale Gast gefiel Manchem. Der junge Herzog zog ihn sehr an sich. Die Damen am Hofe hatten die ‚Leiden des jungen Werthers' gelesen und waren höchst begierig auf den Dichter, der ihre Herzen so süß gepeinigt hatte. Eine dieser Damen, die Oberstallmeisterin v. Stein, hielt in einem Spottgedichte das Bild von Goethes Eintritt in den Kreis der Herzogin Amalie fest. Er erscheint in ihrem Scherzbilde in einem

Saale, wo getanzt wird, schaut sich um und spricht für sich:

Sind da eine Menge Gesichter herum,
Scheinen alle recht adliche Gänse dumm!

Verschiedene werden ihm vorgestellt; er macht ein steifes Nickerchen, und je begieriger man ihn reden hören möchte, um so hartnäckiger scheint er zu schweigen. Die Herzogin-Mutter selbst nähert sich ihm freundlich:

Wir haben dich längst bei uns erwart't,
Du einziges Geschöpf in deiner Art!

Er verbeugt sich und schweigt weiter. Nun redet ihn die kleine junge Göchhausen an:

Ich bin sehr neugierig auf dich gewesen,
S'ist nun mal so in meinem Wesen.

Sie wird mit einer kurzen Antwort begnadigt:

Können also jetzt Ihre Neugier stillen!
Wie's Ihnen beliebt, nach Ihrem Willen!

Zwei andere Damen. Frau v. Stein und Frau v. Werthern, belauschen den seltsamen Menschen aus der Ferne.

Gleichgültig ist er mir eben nicht!

gesteht Frau v. Stein,

Doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mich sticht,

Und die jüngere Freundin, die Frau des zweiten Stallmeisters, bestätigt:

Ja, ja, 's ist Werther ganz und gar!
So liebenswert als er mir immer war.

Nun kommt die Reihe der Vorstellung auch an sie. „Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen," beginnt Frau v. Stein. Goethe verbeugt sich. Sie setzt wieder an: „A propos des Balls: mögen Sie gern tanzen und lachen?"

„Manchmal," erwidert der große Mann;

Manchmal, doch meistens schleicht mit mir
Herum ein trauriges Gefühl
Über das ew'ge Erdengewühl. . .

Und damit verneigt er sich wieder und geht.

So hatte ihn ja schon der Maler Kraus geschildert: höchst ungleich in Stimmung und Laune, „ganz sein," nach keiner Menschen Gebräuchen sich richtend. Auf diese Weise zog er die neuen Bekannten erst recht an, denn

Wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, Der verführt!

Halb war es Erfahrung und Klugheit, was sein Handeln bestimmte, häufig aber doch ein innerer Zwang. Bald war er gar sehr Meister über sich, bald gar nicht. Überhaupt zeigte er sich als eine Verkörperung von hundert Gegensätzen. Äußerlich wirkte er zuweilen wie ein schöner Mann; in anderen Stunden ging ihm jeder Reiz ab. Ziemlich groß von Wuchs, war er sehr mager; Jemand scherzte, seine Waden und Wangen seien ebenso apostrophiert wie viele Wörter in seinem ‚Götz'. Seine Gesichtsfarbe war gewöhnlich ungesund, gelblich-blaß; seine Haltung steif; sein Gang erinnerte an die Bewegung des Perpendikels. Wie abweisend-ungesellig er sein konnte, sahen wir eben. Sobald er sich aber unter Freunden fühlte, die ihn verstanden, wurde er höchst liebenswürdig, ja bezaubernd. Dann brach das

Feuer seines Innern durch die angenommene Kälte; die großen braunen Augen funkelten, die Wangen röteten sich, seine Bewegungen wurden lebhaft, sein Körper gelenkig, und seine wohllautende männlich-tiefe Stimme erklang in unerhörten Reden. Er sprach volksmäßiger, als man gewöhnt war, in rheinischer Mundart und in kühnen, kräftigen Vergleichen und Bildern. Er hatte seine eigenen Ideen über alle Sachen, seine eigenen Wörter, seine eigenen Manieren: die Natur hatte nach so viel Fabrikware in ihm einmal ein Originalgenie hervorgebracht! Bald war er naiv wie ein Kind; in einer andern Stunde sah man in seine Seele wie in eine unendliche Tiefe. Sehr gern redete er auch ironisch-satirisch, verfocht Meinungen, die er gar nicht hatte; Das verwirrte dann manchen Zuhörer. Auch ausgelassen lustig konnte er sein und wie ein achtjähriger Junge umhertollen oder sich auf dem Boden herumwälzen, mit Gesicht und Gliedmaßen Fratzenspiel treiben. Gleich danach sprach er so ernsthaft und weise wie ein Greis, der alle Nöte des Lebens an sich selber erfahren.

Es folgte jetzt in Weimar ein Fest dem anderen. Der junge Herzog war von seinen Erziehern erlöst, endlich Herr im Lande und hatte eben eine gleich junge Herzogin in sein ‚Fürstenhaus' geführt. Mit dem Fürsten war auch die ganze Umgebung hoffnungsvoll-erregt: es sollte ja eine neue Zeit beginnen, ein viel kräftigeres, frischeres Dasein. Man lebte im Rausch und Wirbel. Die Abseitsstehenden, die älteren und kälteren Beobachter

— sie standen eben abseits und wurden nicht beachtet. Graf Görtz und Freiherr v. Fritsch, sonst Gegner, wußten jetzt beide nicht mehr, woran sie waren; sie mußten beide fürchten, daß der junge Herr seine Liebe, sein Vertrauen auf neue, wilde Leute richte.

In ganz anderer Lage war auch die Herzogin-Mutter. Sie hatte sicherlich Amt und Macht verloren; sie aber fühlte sich jetzt wohler als vorher: wie von schwerer Last befreit. Und wenn sie sich auch zuweilen um ihren Sohn sorgte, so vertraute sie ihm doch auch, eben weil er ihr Sohn war. Sie bewegte sich also fröhlich unter den Fröhlichen, während ihre neue Schwiegertochter trotz ihrer achtzehn Jahre zumeist bedrückt aussah und sich an diesen lustigen Hof nicht sogleich gewöhnen konnte.

Goethe war etwa drei Wochen lang der anziehendste Gast in den Gesellschaften: da erschienen zwei neue Genies, die noch dazu als Reichsgrafen aus altem Geschlecht und als Schüler und Lieblinge Klopstocks, des allverehrten frommen Sängers, von vornherein empfohlen waren: Christian und Friedrich zu Stolberg. Nun ließen sich erst recht die weimarischen Kavaliere und Damen mitreißen, und Einige geberdeten sich, als seien auch sie schon in der Wiege kleine Herkulesse gewesen. Kein Wunder, daß es den Stolbergs hier viel besser gefiel als an dem stillen, wohlgeordneten Hofe zu Gotha, wo man den ‚Werther' mißbilligte und immer noch auf Voltaires Besuch und Briefe stolz war. „Heute Mittag hatten wir die Herzogin zwischen uns," schrieb einer der

Brüder von ihrem ersten Tage in Weimar; „es ist eine gar vortreffliche junge Frau! Verstand wie ein Engel, und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das edelste Herz hervor.“ Und ein paar Tage später:

Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwitwete Herzogin, eine noch schöne Frau, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steifsein Würde suchen; sie ist scharmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art einem Angenehmes zu sagen. Prinz Konstantin ist ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau v. Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes schönes Weibchen.

„Die ganze herzogliche Familie,“ heißt es wieder in einem andern Stolbergischen Briefe, „ist, wie keine fürstliche Familie ist.“

Man geht mit ihnen allen um, ganz als wären's Menschen wie Unsereiner. . . . Unser Goethe war da und ist da: Den hab' ich noch viel lieber gekriegt. . . . Einen Abend soupierten wir beim Prinzen, des Herzogs Bruder. Miteins ging die Tür auf, und siehe: die alte Herzogin kam herein mit der Oberstallmeisterin, einer trefflichen, guten, schönen Frau v. Stein. Beide trugen zwei alte Schwerter aus dem Zeughause, eine Elle höher als ich, und schlugen uns zu Rittern. Wir blieben bei Tische sitzen, und die Damen gingen um uns herum und schenkten uns Champagner ein. Nach Tische ward Blinde Kuh gespielt; da küßten wir die Oberstallmeisterin, die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich Das sonst bei Hofe tun?

Die Vormittage waren die Grafen gewöhnlich bei Goethe oder bei demselben Wieland, den sie kürzlich

noch, wie alle Göttinger Hainbrüder, als einen Verderber der teutschen Nation am liebsten umgebracht hätten und nun als einen gar guten Menschen und Hausvater lieben lernten. Mittags von Zwei bis Fünf speisten und unterhielten sie sich bei Hofe; die Abende verbrachten sie wieder bei Hofe oder wo sonst musiziert oder getanzt wurde. „Einen Nachmittag las Goethe seinen halbfertigen ‚Faust‘ vor; es ist ein herrliches Stück: die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen.“ Ein andermal kam bei Tische die Rede auf Friedrich Stolbergs ‚Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert‘, den der Dichter unterwegs in Zürich als Manuskript für Freunde hatte drucken lassen; man reichte das Blatt dem Herzoge, und Karl August las es schmunzelnd. Einen ungeheuren Freiheitskampf malte sich darin der Dichter aus: die Deutschen gegen einen Tyrannen, Karl genannt nach dem großen Franken Karl, der vor tausend Jahren die Sachsen schlachtete.

An einem Strome kommt es zum letzten heißen Kampfe; dann ist der große Sieg errungen.

Willkommen, Jahrhundert der Freiheit!
Großes Jahrhundert, willkommen!
Du schönste Tochter der spätgebärenden Zeit!
Sie gebar dich mit Schmerzen und sprang staunend auf,
Da geboren war das mächtige Kind.
— — — — — — — — — — — — — — —
„Tochter, du nimmst hinweg deiner Mutter Schmach!
Rächst deiner Schwester weinenden Gram . . .
Schon flammt dein blauer rollender Blick,
Schon greifest du mich stark an mit der zarten Hand;
Bald tönen um deine Wiege herum

Waffengetös und der Sieger Gesang!
Du wächsest schnell auf; ich seh' dich schon
In schöner weiblicher Riesengestalt,
Mit zuckenden Wettern im vertilgenden Aug',
Mit wildhinstürmendem goldenen Haar!
Donner entrollen deinem Fußtritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldnen Trümmer Tyrannen dahin!
Du gießest aus mit blutiger Hand der Freiheit Strom!
Er ergeußt sich über Deutschland. Segen blüht
An seinen Ufern, wie Blumen an der Wiesen Quelle."

„Sie gehen ja nach Berlin," fragte Karl August, als er fertig gelesen; „Wollen Sie das Gedicht nicht dem großen Friedrich überreichen?" Und Stolberg reimte sogleich in Knittelversen eine bittere Widmung an jenen „großen Friedrich", der, sobald er auf friedlichen Pfaden ging, nur nach französischen Gefährten ausblickte. Auch diese Keckheit Stolbergs ward mit Vergnügen aufgenommen, obwohl doch sonst die Verwandtschaft mit dem Preußenkönige zur weimarischen Zierde gehörte.[1])

Die Stolbergs konnten nur acht Tage bleiben; sie strebten nach ihren weiten Reisen heim zu ihren Schwestern

[1]) Böttiger (I. S. 54) erzählt von einem andern Ausbruche der zu jener Zeit neuen und sehr verworrenen Teutschheit: „Unter anderem wurde damals auf Bertuchs Stube im Fürstenhause ein Genie-Gelag gehalten, das gleich damit anfing, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein paar schmutzige Aschenkrüge, die in der Nachbarschaft aus einem alten Grabhügel genommen worden waren, zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetische Anrede an dies heilige Gefäß, das die Asche eines echten alten Deutschen umschlossen habe, und brachte Thuiskons Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Schale trank."

Graf Friedrich Stolberg.
Nach dem Gemälde von J. B. Lampi.
Photographische Aufnahme von F. Bruckmann A. G. München.

Goethe.
Nach dem Ölbild von G. M. Kraus.
Besitzer: Dr. W. Vulpius in Weimar.

und Freunden in Hamburg, Holstein und Dänemark und wollten unterwegs auch noch die Höfe zu Dessau und Berlin besuchen. Karl August mochte besonders den jüngeren Grafen, Fritz, gut leiden; er hätte ihn gern auf die Dauer bei sich gehabt und ließ es ihm durch Goethe und Dalberg sagen; eine Kammerherrn-Stelle mit 600 Taler „Pension," wie es damals hieß, und freier Tafel bot er ihm an. Der junge Edelmann schlug gern in die dargereichte Hand. Nur wollte er erst einige Zeit bei den Seinen wieder heimisch werden.

Der Fünfundzwanzigjährige freute sich herzlich auf dies sein erstes Amt:

> Wieviel Gutes verspreche ich mir von einem Orte, wo der Guten so viel sind! Wo eine fürstliche Familie die wahre Hoheit empfindet und so gut ist und so edel und glücklich! Wo am Hofe so brave Männer sind und liebe, liebliche Weibchen![1])

Als die Stolbergs abfuhren, hätten sie ihren Freund Goethe gern, wie damals bei der Fahrt in die Schweiz, mitgenommen. Aber davon wollte Karl August nichts hören; ihm war es schon, als ob er ohne Goethe nicht schwimmen noch waten könnte. Und er sann nach, wie er diesen herzlichen, guten und großen Menschen, der aus seinem reichen Innern täglich neue Schätze mitteilte, auf immer an sich ketten könnte. Zum Kammerherrn war der Bürgerliche nicht zu machen, und leider war Goethe, der daheim die Rechtsanwaltschaft mehr

[1]) An Knebel, 9. März 1776.

vernachlässigt als betrieben hatte, auch für kein Amt in der Landesverwaltung vorgebildet.

Doch wozu jetzt schon solche Sorgen! Der neue Freund blieb als sein Gast, sein Gesellschafter, sein Herzbruder. Die Beiden schlossen wirklich Brüderschaft mit einander, und wenn auch Goethe den Landesherrn nur in vertrautem Beisammensein mit Du anredete, so war die enge Freundschaft doch sogleich Stadtgespräch und Briefneuigkeit. Man hatte längst beobachtet, welche jüngeren Leute der Herzog besonders begünstigte; man wies auf die Herren v. Kalb, v. Einsiedel, v. Knebel und Andere; vor Allen aber war Moritz v. Wedel beliebt, ein sehr junger hübscher Forstmann, ein Mensch ohne Falsch, angenehm, ehrenhaft, auch tüchtig in seinem Fache. Jetzt aber war plötzlich ein Fremder, ein Bürgerlicher, ein Poet allen Einheimischen vorauf! Mit ihm schien der junge Fürst alle Angelegenheiten zu besprechen, und selbst sein alter Vertrauensmann, Graf Görtz, stand nun plötzlich im Hintergrunde. „Einigen steifen Hofleuten waren wir ein Dorn im Auge," schrieben schon die Stolbergs heim; jetzt fragten sich in Weimar die steifen Hofleute und manche Andere, ob der Zorn des Himmels diesen Dr. Goethe auf die Dauer neben ihren Herrn stellen wolle. Und man sprach mit Kopfschütteln oder lautem Schelten über die greulichen Reden, die der neue Günstling zuweilen führte, über die unsittlichen Gedanken und rohen Ausdrücke in seinen Schriften, über die Verwirrung, die seine unleugbare Dichterkraft in jugendlichen Gemütern anrichtete. Man deutete aber auch auf Fehler hin, die der junge Herzog bereits begangen, auf die sinnlose Verschwendung von Zeit und

Geld für seine Vergnügungen, auf die Untätigkeit im neuen Regenten-Amte, auf das wilde Trinken, Reiten und Jagen bei einer keineswegs starken Gesundheit. Wie lange sollte dieser Rausch des jungen Herrn dauern?

Den Poeten aus Frankfurt hinderte Niemand, frei nach seinem Gusto zu leben; ein Fürst aber sitzt trotz aller Vorrechte in einem Netze, dessen Fäden und Knoten von seinen Verwandten, seinen Räten und den fürstlichen Vettern der Nachbarschaft gehalten und bewacht werden. So mußte Karl August einige Wochen nach seinem Regierungsantritte mit seiner Gemahlin anstandshalber den Hof zu Gotha, den berühmten Musterhof, besuchen; acht Tage der Weihnachtszeit mußte er sich hier auf dem hohen Schlosse Friedenstein beständig sanft-gemessen-höflich-herablassend betragen; unterdessen ritten seine weimarischen Gefährten Goethe, Kalb, Einsiedel, Bertuch, nach eigenem Behagen durch die Wälder über Jena hinaus in eine abgelegene Försterei, Waldeck genannt, und vergnügten sich, wie es ihnen gerade einfiel, und Goethe schrieb ihm aus dem Hause des Wildmeisters: „Bei natürlichen guten Menschen . . . ich hab' Sie etliche Mal auf dem Ritt gewünscht, auch hier, es würd' Ihnen wohl sein!

Gehab' Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen grad' und treu wie Du!

„Die Kirche geht an, in die wir nicht gehn werden," erzählt Goethe seinem fürstlichen Freunde weiter aus dem Försterhause,

aber den Pfarrer laß' ich fragen, ob er die ‚Odyssee' nicht hat, und hat er sie nicht, schick' ich nach Jena. Denn unmöglich ist Die zu entbehren in der homerisch-einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heute früh lang ausgeschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, wo es ungefähr heißt:

„Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Herde. Uber ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht. Und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät-dämmernden Morgen."

„Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet," heißt es weiter. Damit ist die heilige Nacht vor dem Feste gemeint! Und „so auch der ganze heutige Tag," also der erste Weihnachtstag. Der Gipfel solcher Freiheit ist das Räuberleben; also steigerten sich die jungen Hofleute und Künstler zum Rugantino und Basko hinauf — so hießen zwei Figuren in einem Räuberschauspiel, das Goethe neulich aus der Handschrift vorgelesen:[1])

Nach Tisch rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten hatten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um Das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuchs weißem Tressenrocke und einer alten Perücke des

[1]) ‚Claudine von Villa bella', Schauspiel mit Gesang, in erster Fassung 1776 bei August Mylius in Berlin erschienen. Gewöhnlich enthalten die ‚Werke' nur die Operette von 1787 und 88.

Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, rotem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Kapital-Spitzbube aus.

Der Empfänger dieses übermütigen Briefes stand erst in den Jahren eines jungen Studenten, und seine Freunde waren nicht viel älter. Derselbe Geist, der die Trink- und Vagantenlieder der Akademien erfüllt, herrschte jetzt am Hofe zu Weimar. Bei ihren Gelagen fühlten sich diese Hofleute als die Könige der Welt und verspotteten die Spießbürger und ihre vornehmeren Gebrüder, die „Politiker." Sie selber, die kräftigen Jungen, wollten nicht politisch sein, nicht ihre Vorteile ängstlich berechnen, nicht aus Furcht vor möglichen Gefahren am Ufer stehen und für die Mutigeren zittern, die sich mit kräftigen Armen schwimmend oder auf schwankenden Booten segelnd oder auf dem Eise dahin fliegend ihren Göttern anvertrauen. Nur im spöttischen Spiel versetzten sie sich in die Denkungsart der hochwohlweisen Bedenklichkeitsräte, und „die Fama mit den tausend Ohren verkündigt viel zu eurer Schmach," rüffelte Friedrich v. Einsiedel zu Neujahr seine Gesellen, indem er die Maske des Politikers annahm und die Schwärmenden zur Ordnung rief. Man dürfe wohl einmal Spaß treiben, aber hier in Weimar gehe es gar zu bunt her:

Kann solch ein Wesen nicht bestehn!
Müßt alle so zum Teufel gehn!

Und dann zupfte er sie einzeln am Ohr: Wedel, Knebel, sich selber, Albrecht, Wieland, dann Goethen:

's ist ein Genie von Geist und Kraft,
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft),
Meint, er könne uns alle übersehn,
Täten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf!
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht!
Paradiert sich darauf als Doktor Faust,
Daß'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
(Tät mich hinter meinem Damm verschanzen),
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt!

Und dann ging es über den Herrn geradenwegs her:

Nun denk' man sich 'n Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die tun, als wär'n sie Seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders[1]) Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruder-Herz" tun nennen.
Glauben: es wohne da Menschenverstand,
Wo man all' Etikette verbannt,
Sprechen immer aus vollem Herz',
Treiben mit der heil'gen Staatskunst Scherz!

[1]) Des Prinzen Konstantin.

Freilich, so ganz außer Rand und Band waren auch diese jungen Genies nur in ihrer Phantasie. Einige fühlten sich doch nur deshalb als Natursöhne, weil sie dadurch dem neuen Herzog, der Ämter und Ehren zu vergeben hatte, am nächsten kamen. Von einem vergnügten Tage wird uns berichtet, daß die Zechenden und Halbtrunkenen harte Taler durch die Fensterscheiben warfen — ihre Diener mußten sie aber draußen sorgsam wieder auflesen. Auch in Goethes genialem Treiben bemerkte Wieland doch einige Klugheit; er scheine zwar alle Konvenienz mit Füßen zu treten, aber doch stets zu wissen, wie weit er's gerade treiben durfte. Wie alle Andern benahm er sich bei der jungen Herzogin gesetzter, ruhiger, höfischer als bei der Herzogin-Mutter. In der Familie v. Stein trieb er wohl auch seine Scherze mit den Kindern, aber als Frau v. Stein schon recht lange Gespräche mit ihm gehabt hatte, begriff sie nicht, wieso ihr neuer, sonst so einsichtiger Freund sich in der Gesellschaft des Herzogs so wild und jungenhaft benehmen könnte, und glaubte an besondere kluge Absichten. Wieland führte ihn in den Neujahrstagen 1776 auf dem Schlosse zu Stetten, ein paar Stunden südlich von Erfurt, ein, wo seine junge Freundin Julie v. Bechtolsheim — „Psyche" redete er sie in Gedichten an — eben zum Besuch bei ihrer Mutter, Frau v. Keller, weilte. Hier war Goethe zwar ganz Genie, aber auch ganz so, wie man es in Gesellschaft dieser Damen wünschen mußte, längst nicht so närrisch wie zuweilen bei der Herzogin-Mutter.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Auges voll Götterblicken,

's ist ein Genie von Geist und Kraft,
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft),
Meint, er könne uns alle übersehn,
Täten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf!
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht!
Paradiert sich darauf als Doktor Faust,
Daß'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
(Tät mich hinter meinem Damm verschanzen),
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt!

Und dann ging es über den Herrn geradenwegs her:

Nun denk' man sich 'n Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die tun, als wär'n sie Seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders[1]) Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruder-Herz" tun nennen.
Glauben: es wohne da Menschenverstand,
Wo man all' Etikette verbannt,
Sprechen immer aus vollem Herz',
Treiben mit der heil'gen Staatskunst Scherz!

[1]) Des Prinzen Konstantin.

Freilich, so ganz außer Rand und Band waren auch diese jungen Genies nur in ihrer Phantasie. Einige fühlten sich doch nur deshalb als Natursöhne, weil sie dadurch dem neuen Herzog, der Ämter und Ehren zu vergeben hatte, am nächsten kamen. Von einem vergnügten Tage wird uns berichtet, daß die Zechenden und Halbtrunkenen harte Taler durch die Fensterscheiben warfen — ihre Diener mußten sie aber draußen sorgsam wieder auflesen. Auch in Goethes genialem Treiben bemerkte Wieland doch einige Klugheit; er scheine zwar alle Konvenienz mit Füßen zu treten, aber doch stets zu wissen, wie weit er's gerade treiben durfte. Wie alle Andern benahm er sich bei der jungen Herzogin gesetzter, ruhiger, höfischer als bei der Herzogin-Mutter. In der Familie v. Stein trieb er wohl auch seine Scherze mit den Kindern, aber als Frau v. Stein schon recht lange Gespräche mit ihm gehabt hatte, begriff sie nicht, wieso ihr neuer, sonst so einsichtiger Freund sich in der Gesellschaft des Herzogs so wild und jungenhaft benehmen könnte, und glaubte an besondere kluge Absichten. Wieland führte ihn in den Neujahrstagen 1776 auf dem Schlosse zu Stetten, ein paar Stunden südlich von Erfurt, ein, wo seine junge Freundin Julie v. Bechtolsheim — „Psyche" redete er sie in Gedichten an — eben zum Besuch bei ihrer Mutter, Frau v. Keller, weilte. Hier war Goethe zwar ganz Genie, aber auch ganz so, wie man es in Gesellschaft dieser Damen wünschen mußte, längst nicht so närrisch wie zuweilen bei der Herzogin-Mutter.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Auges voll Götterblicken,

Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher! — — —
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt! — — —
Das laß mir einen Zauberer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerem Werte Tagen gleich!
Was machte er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßeren Träumen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch' entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?
— — — — — — — — — — — — — — —
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Jetzt, im Januar und Februar 1776, stieg Wielands Liebe zu dem jüngeren Bruder in Apoll, oder vielmehr seine Verliebtheit auf den höchsten Punkt. „Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste Wesen, das Gott geschaffen hat", so schrieb er an den berühmten Arzt Zimmermann in Hannover. „Goethe, der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn, den ich jemals gesehen habe", heißt es in einem Briefe an Luise Karsch, die Dichterin in Berlin. Und an Gleim: „Komm und sieh! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne als ihn — so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint."

Neuntes Kapitel

Alte Welt und Jugendmut

1776

„Das liebe heil'ge römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?" sang ein Student in dem Faust-Drama, das Goethe nach Weimar mitgebracht hatte, und ein anderer Student schalt diesen Sänger: „Dankt Gott, daß euch das heil'ge römische Reich nichts an-

geht!" In der Tat hatten der Kaiser, der Reichshofrat zu Wien, der Reichstag zu Regensburg, das Reichsgericht zu Wetzlar im praktischen Leben nicht viel zu besagen. Wenn der einzelne Fürst sonst der Mann danach war, so herrschte er unabhängig und konnte in seinem Lande und darüber hinaus gewaltige Änderungen bewirken. Der König in Preußen, Friedrich der Zweite, Karl Augusts Großoheim, bewies es am deutlichsten: in Krieg und Frieden forderte er die Welt heraus. Er nannte sich mit Wahrheit den ersten Diener seines Staates; aber er ließ keinen Zweifel, daß er stets nur nach seiner eigenen Erkenntnis und Überzeugung dem Staate diente.

Karl August und sein Freund Goethe wurden trunken, wenn sie auf die große Freiheit und Macht blickten, die einem deutschen Fürsten gegönnt waren. Die Länder Weimar und Eisenach ließen sich freilich nicht mit dem Brandenburg-Preußen vergleichen, das Friedrich vorgefunden hatte; aber auch ihnen konnte einmal ein Wachstum beschieden sein, und es konnte doch auch in diesen kleineren Bezirken ein völlig Neues erstehen. Die Welt litt am Alten, Mitgeschleppten, Übriggebliebenen; überall sah man das Menschengeschlecht der Wahrheit und Natur entfremdet. Philister lassen sich verblüffen und niederschlagen durch solche Worte wie Sitte, Ordnung, Gesetz, Tugend und Moral, hinter denen doch weiter nichts steckt als die Ansicht Anderer, und diese Anderen waren oder sind oft sehr beschränkte, oft auch sehr eigennützige und unehrliche Menschen. Selbst wo die alten Gebote einmal wohlbegründet waren, blieben sie es nicht: Vernunft wird

Unsinn, Wohltat Plage. Weshalb soll denn die kräftige Jugend Befehle von klapprigen alten Männern und Weibern demütig annehmen? Weshalb sollen die heute Lebenden nach den Meinungen handeln, die unsere längst vermoderten Vorfahren sich einst gebildet haben?

Karl Augusts Vorgänger hätten allesamt (seit zweihundertfünfzig Jahren) auf die Frage nach ihrer obersten Fürstenpflicht geantwortet: die Treue gegen die reine, unverfälschte, allein-seligmachende evangelische Lehre, wie sie Doktor Martin Luther wieder ans Licht gebracht, und, daraus folgend: die Erhaltung ihrer Untertanen in solcher gereinigten und wahren Religion. Der neue Herzog wünschte von diesen alten Sachen nichts mehr zu hören; unter den Wenigen, deren Rat er schätzte, war ja auch der angehende katholische Bischof Dalberg. Man genoß jetzt in beiden großen Kirchen nach so vielen Jahren des Haders die Friedenszeit des Vertragens und Behagens; die christliche Religion wurde in den höheren Kreisen zwar immer noch mit größter Achtung behandelt, aber nur wie eine Art Altermutter, der unsere Vorfahren viel Gutes verdankten. Eine heimliche Reformation war in den letzten Jahrzehnten geschehen und geschah noch; sie griff viel tiefer ein als der Kirchenstreit zu Luthers und Kalvins Zeiten; man versetzte die christlichen Lehrsätze sacht und geräuschlos in den Glasschrank der guten Stube; dort wurden sie nun behutsam aufbewahrt und den Kindern gezeigt.

An die Stelle des weichenden Kirchenglaubens trat der Deismus oder die Philosophie, die beide fast Dasselbe bedeuteten, nämlich ein eigenes Denken und Erfahren, ein Hineinrücken Gottes in die Gegenwart, ein Ablehnen der Priestergeschichten über wundersame Vorgänge der Vergangenheit. Obwohl es sich um die wichtigsten Fragen handelte, blieb der Streit lau und lind; wenn sich Fanatiker zur Rechten oder Linken zeigten, wie z. B. der Doktor Bahrdt, der sich gern zu einem neuen Luther gemacht hätte, oder der Hauptpastor Göze zu Hamburg, der gegen Lessing und Goethe auftrat, so waren sie nicht nach dem Geschmack der gebildeten Klassen; den unteren Schichten aber blieben ihre Schriften fremd. Unter Philosophen verstand man namentlich auch Männer wie Voltaire, Friedrich den Großen, d'Alembert, Diderot, die zwar an Gott glaubten und eine vernünftige Religion keineswegs schädigen wollten, deren Hauptlehre aber, kurz gesagt, dahin ging, „daß wir nichts wissen können." Zum gleichen Ergebnis kamen auch die akademischen Lehrer der Philosophie, z. B. der bereits namhafte Professor Kant in Königsberg, ein gründlicher Skeptiker. Man lebte in einem Zeitalter der Auflösung und neuen Prüfung.

Europas wirksamste Schriftsteller waren Voltaire und Rousseau. Auf den Spötter Voltaire zwar berief man sich nicht gern; man nannte sich erst recht nicht nach seinem Namen, wie die Anhänger Luthers, Zwinglis, Kalvins einst getan; trotzdem war er der geistige Führer von Unzähligen. Er bewirkte die Glaubens-Umwandlung namentlich dadurch, daß er die Orthodoxie, das Pfaffen- und Mönchstum in immer neuen Geschichten, Späßen

und Witzen lächerlich machte, dabei aber einen gewissen christlichen Glauben — an Gott und Tugend — stets mit Achtung behandelte. Ja, er konnte bei seinem Zerstörungswerke versichern, daß ihm das echte Christentum heilig sei; auf die Frage, was er denn eigentlich glaube, erwidert einer seiner Helden: „Ich glaube mit Jesus Christus, daß man Gott und seinen Nächsten lieben, Beleidigungen verzeihen und sein Unrecht wieder gut machen soll. Verehrt Gott, seid gerecht und wohltätig — Das ist der ganze Mensch, und Das sind die Grundsätze Christi." (Geschichte Jennis.)

Rousseau, eine germanische Natur, stand als Mensch und Denker im größten Gegensatz zu Voltaire, dem echtesten Franzosen; in ihm war viel mehr eingeborene Frömmigkeit, aber seine Lehre lief auf dieselbe Geringschätzung der Kirche und der alten Glaubenssätze hinaus. Was bisher für Hauptsache in der Religion gehalten war, galt nun für unwichtig, bloß bildlich, vergänglich; der einzelne Fromme durfte sich jetzt seine Vorstellungen über die tiefsten Geheimnisse nach seiner eigenen Beschaffenheit bilden.

Wie gesagt, hielten die meisten Denker an den großen Ideen Gott, Tugend und Unsterblichkeit fest, teils weil sie sich selbst vor dem innerlichen Verarmen, vor dem Schritt ins Leere fürchteten, teils weil sie glaubten, daß die Völker ohne jede Religion zu furchtbaren Horden werden müßten. Andere taten zwar noch die paar Schritte zum völligen Unglauben, z. B. der deutsch-französische Verfasser des ‚Système de la Nature', Baron Holbach; auch sie blieben unbehelligt, weil sie nicht die Menge aufrührten. Die Zeit der

Religionskämpfe war vorbei; man spielte und witzelte jetzt an Glaubenssätzen, für die die Großväter sich die Schädel gespalten hatten. Und wer nicht spotten und spielen mochte, ehrte „die heiligen Geheimnisse unserer Religion“ und schlich sich im Bogen um sie herum. Dies letztere Verfahren war das üblichste in Weimar. Vor allem aber ward hier die Religion als eigenste Angelegenheit des Einzelnen anerkannt, in großem Gegensatz zu früheren Zeiten und auch zur noch gültigen Staatsverfassung.

Im Fürstentum Weimar war das höchste geistliche Amt seit vier Jahren, seit Baschs Tode, unbesetzt; die andern Prediger der Stadt: Seidler, Gottschalg, Schröter und Schulz, teilten sich einstweilen in die Arbeit und Einnahmen, und man nannte schließlich an die zehn Geistliche im Lande als Bewerber um die Stelle des Generalsuperintendenten. Sie alle standen dem neuen Herrn, der dem Wartezustande jetzt ein Ende machen mußte, nicht an; eines Tages fragte er Goethe, ob er nicht einen tüchtigen Mann wisse, der weder als orthodoxer, noch als aufklärerischer Pfaff lästig fallen würde. Er fragte diesen Freund schon deshalb, weil Goethe auch in der Theologie dilettiert und sogar ein eigenes Schriftchen über das rechte Verhalten der Pfarrer in Glaubenssachen herausgegeben hatte. Goethe nannte Herder, den Hofprediger in Bückeburg, auf den früher schon Wieland hingewiesen. Herder war auch ein Originalgenie, eine Partei für sich, in seinen Äußerungen so mannigfaltig, oft auch so dunkel oder, wie Einige es

nannten: kabbalistisch und alchimistisch, daß man über seine wahre Meinung schwer ins Klare kam; er war Dichter, Kritiker, Theolog, Philosoph und Historiker und wob und wirrte diese Kenntnisse und Fähigkeiten durcheinander. Sicherlich sagte und schrieb er recht viel Anregendes; er reizte sozusagen die wissenschaftliche Phantasie; in anderen Fällen zerstörte er durch scharfen Spott die bisherigen Ansichten Dessen, der sich ihm anvertraute, und zwang dadurch zu neuem Gedankenbau. Seine Predigten jedoch wurden als einfach und klar, auch als rein erbaulich gerühmt. Jetzt bewarb er sich um ein Lehramt an der Universität Göttingen; aber die dortigen Professoren wollten von dieser Kollegenschaft nichts wissen; Herders Wissen war allzu zerstreut und sein Denken ein unvorsichtig hinfahrendes Spielen mit kühnen Vermutungen.

Am 12. Dezember fragte ihn Goethe, ob er für Weimar frei sei. „Wieland ist eine brave Seele“, fügte er hinzu, „und die Fürstenkinder edel, lieb und hold.“ Karl August wünschte auch Lavaters Rat bei dieser Wahl zu hören, und der fromme Mann in Zürich stimmte seinem Freunde Goethe bei. Auch die beiden Herzoginnen wünschten sich den eigenartigen Mann nach Weimar, da sie die Kirche regelmäßig besuchten; Luise kannte ihn und namentlich seine junge Frau von Darmstadt her, denn Karoline Herder war im Hause des dortigen Geheimen Rats Hesse, ihres Schwagers, aufgewachsen; der Herzogin-Mutter aber konnte man Bilder von Herders schönem und höchst geistreichem Kopfe zeigen. Auch Dalberg redete im Vorgefühl geistiger Verwandtschaft für Herders Berufung. „Der Statthalter von Erfurt“, so berichtete

Goethe seinem Freunde am 2. Januar 1776, „hat das Beste von Dir gesagt und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft. Ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt, denn der Herzog will absolut keine Pfaffen-Trakasserien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die Bahrdte Euer Geschlecht stinkend gemacht." Und bald nachher, als Goethe im Auftrage des Herzogs die widerstrebenden Mitglieder des Konsistoriums überzeugt hatte, daß sie sich dem Willen des Herrn fügen müßten, hieß es: „Bruder sei ruhig! Ich brauch' die Zeugnisse nicht! Habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast Du den Ruf".

Es gab jedoch noch viel Verdruß in dieser Sache; nach dem Konsistorium machte der Stadtrat, der einen Teil des Herdern zugedachten Amtes, die Oberpfarrer-Stelle, zu vergeben hatte, Schwierigkeiten, und schließlich forderten die übergangenen Pastoren der Stadt den Vorrang vor dem neuen Mann, also die Pastoren vor dem Generalsuperintendenten!

All dieser Ärger steigerte noch des Herzogs Abneigung gegen die Hochwürdigen und ihre Tempel. Goethe ging nicht in die Kirche, und auch sein fürstlicher Freund löste sich jetzt von der Gewohnheit des sonntäglichen Gottesdienstes ab. Seit dem Schloßbrande benutzte die Hofgemeinde die Garnisonkirche in der Jakobs-Vorstadt mit; so war der Herzog von der Kirche, die seine Vorfahren immer neben ihren Wohngemächern wußten, auch räumlich getrennt.

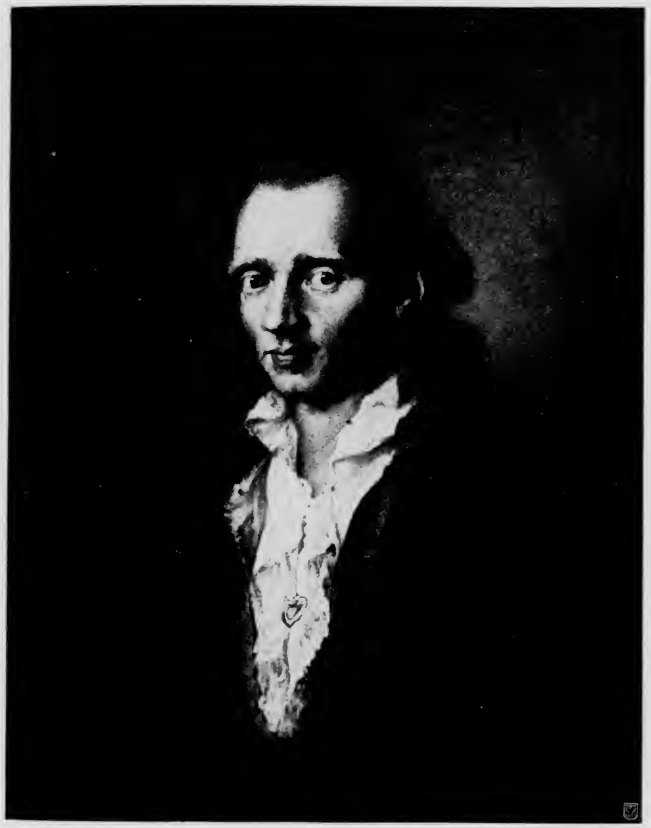
Sechs oder sieben Wochen nach Goethes Ankunft traf ein anderer hochbegabter Mann auf Karl Augusts Einladung und Ruf in Weimar ein; Siegmund v. Seckendorff.[1]) Er war 1744 geboren, also mit seinen 31 Jahren schon ziemlich alt für einen Hof, wo die Mutter des Fürsten nur 36 zählte. Sein Vater war bayreuthischer Minister gewesen, er selbst am Hofe zu Erlangen, dem die bekannte Schwester Friedrichs des Großen vorstand, aufgewachsen. Nach einigen juristischen Studien hatte er sich in österreichische Kriegsdienste begeben und die letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges als Leutnant miterlebt. Als dort nach dem Kriege wenig Aussicht auf Aufrücken war, trat er in sardinische Dienste über, wo er es bis zum Oberstleutnant brachte, aber auch den Ansatz zu einem Lungenleiden erwarb. Er scheint in seinen zwölf Soldatenjahren viel gereist zu sein: in Italien, Spanien und Portugal; jedenfalls erwarb er sich die Kenntnis von sechs lebenden Sprachen. Seine größte Liebe gehörte von Jugend auf der Musik; er spielte selber Geige, Cello und Klavier und benutzte jede Gelegenheit, gute Meister zu hören. Das Militärleben befriedigte ihn nicht völlig; schon 1771 ließ er sich durch einen seiner Brüder dem wegen seines regen geistigen Treibens beredeten weimarischen Hofe als einen künftigen Teilnehmer empfehlen. Im Sommer 1775 stellte er sich in seiner fränkischen Heimat dem wei-

[1]) Über Seckendorff und namentlich über seine musikalischen Leistungen handelt ausführlich Valentin Knab im 60. Jahresbericht des Histor. Vereins für Mittelfranken, Ansbach 1914. Ich benutze außerdem den seltenen Privatdruck (Diezmann für Hartung) ‚Weimarische Briefe von S. v. S.'.

marischen Erbprinzen vor; er gefiel so gut, daß Karl August ihm die schönsten Vorschläge oder Hoffnungen machte. Er sollte in Weimar den Titel eines Geheimen Legationsrats haben, zuerst Kammerherr, dann Oberhofmeister werden, ein hohes Gehalt bekommen usw.; Seckendorff dachte sich als seine Aufgabe die Vorbereitung und Leitung der Feste und Unterhaltungen, die Direktion der Künste.

Jetzt aber, als er ankam, stand Goethe neben dem jungen Fürsten. Seckendorff schätzte diesen Dichter; er hatte sogar dessen ‚Werther' und ‚Götz' in seinen Urlaubszeiten ins Französische übersetzt, aber Jedermann an den gehörigen Platz! Der fränkische Edelmann, der in ein schönes, vornehmes Hofleben hatte eintreten wollen, fand in Weimar ein wildes, lautes Durcheinander vor.

Gerade weil er eine Künstlernatur war, empfand Seckendorff an diesem sogenannten Musenhofe sogleich die Disharmonie. Große Geldausgaben, viele Veranstaltungen, aber keine Ordnung und Ruhe im Ganzen! Er wurde einmal nach Gotha geschickt: ja, Das war ein sehr gut komponierter Hof, Alles im besten Ton, und der Herzog Ernst vor allen Anderen der feinste, edelste, gebildetste Herr. In Weimar stimmten die Verschwendung und das Jubeln um den Fürsten herum gar schlecht zu der Armut in Stadt und Land. Welche elenden Wohnungen wurden hier auch dem Zahlungsfähigen angeboten! Die winkligen Gassen waren selten in einem Zustande, daß man sie mit Schuhen und Strümpfen zu passieren wagte: „eine Kutsche muß man hier durchaus haben, um damit durch die Straßen zu



Siegmund v. Seckendorff.
Nach einem Gemälde im Wittums-Palais zu Weimar.

Herzogin Luise und Herzog Karl August.

schwimmen.“ Der Winter brachte ungewöhnliche Kälte; man sah sehr deutlich, daß viele Einwohner das Nötigste, Wärme und Nahrung, entbehrten. Die große Unordnung bei Hofe und im Staatswesen fühlte Seckendorff auch am eigenen Leibe, und die Ursache lag zutage: der junge Herzog tollte herum, statt zu regieren. „Man hat mehr als zehnmal den Plan geändert,“ klagte Seckendorff seinem Bruder; „ich bin bald der erste, bald der zweite, bald der dritte Kammerherr; Nichts wird entschieden; man könnte bälder die Staaten des Moguls einrichten!“ Titel- und Geldversprechungen, die der Herzog ihm gemacht hatte, konnten nicht gehalten werden; der Kammerpräsident oder sonst ein Geheimrat wies nach, daß es unmöglich sei. Und ähnlich erging es Anderen. „Unsere Angelegenheiten werden schlimmer und schlimmer,“ schrieb Seckendorff Ende Februar, also ein halbes Jahr nach Karl Augusts Regierungsantritt; „keine Hoffnung auf Besserung; die Gegenstände der öffentlichen Beschwerden vermehren sich täglich.“

Die schlimmste Disharmonie war die beständige Meinungsverschiedenheit unter den wichtigsten Personen, die doch täglich miteinander leben mußten. Die Einen lärmten vor Vergnügen, und die Andern ärgerten und grämten sich.

Das Ganze teilt sich jetzt in zwei Horden, von denen jene des Herzogs die geräuschvolle, die andere die ruhige ist. In der ersten rennt, jagt, schreit, hetzpeitscht und galoppiert man; seltsamerweise hält man sich dabei für geistreich, weil nämlich schöne Geister dazu gehören. Die zweite langweilt sich meistens; sie sieht ihre Pläne durchkreuzt von der andern Gruppe, und die Vergnügen, die man sucht, entfliehen gewöhnlich in dem Augenblicke, wo sie beginnen sollen. Unser

Frauenzimmer ist mittelmäßig; nur zwei Frauen darf man hübsch nennen . . . Man tanzt viel; man ermüdet nicht, Komödie zu spielen; aber ich weiß nicht, welches Hindernis sich der Fröhlichkeit entgegenstellt. Die Intrigen, die Ungewißheit wegen der Zukunft, die geheimen Eifersüchteleien und Kabalen geben Allen etwas Gezwungenes inmitten der Vergnügungen und nehmen den Festen Saft und Leben. So redet wohl Eins dem Andern vor, man amüsiere sich; indessen ist unter Zehn vielleicht noch nicht Einer, der sich nicht zum Sterben langweilt . . . . Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Zerstreuungen und kommt nicht heraus aus dem Kreise der Personen, die seine Augen bezaubert haben. Alle Tage werden durch neue, ungewöhnliche Vergnügungen ausgezeichnet, ohne daß man fragt, was darüber geredet wird. Denn nach dem leider zu getreulich befolgten Systeme seiner Ratgeber gibt es keine Konvenienz in der Welt und soll es keine geben. Die geltenden Regeln stammen nach ihrer Lehre nur aus menschlichen Grillen, und der erste Mann im Staate ist in der Lage, sie abzuschaffen. Es werden ja die wunderlichsten Dinge durch die Gewohnheit geheiligt: um neue Sitten einzuführen, muß man nur die ersten Angriffe der Kritik unbeachtet lassen, und den öffentlichen Vorurteilen muß man festen Willen und Befehl entgegensetzen. Nach diesem schönen System wird gehandelt; Du wirst zugeben, daß es weit führen kann. Hoffen wir, daß die Zeit und vielleicht die Not uns eines Tages bessere Aussichten geben!

Die Eifersucht auf Goethe sprach aus solchen Beschwerden; aber ebenso sehr grollte man dem jungen Karl August. Die Hofleute waren es schon gewöhnt, von Skribenten, die der Menge schmeicheln, als Schmarotzer oder gar als eine Art Verbrecher dargestellt zu werden; wie aber sollten sie Humor behalten,

wenn der Herzog selber die für ihn ein eingerichtete Umgebung vermied und fast zu verachten schien? Wenn des Herzogs Freunde höhnisch auf die Höflinge blickten? Anfangs hatte es so ausgesehen, als ob Karl August eine prächtige Hofhaltung wünsche; da er und sein Freund Goethe sich aber in der Liebe zur Natur begegneten und sich auch gerade von Hofleuten kritisiert wußten, änderte der Herzog seine Pläne in dieser Hinsicht durchaus, und von sechs tätigen Kammerherren war nun keine Rede mehr. Seckendorff schrieb auch Das seinem Bruder:

Der herrschende Widerwille gegen jede Art von Hof hat den Herrscher und seine Nachfolger zu der Erkenntnis geführt, daß die Inhaber der Hofämter unnütze Möbel sind, die man besser herauswirft, statt sie noch zu vermehren. Ein dicker Gastwirt kann ebenso gut eine Tafel bedienen lassen wie ein Ritter des Falkenordens oder (was noch schlimmer ist) ein Hofmarschall! Diese Leute sind ja ewige Schwierigkeitsmacher, die sich immer über die Zeremonien beraten, deren Joch man doch abschütteln will; sie sind einem lästigen Gepränge ergeben, das der Freiheit des Mannes widerstrebt. Was zum Teufel soll man mit diesen Taugenichtsen machen als sie ausrotten und mit ihnen zugleich das Gedächtnis ihres haßwürdigen Daseins verscharren? So ungefähr ist der Plan, dem wir nachgehen, und Du verstehst also, daß mein bißchen Hof-Manieren und Hofmanns-Ideen heute Kontrebande sind; ich täte besser, sie gegen eine Hetzpeitsche, hohe Stiefel, einen großen Säbel und einen Hut mit Reiherfedern auf polnische Art einzutauschen. Freilich würde ich unter solcher Zierat linkisch aussehen, was sich nur geben könnte, wenn ich noch die nahe Universität besuchte.

Ganz ebenso wie Seckendorff sah die Dinge Graf Putbus, der doch auch einer von den neuen Männern und kein Spielverderber war. Viel tiefer verletzt war Graf Görtz. Er ward zum Hofmarschall der jungen Herzogin ernannt. Das war ihm aber nur ein Platz des Abwartens, ob der Rausch bald aufhöre. In Gedanken packte er schon seine Koffer und suchte eine würdigere Stätte.

Unter den von Kindheit auf vertrauten Hofleuten schätzte Karl August von jeher den nunmehrigen Oberstallmeister v. Stein. Auch Dieser war kein Philister im gewöhnlichen Sinne; er becherte mit und spielte mit; er gab, wenn's verlangt wurde, Vorstellungen als Kunstreiter und als Kunsttänzer; er hatte sich für seine Person jetzt nicht zu beklagen, aber auch er verhehlte sein Mißvergnügen nicht. Als ihn eine Reise über Frankfurt führte, bereitete Goethe seine Eltern vor: Stein sei ein braver Mann, aber mit dem Herzog nicht ganz zufrieden, „wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben." Und sogar Steins Gattin, der Goethe doch sehr auffällig den Hof machte und die auch ihren jungen Verehrer wohl leiden mochte, litt unter der allgemeinen Fried- und Freudlosigkeit. „Goethe wird hier geliebt und gehaßt," schrieb sie am 6. März an Zimmermann, mit dem auch sie befreundet war. „Sie können sich denken, daß es hier genug Dickköpfe gibt, die ihn nicht verstehn." Eben hatte sie diese Zeilen geschrieben, so trat Goethe bei ihr ein und brachte einen Zettel, den er ihrem Briefe beilegen wollte. Zimmermann hatte Goethen einen Wink gegeben, daß man

auswärts nicht gerade beifällig über seine Stellung in Weimar rede, und hatte vor einem übeln Ausgange gewarnt. Darauf erwiderte nun Goethe: „Ich bin fest entschlossen, Nichts zu hören, was man mir sagt, noch was man mir raten kann. Wie's ausgeht, daran ist auch nichts gelegen: der Pöbel sieht auf den Ausgang, sagt ein Grieche, und die Glücklichen scheinen weise den Menschen."

Frau v. Stein las diese trotzige Antwort, und ehe sie noch etwas sagen konnte, schalt ihr Gast heftig auf Zimmermann und seine lehrhafte Zudringlichkeit. Er war wie toll darüber. Nun griff auch sie ihn an; er verteidigte sich, ward ihr aber nicht verständlicher.

„Es ist nicht möglich," sagte sie sich, als sie am nächsten Tage wieder daran dachte; „mit seinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt. Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt! Warum auch sein beständiges Pasquillieren? Die Menschen haben freilich ihre Fehler und Torheiten, aber sie sind doch alle Geschöpfe des großen Wesens! Gott duldet sie doch! Und dann sein unanständiges Betragen, sein Fluchen, seine pöbelhaften, niederen Ausdrücke. Es mag nur ein Äußeres sein, auf sein moralisches Handeln wird es keinen Einfluß haben, aber er verdirbt Andere damit!"

Der Herzog ließ sich bei ihr melden; das Gespräch kam bald auf Politesse und feine Sitten. Karl August behauptete frischweg: daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren, keine ehrlichen Menschen seien! Er verhehlte nicht, daß er Niemand mehr leiden könne, der nicht noch etwas Ungeschliffenes, noch Naturgeruch an sich

habe. Die Frau Oberſtallmeiſterin widerſprach, ſo gut ſie konnte: wohl fände man ehrliches Gemüt und rauhes Weſen oft zuſammen; aber es könne doch wohl ein geſitteter Menſch ebenſowohl redlich ſein wie ein ungehobelter.

Dieſe Geſpräche waren am 6. und 7. März. Am 10. Mai ſchrieb Frau v. Stein wieder nach Hannover, diesmal an Zimmermanns Freundin Frau v. Döring:

Goethe verurſacht hier einen großen Umſturz; wenn er auch wieder Ordnung machen kann, um ſo beſſer für ſein Genie! Sicherlich iſt ſeine Meinung gut, aber zu große Jugend und zu geringe Erfahrung — doch warten wir das Ende ab! All unſer Glück iſt von uns gewichen, unſer Hof iſt nicht mehr, was er war. Ein Herr, der mit ſich ſelber und mit aller Welt unzufrieden iſt, der täglich ſein Leben und ſein bißchen Geſundheit auf's Spiel ſetzt, um dieſe letztere zu ſtärken; ſein Bruder noch haltloſer; eine bekümmerte Mutter, eine unzufriedene Gattin: alle zuſammen gute Leute, aber Nichts, was in dieſer unglücklichen Familie zuſammen ſtimmt.

Hier war die ſchlimmſte Wunde bloßgelegt; die junge Herzogin im neuen Stande und in der neuen Heimat unzufrieden, ihr Gatte mit ſich und aller Welt im inneren Krieg, und, hätte ſie hinzufügen können: der Günſtling Goethe gleichfalls ohne Raſt und Ruh.

Herzogin Luiſe hieß bei lobenden Freunden: „ein Engel.“ Leider deutete dies Ehrenwort auch einen Mangel an; ſie paßte nicht recht in irdiſche Verhältniſſe; ſie war nicht Weib, nicht Fleiſch und Blut genug.

Ihr Gatte aber zeigte ſich jetzt deutlich als ein lebhafter Erdenſohn, und ſo mußte die Ehe für Beide eine Enttäuſchung ſein.

Luiſen hatte das Schickſal nie verwöhnt; auch war ſie für ihre Perſon ſchlicht, anſpruchslos, vielleicht ſogar überbeſcheiden, denn ein wenig muß ſich der Menſch auf ſeinen perſönlichen Wert einbilden, ſonſt geht ihm der Mut zum Leben aus. Aber ſie hatte an wohlgeleiteten — wenn auch armen — Höfen ihre Anſichten und Gewohnheiten angenommen; das Sittliche und das Schickliche waren dort die herrſchenden Begriffe für ihr eigenes Innere geworden; und ſo wenig ſie als Menſch zu bedeuten glaubte, fühlte ſie ſich doch als Glied einer ausgebreiteten fürſtlichen Familie. Iſt es eine allgemeine Regel, daß der Mann nach Freiheit, das Weib aber nach der ſchützenden Sitte ſtrebt, ſo waren Karl Auguſt und Luiſe geradezu Verkörperungen dieſes Gegenſatzes. Die junge Herzogin empfand es alſo bitter, daß gerade ein Fürſt und ihr eigener Gatte als ein Verächter und Zerſtörer des guten Herkommens auftrat. Da er ſtärker war als ſie, ſo ward ſie noch ernſter, ſchweigſamer, ſchwermütiger. Durch dieſe Abwendung aber ward ſie nicht anlockender für den Gatten und nicht angenehmer für die Geſellſchaft.

Die Sorge, daß ihr Gatte durch ſein ſtürmendes Treiben Geſundheit und Leben verliere, kam zum Übrigen hinzu. Am 20. März wollten Karl Auguſt und Goethe nach Leipzig und Deſſau reiſen; als der Tag herankam, waren Beide krank. Goethe erholte ſich bald wieder, aber der Herzog litt einige Wochen an Rheumatismus, Schwindel- und Fieberanfällen; ſie nahmen ihn ſehr

mit, und er mußte trotz aller Ungeduld das Zimmer hüten. Auch über diese Krankheit ward nach außerhalb berichtet: die Natur warne den jungen Fürsten noch einmal, ehe sie das Wort der Vernichtung spreche.

Als Goethe nach Weimar kam, war er der Dichter und der Gast, also ein Gegenstand und eine Quelle der Unterhaltung. Nach einigen Wochen sah man in ihm den nächsten Freund des Herzogs. Das stimmte schon Viele zur Kritik. Und bald hieß es, er werde bleiben und ein hohes Amt bekleiden. Nun war er Allen ein Ärgernis — mit Ausnahme von ein paar Leuten, die ihn, wie Wieland, ehrlich liebten, oder die bei dieser neuen Einrichtung ihren Vorteil zu finden glaubten, wie die Herren v. Kalb, Vater und Sohn.

Als Goethes Anstellung vom Herzog wirklich ins Werk geleitet wurde, trat der erste Geheime Rat, der Freiherr v. Fritsch, in Tätigkeit. Er hatte sich lange im Hintergrunde gehalten und abgewartet, ob der neue Herr überhaupt noch seine Dienste begehre; vor kurzem hatte er selber schon im Grafen Görtz seinen Nachfolger gesehen. Nun sollte plötzlich ein junger, übermütiger Dichter sein Mitarbeiter werden! Selbstverständlich lehnte Fritsch diesen seltsamen Kollegen ab. Es kam zu Verhandlungen und Kämpfen; die Gegner einigten sich schließlich in der Mitte ihrer Wünsche. Fritsch blieb im Amte; der jüngere Kalb — denn um ihn kämpfte man gleichfalls — ward Nachfolger seines Vaters in der Verwaltung der Finanzen; Goethe bekam den dritten Platz im Geheimen Rate. Das bedeutete einen hohen Rang und eine Gelegenheit zu künftigem Mitregieren, aber noch kein wirkliches Amt; denn keine Abteilung unterstand ihm zunächst; es ward seiner und der allgemeinen Entwicklung überlassen, ob der Poet aus Frankfurt ein wirklicher Staatsdiener im Herzogtum Weimar werden könne und es auf die Dauer sein wolle.

Rätselhaft blieb es, daß dieser schon so namhafte junge Dichter, der überdies der Sohn eines wohlhabenden Vaters war, sich in einen solchen Kampf und eine so mißliche Lage begab. Er hatte es doch nicht nötig, nach Ämtern, zu denen er nicht vorgebildet war, zu jagen und Anderen, die lange darum gedient hatten, ihre Hoffnungen zu zerstören. Auch war es keine Ehre, wie andere Glücksritter der Favorit eines Fürsten zu heißen; denn unter solchen Günstlingen hatten schon viele Länder schwer gelitten, und in diesem Falle zeichnete ihn doch auch nur ein unreifer Jüngling vor Andern aus.

Aber Goethe mochte nicht zum Vater und auch nicht in die Vaterstadt heimkehren, mochte nicht seinen bisherigen Beruf als Advokat wieder aufnehmen. Auch wagte er es nicht, wieder in der Nähe eines Mädchens zu wohnen, das er liebte und mit dem auf Lebenszeit an einer Kette angeschmiedet zu sein er dennoch fürchtete. In Frankfurt herrschte in großen und kleinen Dingen eine alte, feste Ordnung; einen unruhigen Menschen, wie er war, mußte dieses Flechtwerk von Gesetzen, Gebräuchen und Sitten beengen, wie das Käfiggitter einen Vogel, der die Freiheit kennt. Das Mißverhält-

nis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätte unsern jungen Dichter bald rasend gemacht; oder er wäre dort in eine allgemeine, heftige und zugleich unfruchtbare Opposition geraten, in Eigendünkel und alle verwandten Fehler. Viel zuträglicher konnte ihm eine Amtstätigkeit in diesem fremden Lande unter neuen Menschen werden, da er hier beständig lernen und die Augen offen halten mußte. So klein diese beiden Länder und Völkchen waren, so boten sie doch eine Unendlichkeit von Verhältnissen, also auch von Aufgaben für den Staatsdiener; diese weimarischen, eisenachischen, jenaischen und hennebergischen Städtchen, Dörfer und Kammergüter waren in halb Thüringen verstreut; schon sie einmal, ein paarmal zu besuchen, brachte eine unendliche Fülle von Anregung und Abwechslung.[1])

Ebenso dienlich wäre es diesem Ruhelosen vielleicht gewesen, wenn er auf Reisen, etwa nach Italien, gegangen wäre, wie sein Vater wünschte. Das war auch Goethes eigene Absicht, und er bedang sich diese Freiheit aus, als er sich mit dem jungen Herzog verband; aber eben weil er jeden Tag die große Fahrt antreten konnte, wartete er damit, bis ihm Amt und Umgebung in Weimar einmal allzu lästig werden würden. Die Abreise, die längere Entfernung war stets sein letztes Hilfsmittel in Lebensnöten.

Zu den wichtigsten Zügen in Goethes Wesen gehörte, daß er sich immer wieder in etwas Neuem versuchen mußte. Er tat und leistete stets das Unerwartete.

[1]) Diese letzten Sätze nach Goethes Brief an seine Mutter vom 11. August 1781.

Sein ‚Götz' erweckte die Vorstellung, daß er der deutsche Shakespeare sei; aber er dachte nicht daran, nun in ähnlicher Weise andere Helden der Vergangenheit zu dramatisieren, sondern, als er wiederum erschien, rührte er wie Rousseau alle Herzen mit einem empfindsamen Roman in Briefen. Danach trat er mit einem regelmäßigen Drama, mit Singspielen, satirischen Possen, Rezensionen, ästhetischen und theologischen Aufsätzen vor das Publikum. Er war als Advokat eingeschrieben, studierte jedoch die Physiognomik und ergab sich dem Zeichnen und Malen, wie wenn er mit Bildnissen und Landschaften sein Brot verdienen wollte. Jetzt, wo ihm ein Fürst seine Freundschaft schenkte, hatte er die schönste Gelegenheit, sich auch einmal als Staatsmann auszuleben. Mit dem Vergnügen, seinem Freunde Herder eine bessere Stelle zu verschaffen, fing es an; sogleich bekam er Appetit zu Größerem. „Wirst hoffentlich bald vernehmen," schrieb er seinem anderen Freunde Merck, „daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." Und schon ein paar Wochen später fühlte er sich „in alle Hof- und politische Händel verwickelt" und dachte, die Herzogtümer Weimar und Eisenach seien immerhin Schauplatz genug, „um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde."[1])

Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist's doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir![2])

[1]) An Merk. 22. Januar 1776.

[2]) An Johanna Fahlmer. 14. Februar 1776.

Aber er handelte so nicht nur in burschikosem Leichtsinn oder in unruhiger Sucht nach dem Neuen, sondern auch aus Liebe zu dem jungen Fürsten, der sich ihm ganz anvertraute. Und auch Karl August hatte gute Gründe zu seiner Wahl. Die alten Beamten waren für den Neuling auf dem Throne zu übermächtig, zu sehr Besserwisser; manche durfte er auch für

↑ Goethes Garten am Stern Schmidt

allzu selbstsüchtig halten. Diese alten Diener waren vielfach mit einander verwandt, verschwägert, befreundet, an gegenseitiges Begünstigen gewöhnt. Wollte der sogenannte Landesherr bald auch wirklicher Herr im Lande werden, so brauchte er einen völlig uneigennützigen, ihm durchaus ergebenen Freund, der seiner jugendlichen Denk- und Fühlweise nahe genug stand und nicht mit der alten Beamtenschaft verfilzt war. Indem der Fürst den Fremdling Goethe mitten unter seine Geheimen Räte schob, gewann er einen gegen ihn ganz aufrichtigen Vermittler angenehmster Art!

Wie schon gesagt, es kostete lange, peinliche Kämpfe, ehe er dies Ziel erreichte. Goethe selbst empfand den Haß, den er sich jetzt zuzog, und die ernsten Gründe, die gegen sein Verbleiben sprachen, manchmal tief und dachte dann daran, am nächsten Tage davonzufahren. Da brauchte Karl August noch ein besonders kluges Mittel, den Freund an Weimar zu befestigen. Vor der Stadt, im Tale der Ilm, gleich bei einer herrschaftlichen Promenade, lag ein wilder Hügelgarten, mit einem alten Häuschen; das Grundstück war gerade zum Ver-

↑ Wohnung der Frau v. Stein

kauf ausgeboten; man bemerkte, daß Goethe an diesem poetischen Fleckchen viel Gefallen fand. Der Herzog schenkte ihm das Geld, den Garten zu erwerben und für sich einzurichten. Goethe fing also an, hier zu reuten und zu pflanzen, und mit seinen neuen Bäumen wuchs er selber an.

Unterdessen war aber auch sein Herz gefesselt worden. Die Frau des Oberstallmeisters v. Stein ward aus einer neuen Freundin seine „große Freundin“; sie erlangte eine rätselhafte Gewalt über ihn. Nicht durch Anlockung und Schmeichelei, nicht durch den Zauber blühender Jugend, nicht durch die Hoffnung auf Besitz

und Genuß; Das wäre ja auch nichts Neues für ihn gewesen, denn junge Mädchen, die Bräute und Hausfrauen werden wollen, kannte und — fürchtete er längst; bei seiner Unruhe, Unersättlichkeit, Wandelbarkeit taugte er nicht für den Ehestand. Frau v. Stein war fast sieben Jahre älter als er, hatte sieben Kinder gehabt, von denen drei Knaben am Leben waren; sie trat ihm, als er ihre Gesellschaft aufsuchte, wie eine Mama oder doch wie eine ältere Schwester entgegen; sie erzog und schalt und pflegte ihn. Goethe liebte sie, fühlte sich von ihr geliebt und war höchst glücklich in dieser so ganz freien, so ganz reinen Liebe.

Zehntes Kapitel

Lenz und Klinger

1776

In der Zeit, wo der Kampf um Goethes Anstellung hin und her ging, erschien unangemeldet einer seiner Freunde, ein Dichter, dessen Arbeiten oft mit den seinen verwechselt wurden: Jakob Lenz. Der Geburt nach Livländer, hatte er die letzten fünf Jahre als Student und Hofmeister in Straßburg zugebracht. Dort war er mit dem durchreisenden Herzog Karl August bekannt geworden; deshalb meldete er jetzt in Weimar seine Ankunft auch bei Hofe:

Ein Kranich, lahm, zugleich Poet,
Auf einem Bein Erlaubnis fleht,
Sein Häuptlein, dem der Witz genommen,
An Eurer Durchlaucht aufzusonnen.

Es kämen doch von Erd' und Meer
Itzt überall Zugvögel her:
Auch woll' er keiner Seele schaden
Und bäte sich nur Eins zu Gnaden:
Ihn nicht in das Geschütz zu laden.[1])

Das war am 4. April. Noch am selben Abend kehrte Goethe von seiner Leipziger Reise zurück; am folgenden Tage führte er seinen Freund zu Frau v. Stein und zum Herzoge.

Lenz war ein hübsches, blondes, blauäugiges Männchen, 25 Jahre alt, bescheidenen oder schüchternen Wesens. Er hatte Theologie studiert, auch schon einige Male gepredigt, bemühte sich aber um keine Pfarrstelle, die er in der Heimat, wo Vater und Bruder Pastoren waren, bald hätte erlangen können. Dabei war er wirklich fromm und gläubig; er hatte nicht nur als halber Knabe in Klopstocks Art gedichtet, wie einst der schwäbische Pastorensohn Wieland auch, sondern durfte noch jetzt in ehrlicher Andacht den Unendlichen und seinen Gesandten im Liede feiern. Aber er fühlte wohl, daß er für das geistliche Amt nicht Ruhe und Würde genug hatte, oder daß er dies Amt nicht äußerlich genug nehmen konnte. Auch überwog seine Neigung zur schönen Literatur,

[1]) Der „lahme Kranich" bezieht sich auf eine Fabel von E. v. Kleist. Diese Verse an Karl August sind von Schüddekopf im Goethe-Kalender mitgeteilt; im übrigen folge ich zumeist dem gründlichen Werke M. N. Rosanows über Lenz (deutsch von Gütschow, Leipzig 1909).

und außerdem war er erfüllt von politisch-sozialen Plänen zur Verbesserung und Beglückung der Menschheit. Hier in Weimar sollte jetzt Goethe ein Staatsdiener werden, obwohl Goethe gar wenig Anlage und Trieb zur Politik und Philanthropie, auch gar wenig Glauben an das Volk oder Liebe zum Volke hatte: nur weil der Herzog gerade ihn zum Gehilfen begehrte; Lenz dagegen hätte gern die Gunst des Herzogs erlangt, um nützliche Neuerungen einzuführen und vielen Menschen wohlzutun. Der Herzog hörte ihn auch gern an, wie ihm überhaupt das ganze Kerlchen gefiel. Die Reformen, die Lenz jetzt im Kopfe trug, reizten freilich auch zu Scherzen. Lenz war Hofmeister zweier kurländischer Grafen Kleist gewesen, die in Straßburg und andern elsässischen Garnisonen den Militärdienst erlernten; daher kam es, daß der gutherzige Theologe über alle Heer- und Wehrfragen mit leidenschaftlicher Teilnahme nachdachte. Er hatte seine eigenen Ideen über Taktik und Strategie; er sah jetzt auch in Weimar jeden Morgen dem Exerzieren zu, und in seiner Einbildung war er schon das geistige Oberhaupt einer Armee. Sein wichtigster Plan war militärisch und moralisch zugleich. In den damaligen Heeren mußten Offiziere wie Gemeine unverheiratet oder doch den größten Teil des Jahres fern von ihren Frauen leben: Das brachte unzählige Roheiten, Verführungen, Vergewaltigungen, Kindesmorde und anderes Elend hervor. Da nun anderseits die Fürsten immer mehr Soldaten begehrten, als sie hatten, und doch auch ihre Untertanen nicht gern von der höchst nötigen Feld- und Handwerksarbeit wegnahmen, so malte sich Lenz, teils von Caesar, teils vom Marschall von Sachsen beeinflußt, einen Plan volksmäßiger Legionen aus, deren Mannschaften militärisches und bäuerlich-häusliches Leben zugleich führten, sodaß sie also auch Weiber haben und künftige Soldatenbauern nach Herzenslust zeugen konnten. Eine Reform des Adels und eine neue Erbteilung des Landbesitzes schlug er gleichfalls vor, wie andere wünschenswerte Dinge mehr.

Jakob Lenz hatte soviel Phantasie und soviel Gemüt, daß für den Verstand in seiner Seele wenig Raum blieb. Seltsam war seine Stellung zum Wirklichen: er beobachtete das Leben der Menschen scharf und genau; er brachte das Gesehene echt und wahr auf das Papier; dennoch kannte er keine Grenze zwischen dem Wahren und Erfundenen. Was er wirklich erlebte und was nur in seiner höchst lebhaften Phantasie vorging, schwamm durcheinander; er wußte es selber nicht mehr zu trennen. Insofern war er geisteskrank. Oder, wenn man es milder ausdrücken wollte: insofern war er ein Kind geblieben, denn viele Kinder können ja auch nicht das in der Außenwelt Beobachtete und das von ihrer Einbildungskraft Geschaffene unterscheiden. Wie ein Kind benahm er sich auch sonst oft; er war naiv, harmlos, herzig, „zum Küssen," wie die Frauen sagen; nicht selten kam er aber auch als enfant terrible und brachte durch seine unbedachten, halbwahren Geschichten sich und Andere in Verlegenheit. Die Meisten liebten den guten Jungen; wer aber schon gegen die Genies voreingenommen war, nannte das Kindliche an Lenz „äffisch," sprach von Affenstreichen und erzählte seine gesellschaftlichen Missetaten mit Lust weiter.

Als er noch nicht lange in Weimar war, ward die Nachricht überbracht, daß die Großfürstin Natalie von Rußland, eine Schwester der Herzogin Luise, im ersten Kindbett gestorben[1]) war. Lenz sah die Herzogin bald danach in den Anlagen an der Ilm auf und ab gehen und sogleich schickte er ihr Verse:

Darf eine fremde Hand gedämpfte Saiten schlagen
Hier, wo dein hoher Schmerz die Gegend schweigen macht?
Prinzessin! Oft hat toter Bäume Klagen
In wunde Herzen Trost gebracht!
Darf ich es nennen, was in seufzenden Alleen
Heut ahndungsvoll vielleicht durch deine Seele rann:
Daß selber Blüt' und Laub und was wir Göttlich's sehen
In der Natur, durch nichts als innern Schmerz entstehen
Und nicht einmal es sagen kann!

Auch an die Herzogin Amalie richtete er Verse und ebenso an den Herzog, als Dieser vierzehn Tage von einem Schnupfen geplagt wurde:

Herr Schnuppen, ein sauböser Gast,
Der jedermänniglich zur Last
Und dabei doch impertinent
Wie auf dem Wirtshaus ein Student . . .

Goethes Garten war ein ander Mal das Thema, und so ward ihm fast jeder weimarische Eindruck zum Gedicht.

Weil ihn nun der Herzog in seiner Stube so menschlich-freundschaftlich aufnahm und auch die Herzoginnen und ihre Hofleute gut und lieb gegen ihn waren, so glaubte er, die Natürlichkeit, Ehrlichkeit und Herzlichkeit seien in Weimar nun wirklich zu ihren

[1]) oder getötet worden war. Es läßt sich nicht genau sagen.

Rechten gelangt; demgemäß benahm er sich dann auch in größerer Gesellschaft. So ging er einmal, als ein bal paré bei Hofe angesagt war, ohne eingeladen zu sein, in den Saal, und zwar, da er den bal paré mit einem bal masqué verwechselte, in Domino und Maske mit dem Hute auf dem Kopfe; als sich alle Augen erstaunt auf ihn richteten, schritt er auf eine vornehme Dame, eine Tochter des Obersten v. Laßberg, zu und forderte sie zum Tanze auf. Der Herzog lachte aus vollem Halse und Andere mit ihm. „Lenzens Eselei von gestern Nacht hat ein Lachfieber gegeben," erzählte Goethe der Frau v. Stein; die Meisten machten aber auch ihre Glossen, daß der Herzog und Goethe solchen Halbnarren zum Freunde hatten. Wieland verwunderte sich mit Andern über diese neuen Möglichkeiten bei Hofe; er meinte, er müsse wohl schon recht alt sein, denn es gebe jetzt eine ganz neue Sorte Menschen als zu seiner Zeit; aber er liebte seinen Goethe und bald auch den guten Jungen Lenz.

Lenz aber liebte Jeden, der ihm freundlich begegnete. Die Frau v. Stein nannte er „das herrlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden;" er bewunderte den jungen Herzog: „Welch' ein Herr ist Das!" und „Die Gnade dieses Fürsten für mich ist Gottes Werk;" und auch von Wieland, gegen den er erst vor einigen Monaten eine scharfe Spottschrift hatte drucken lassen wollen und den er früher auch wirklich verhöhnt hatte, war er entzückt. „Wieland, Goethe und ich leben in einer seligen Gemeinschaft," schrieb er an Zimmermann, „die ersten beiden morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese, wo die Soldaten exerzieren; nachmittags treffen

wir uns oben beim Herzoge, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe, die alle — so wie auch wir — eine besondere Art Kleidung tragen und er die ‚Weltgeister' nennt, seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann." [1])

Diesen seinen Hauptmann Goethe rühmte Lenz von ganzem Herzen. „Wie Goethe und die Seinigen," schrieb er nach Livland, „sich zu allen Zeiten gegen mich bewiesen und wieviel ich ihnen schuldig bin, kann ich nie genug erkennen und rühmen." An Frau v. Stein aber gab er heimlich einen Brief eines andern jungen Genies, Klingers, der ihre Neigung zu Goethe noch vermehren mußte. Klinger beschrieb darin seine kümmerliche Jugend:

Nun wollte ich auf Akademien gehen, hatte keine hundert Gulden. Ich ward mit Goethe bekannt: Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an: ich sagte nicht Alles ... Die 100 Gulden waren bald all; der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb' ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte ... Aber Goethe, o wenn ich seiner wert würde! ... Und die Angst, er möchte sich manchmal einfallen lassen, meine Liebe zu ihm rühre aus Interesse her!

[1]) Die besondere Art Kleidung der Genies war: blauer Frack, gelbe Weste und Hosen, runde graue Hüte, die sog. Werthertracht, wie sie der unglückliche Jerusalem wirklich getragen hatte. Lenz scheint noch eine zweite, eine eigentliche Hof-Tracht zu meinen, und K. v. Lyncker beschreibt eine solche, die S. v. Seckendorff eingeführt habe: sie unterschied sich von der vorigen wohl nur durch den reicher geschmückten Rock.

Die neuen Geister.

Klinger.
Zeichnung von Goethe.
Frankfurter Goethe-Museum.

Am 10. Juni erschien auch Klinger plötzlich in Weimar; er war neben Goethe und Lenz der dritte „deutsche Shakespeare." Auch er kam, weil er sich an seinem bisherigen Orte, Gießen, nicht mehr halten konnte und in seiner Heimat Frankfurt nicht leben mochte. Er hatte als Jurist nicht ausstudiert, hatte auch sonst nichts ordentlich gelernt; aber die wilden Schauspiele, die er mit rascher Feder hinwarf, versprachen künftige bessere Leistungen, da sie aus einer Überfülle von Kraft hervorzusprudeln schienen. Und kürzlich hatte er auch einen großen äußeren Erfolg gehabt, da Schröder in Hamburg, der neue Direktor der Ackermannschen Schauspielergesellschaft, sein Trauerspiel ‚Die Zwillinge' mit einem Preise gekrönt und es dabei über Leisewitzens Meisterwerk ‚Julius von Tarent' gestellt hatte.

Klinger entstammte sehr kleinen Verhältnissen; sein verstorbener Vater war Stadtpolizist gewesen; seine Mutter ernährte sich zuerst als Wäscherin, später, als die Gicht sie an dieser Arbeit hinderte, durch Markt- und Kramhandel; auch der Fleiß ihrer beiden Töchter, von denen die jüngere und hübschere, Agnes, als Putzmacherin arbeitete, reichte kaum aus, das tägliche Brot zu sichern. Unterdessen übte sich der geniale Sohn zu Gießen im Reiten, Fechten, Schießen und anderen ritterlichen Künsten, und als es Zeit gewesen wäre, ein bürgerliches Amt zu suchen, reiste er nach Weimar.

Am Montag kam ich hier an, lag an Goethes Hals, und er umfaßte mich innig mit alter Liebe. „Närrischer Junge!" und kriegte Küsse von ihm. „Toller Junge!" und immer mehr Liebe.

„Man liebt an dem Mädchen, was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt," urteilte Goethe später, als er an eben diesen stürmischen Freund dachte. Die weimarischen Damen aber wußten den neuen Ankömmling schon so zu schätzen, wie er eben war: jung, frisch, launisch, zumeist vergnügt, hoch und gut gewachsen, schön von Angesicht, ritterlich und kraftvoll in Haltung und Bewegung. „Schade, daß Ihr mit diesem Körper nicht adlig geboren seid!" rief Wieland aus, als Klinger ihn das erste Mal besuchte: „Ihr hättet großes Fortün' gemacht! Ihr seid für jede Zivilbedienung zu groß! Ihr solltet Leutnant unter den Preußen werden!"

Dem entlaufenen Studenten gefiel der Gedanke, Offizier zu werden, sehr gut, und hier in Weimar gab es Gönner, die über die Schwierigkeiten hinweghelfen konnten. Die gute Herzogin Amalie war gleich bereit, an ihren Oheim, Friedrich den Großen, zu schreiben. Der Prinz Konstantin, der sich gleichfalls der militärischen Laufbahn zuwandte, fand viel Gefallen an Klinger, ebenso der Erbprinz von Hessen, auch der Herzog Karl August. Schon nach wenigen Tagen badete der Konstablerssohn zusammen mit den Prinzen in der Ilm bei Tiefurt und ritt auf ihren Pferden oder zog beim Pfeifenrauchen mit ihnen über die Weiber her. Und Knebel erbot sich, ihm den preußischen Drill beizubringen.

Goethe, dem er Dies alles verdankte, dünkte ihm ein Gott. Man sollte eigentlich schweigen von ihm, schrieb Klinger heim nach Gießen und Frankfurt, wie man gut tue, über den Sohn Gottes zu schweigen; aber

es brach doch durch: alle bösen Gerüchte über Weimar seien unwahr.

„Goethe ist geliebt durchaus und des Landes Heil."
„Goethe ist ein erschrecklich großer, guter Mensch."
„Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen."

Und er konnte hinzufügen:

Goethes Liebe für mich ist unendlich reich und groß. Mein Schicksal quälte und drängte ihn, seit er hier ist, und er gestand mir, daß ich ganze Tage vor seinem Geist gestanden.

Sehr überrascht war Klinger davon, daß auch Wieland, den er mit den Andern gehaßt und verlästert hatte, so ein herrlicher Mensch war.

Hier ist Balsam auf alle Wunden, wo man nur hinblickt, und besonders bei diesem Menschen, der ganz Liebe, Größe, Demut und Bescheidenheit ist.
Hier sind die Götter der Erde beisammen und ist ein wahres Götterleben!

Sogar den neuen Kammerpräsidenten v. Kalb, der mit Goethe Bruder war, rechnete er zu den Göttern; nur den armen Lenz nahm er nicht voll:

Lenz wohnt unter mir im Posthaus[1]) und ist der Alte, der in ewiger Dämmerung herumgeht und dumme Streiche macht, wo er brav dafür geschoren wird.

Goethe litt jedoch sehr bald unter Klingers wie unter Lenzens Gegenwart. Ihre Reden und Taten

[1]) Dem Gasthof zum Erbprinzen.

wurden von seinen Gegnern ihm selber mit auf die Rechnung gesetzt und damit auch dem jungen Herzoge, der den Anführer der Schar hergerufen. Diese unnützen Freunde waren mit leeren Beuteln gekommen; der Herzog mußte für ihre Verpflegung, ja für Kleider und Schuhe sorgen. Das gab viel Gerede. Die Zahl der weimarischen Klatschgeschichten wuchs erheblich; auch nach außerhalb verbreiteten geschäftige Briefschreiber, daß der berühmte Goethe und seine Gesellen den jungen Herzog ausbeuteten und verdürben. Zimmermann ward der erste Warner; aber auch der Angesehenste und Ehrwürdigste auf dem deutschen Parnasse, Klopstock, schrieb an Goethe eine ernste Mahnung zum Innehalten und Besinnen:

Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß Diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, zu ihrer Rechtfertigung nicht anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß es geschehen werde?

Die Herzogin wird wahrscheinlich ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden . . .

Goethe trug den peinlichen Brief zwei Monate mit sich herum; dann warf er eine kurze Antwort hin, reumütig und doch mehr hochmütig, ja hochfahrend. Klopstock fühlte sich durch diese Abfertigung verletzt und kündigte ihm die Freundschaft. Und er fügte auch hinzu:

„Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört." Nun harrte Goethe auf ein Zeichen, ob sein geliebter Fritz Stolberg, vor kurzem noch der übermütigste der jungen Freiheitsschwärmer, das angenommene Kammerherren-Amt in Weimar demnächst antreten werde. Es war ein höchst verdrießliches Warten. Graf Stolberg kam nicht und schrieb nicht einmal.

Auch die einheimischen Männer und Frauen von Rang zeigten ihre Mißbilligung für den Feinfühlenden deutlich genug. Wenn sie an auswärtige Vertraute schrieben, klagten und spotteten sie zugleich über die neuen weimarischen Genies. So zeichnete sie Graf Putbus:

Immer herablassend, an Allem teilnehmend, Alles mitmachend, sind sie kindisch, schwärmend und, wenn ihre Laune auf das Höchste gestiegen, studentisch.

Putbus hielt Wieland für „politisch", auch seine jetzigen Lobreden auf Goethe für falsche Schmeichelei; Goethe dagegen war nach seiner Meinung rechtschaffen und ehrenhaft, aber übertrieben ehrgeizig, und zwar nach allzu vielen Richtungen hin, weshalb er nie glücklich sein werde. Lenz und Klinger „atmen nur unter dem Schutze der beiden Andern".[1])

Über Lenz und Klinger gingen immer neue Geschichten ins Publikum. Klinger, so erzählte man, habe mit dem Maler Kraus aus dem Fenster heraus auf den Markt gesehen; unter ihnen standen Scharren, wo Fleisch verkauft wurde. Klinger habe wieder einmal

[1]) 29. Juli 1776 an Graf Wartensleben.

sein Bekenntnis zum rohen Naturleben vorgebracht und Kraus ihm erwidert: wenn es ihm ernst sei, müsse er auch das Fleisch roh vertilgen wie die Naturmenschen und die Tiere. „Warum nicht“? rief Klinger; aber er ward doch verlegen, als Kraus ein Stück blutiges Fleisch heraufholen ließ und von ihm verlangte, daß er es sogleich verzehre. „Es ist bloß eine poetische Phantasie gewesen“, brachte nun Klinger vor; tatsächlich erinnerten seine poetischen Phantasien manchmal an das Hineinbeißen in rohes, blutiges Fleisch.

Von Lenz trug man seltsame Reden weiter, z. B. daß er es für ein Glück pries, ein Kuhfladen zu sein und in der Sonne zu liegen. Oder man schilderte, wie er die junge Herzogin auf der Straße begrüßt habe: er sei niedergekniet und habe die Arme wie betend in die Höhe gestreckt. Es ist schon angedeutet, daß der sonst so harmlose Mensch durch sein beständiges Dichten gefährlich werden konnte; er zog die fürstlichen Personen und seine sonstigen Freunde und Freundinnen in seine poetischen Erfindungen hinein, redete zu ihnen und von ihnen ohne alle Vorsicht, versetzte sich selbst in solchen Gedichten in phantastische Verhältnisse mit Anderen, vermischte Wirklichkeit und Traumbild, und damit konnte er Leser und Zuhörer leicht auf falsche Vermutungen bringen. Oft rührte er gerade durch dies Halbwahre die Herzen, besonders diejenigen der Frauen, zumal wenn sie seine Träume auf sich beziehen konnten. Er sprach seine Gedichte recht gut, und in seinen Versen war Musik und leidenschaftliche Kraft. Gewöhnlich war er darin der vom Unglück Verfolgte: er liebte eine Schöne, die weit über ihm stand . . .

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Tore verschlossen!
Wer ist, der wieder eröffnen,
Mir wieder entschließen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren,
Sitzt der Verworfne und weint
Und kennt im Himmel, auf Erden
Gehässiger nichts als sich selber
Und ist im Himmel, auf Erden,
Sein unversöhnlichster Feind.

Der arme Lenz! antwortete da die Zuhörerin in ihrem Innern; er aber schilderte nun, wie er die Geliebte in einer seligen Stunde umarmt und in Wahrheit oder im Traume geküßt habe.

Ach, er ist hin, der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück! —
Daß er käme!
Mit bebender Seele
Wollt' ich ihn fassen,
Wollte mit Angst ihn
Und mit Entzücken
Halten ihn, halten
Und ihn nicht lassen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen —
Ich hielte, ich faßte dich,
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne,
Mit all deinem Schmerz!
Preßt' an den Busen dich,
Sättigte einmal mich,
Wähnte: du wärst für mich!

Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz!

So zog er Andere mit in seine Leiden und Phantasien hinein. Es war nur der Vortrag von Gedichten und doch oft wie ein wirkliches Erlebnis: hier die Dame, in der Ehe gebunden und doch noch voll Sehnsucht nach einer großen Liebe, dort der unglückliche Dichter, mit innigen Tönen zu ihr redend:

Ich komme nicht, dir vorzuklagen,
Ich bin zu glücklich durch dein Wohl,
Als daß dir's Seufzer kosten soll!
Ich komme, dir Valet zu sagen:
Ein fremder Himmel wartet mein,
Und du wirst immer glücklich sein.

Ich komme, vor dir hinzuknieen,
Zu meiner neuen Lebensbahn
Von dir den Segen zu empfahn,
Dann sanft dich gegen mich zu ziehen,
Zu träumen einen Augenblick,
Als wärst du noch mein ganzes Glück!

Und dann zu fliehen und zu fliehen,
Wohin mein Fuß mich tragen wird,
Wohin kein Menschenfuß geirrt,
Bis Gott mir diese Schuld verziehen,
Daß ich noch einmal dich geküßt,
Die eines Andern Eheweib bist!

Gefährlicher war es noch, wenn Lenz von den weimarischen Personen und Verhältnissen ausging, sie als genialer Realist vor Augen stellte und dann seine phantastischen Einfälle daran knüpfte. Wir wissen, daß bei Hofe die Matineen Mode waren, wie sie vorher

schon am Rhein und Main von Goethe, Leopold Wagner, Lenz und Andern betrieben wurden: Hänseleien in poetischen Formen, bei denen die Betroffenen feinen und groben Spott gutmütig ertragen mußten und sich nur rächen durften, indem sie selber das nächste Mal die Peitsche über ihre Angreifer schwangen. Wir kennen solche Matineen schon von Einsiedel und Frau v. Stein; am eifrigsten war darin jetzt Lenz, der ja auch weiter nichts zu tun hatte. „Habt ihr Feder, Tinte und Papier?“ frage Lenz überall, wo er hinkomme, so erzählt Wieland, „und schmiert und schmiert, wie sich's gebührt.“ Und das Gleiche berichtet Goethe: „Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrliches Drama auf unsern Leib schreibt.“ Aber ehe das „herrliche Drama“ fertig wurde, entstanden viele kleine Szenen und Anreden und darin manche Unschicklichkeiten.

Seine militärischen Pläne spann Lenz gleichfalls weiter. Offenbar glaubte er, daß er durch den Herzog Offizier werden könne; er bat seinen Vater und seine Oheime um Nachrichten von seinen Vorfahren, die eine solche Ernennung erleichtern sollten. „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder,“ schrieb er einem Freunde in Straßburg. Daß Weimar nicht groß genug war, um die Soldaten-Kaste zu begründen, ward ihm jedoch bald deutlich; er setzte nun seine Hoffnung auf Paris und wollte die Schrift, die er „bei drei Jahren im Kopfe herumgewälzt,“ nun französisch schreiben und, damit das Werk endlich zustande komme, „in eine Einsiedelei hier herum“ gehen.

Zuweilen nahm sich Goethe den allzu naiven Freund vor: er müsse ein brauchbarer Mensch werden und auf seinen Vorteil, seine Zukunft bedacht sein. Aber Lenz verachtete die Klugheit, nannte sie Selbstsucht und Streberei. Dann schalt ihn Goethe einen Don Quixote und lobte den wohl verstandenen Eigennutz, stellte sich selber als Egoisten und Epikuräer hin, sprach leichtfertig über die Weiberliebe und ernsthafter über die Pflicht, daß Jeder seines Glückes Schmied sein müsse. Aber Lenz fühlte sich eigentlich nur im Unglück wohl. „Du bist ein Narr," schalt Goethe, „und zwar einer von den unheilbaren, die für ihre Narrheit immer eine Entschuldigung wissen. Du willst durchaus einer von Denen sein, die nach den Worten des Terenz insanire cum ratione volunt."[1])

Am 27. Juni wanderte Lenz, verstimmt von all den Vorwürfen und Mißerfolgen, nach Berka, einem Waldorte, zwei Stunden südlich von Weimar, und hier hauste er bis zum Anfang September wie ein Einsiedler und Asket. Goethes Diener Philipp versorgte ihn mit dem Wenigen, was er aus der Stadt bedurfte, auch mit Geld von seinem Herrn. Hier dichtete und träumte er ungestört; also fühlte er sich wohl. „Ich habe viel, sehr viel zu tun und mich deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert," schrieb er an Boje, und Goethe freute sich, daß der gute Junge

[1]) „Die planmäßig verrückt werden wollen." Solche Gespräche zwischen Goethe und Lenz sind nicht urkundlich überliefert, aber an sich wahrscheinlich und sodann aus den Briefen zwischen „Rothe" und „Herz" in Lenzens Roman ‚Der Waldbruder' zu entnehmen.

jetzt sein poetisches Talent gebrauchte, ohne von Spöttern umlauert zu sein. „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserem Wesen," berichtete er an Merck, „sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann." Und etwas später: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind: wir wiegen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will." Auch zwischen Wieland und Lenz war immer das beste Verhältnis; Lenz richtete von Berka aus ein großes Gedicht an den einst Verspotteten, worin er bat, Wieland möge neben Goethe sein Führer sein. Wieland aber schrieb an Merck:

Man kann den Jungen nicht lieb genug haben: So eine seltsame Komposition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein neblichter Blick! Und der ganze Mensch so harmlos, so unbefangen, so liebevoll! Wir lieben ihn alle, wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gern bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden.

Als Klinger erst ganz kurze Zeit in Weimar war, kam er eines Morgens zu Goethe, zog eine Menge handschriftliche Blätter aus der Tasche und fing an, daraus vorzulesen. Eine Weile hörte Goethe geduldig und erwartungsvoll zu; dann sprang er wütend vom Stuhle auf. „Was für verfluchtes Zeug ist es, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!"

Da stand Klinger ganz ruhig auf, steckte sein Drama wieder in die Tasche und sagte: „Kurios! Das

ist nun schon der Zweite, mit dem mir Das heute begegnet ist!"

Und nun bewunderte ihn Goethe wegen seiner Fassung.

Klingers Schauspiele waren freilich ungenießbar. Vor lauter Stroh- und Reisigfeuer konnte man nicht bemerken, ob auch etwas Festeres schwälte und glühte, und vor lauter Höllenlärm mit Blechgefäßen nicht eine etwaige feinere Musik vernehmen. Oft war es nur eine Wut, aufgeregt zu sein, oder eine Verwechslung des Schreiens und Umsichschlagens mit Kraft. Nicht selten wollte dieser unreife Mensch „die Menschheit zu sich hinaufschennen,"[1]) wie er selber es nach einigen Jahren nannte.

Kraft war für diese ganze Dichterschule der höchste Begriff. Kraft aber beweist der junge Mann am liebsten in der Bezwingung der Frauenherzen. Klinger hatte schon unterwegs in Eisenach in einigen Stunden Aufenthalt die Liebe zweier Damen gewonnen; in Weimar fanden sich auch nicht wenige adlige und bürgerliche, junge und minder junge Frauenzimmer, die dem kecken Burschen, der Offizier werden sollte, das Spiel recht leicht machten. Er wohnte nach den ersten Gasthofstagen in dem neuen Hause an der Esplanade[2]), ganz nahe dem Palais der Herzogin Amalie, also an der Promenade, wo die Damen auch oft allein wandelten; er brauchte nur aus dem Fenster zu sehen, um Blicke zu schießen und zu empfangen. „Von den Hofdamen

[1]) Schennen: schänden, schelten oder schimpfen.

[2]) Wo jetzt das Kaffeehaus Sperling steht. Auch Schiller zog 1787 vom ‚Erbprinzen' in diese Wohnung.

und Hofweibern red' ich nicht," berichtete Klinger seinem vertrautesten Freunde, dem Darmstädter Schleiermacher, „denn Die meid' ich wie Feuer" — sie waren auch fast alle häßlich. Aber dann fuhr er fort:

Ich bin in verliebten Zuckungen: das schönste Mädel in Weimar, in die ich mich seit acht Tagen verliebt habe, macht die Kamilla . . . O, mein Karolinchen ist ein wildes, liebes Ding! Ich traf sie im Mondschein auf dem Spaziergang vor dem Hause an, und jetzt bin ich oben so fast täglich dort und schinde mich mit ihr herum. Denn unser ganzes Zusammensein ist Brüskerie, Schinderei, Neckerei, Mutwillen und Teufelei, wobei die Mutter, die uns an Ausgelassenheit alle übertrifft, den grand maître macht. . . . Mein Roman mit Emilie [der einen Eisenacherin] geht immer noch fort . . . ich werde bald in Gotha ein Rencontre mit ihr haben. So nuß' ich die guten Momente des Lebens mit so weniger Passion als möglich. (7. Juli.)

Ich bin immer noch in Unbestimmtheit. Wär's völlig ohne einen Engel, der mir gute Stunden macht, der mich versteht, in dessen Seele ich Alles lesen kann. (19. August.)

Den ganzen Tag ziehe ich von einer Dame zur andern. Bald Souper, bald Dejeuner. O Himmel, was macht Unbestimmtheit aus dem Menschen! Ich habe eine Dame kennen lernen, die alle meine Glückseligkeit hier ausmacht . . . Mit den adligen Fräuleins und Weibern vertrag ich mich gut. (4. September.)

Ich wollte diese Woche schon nach Gotha; weil aber morgen Nacht Redoute ist und ich vieler Ursachen wegen dabei sein muß, um mich hauptsächlich in einem Paar schwarzen Augen und in einem Paar blauen herumzudrehen, so war's nicht möglich. . . . In Gotha will ich mich einige Zeit aufhalten, den Prinzen [August] näher kennen lernen und viele Damen, die ich erst kurz gesprochen hab'. Ich komm' den Augenblick mit einem Trupp Fräuleins vom Lande hier an, wo wir uns herrlich befanden. (12. September.)

Die Offizierstelle tat sich immer noch nicht auf, obwohl man bei Hofe sich ernstlich bemühte. Vielleicht könnte er statt eines Kriegshelden auch ein großer Schauspieler werden, fuhr es einmal durch Klingers Kopf. Zunächst blieb er dabei, dramatische Szenen niederzuschreiben oder vielmehr hinzuschmeißen, wenn er nicht gerade den feinen und gewöhnlicheren Frauenzimmern den Gefallen tat, ihre Seelen und Sinne in angenehme Erregungen zu versetzen.

In Lenzens Narrheit dagegen war es ein Hauptkapitel, daß er nur eine Unerreichbare lieben durfte. Wenn Andere von Mund zu Mund scherzten und küßten, klagte er dem Monde sein Elend. Seine Reden und Verse bezogen sich bald auf eine Henriette v. Waldner in Straßburg, oft zielten sie aber auch auf weimarische Damen. Vor anderen vornehmen Frauen erwählte er sich noch die junge Herzogin; er gestaltete sie in seiner Phantasie als Juno, die Gemahlin des Götterkönigs; dann war er selber Ixion, der zur Tafel der Götter zugelassen wurde und sich eines Tages hinreißen ließ, die Juno — oder vielmehr ein Wolkenbild, in das sie sich rasch verwandelte — zu umarmen, und der dann von Jupiter in den Tartaros geschleudert wurde, wo er, auf ein Rad geflochten, in Ewigkeit vom Sturmwind herumgeschleudert wird. Auch mit dem Tantalus konnte er sich vergleichen, der ebenfalls an der Tafel der Götter übermütig wurde und nun schon seit Jahrtausenden in der Unterwelt in

einem Teiche unter Fruchtzweigen steht, dem aber, wenn er seinen Durst löschen will, Früchte und Wasser jedesmal vor dem Munde entweichen. Solche Bilder beschäftigten unsern armen Dichter oft; in Berka dichtete er ein paar Szenen, worin er sich als den armen Tantalus, von Apoll und Merkur, nämlich von Goethe und Wieland, verspotten ließ und sich selber verspottete. Er sieht seine Göttin Juno — die Herzogin — als nächtliches Wolkenbild, wirft sich ihr zu Füßen; sie entflieht, kehrt zurück, und nun will er sie — höchst bescheiden — nur abzeichnen, um sie im Bilde zu behalten; aber die schöne Wolke entschwindet abermals. Plötzlich steht Jupiters Sohn Amor neben ihm, hört sein verzweifeltes Geschrei und redet ihn an:

Haben Sie etwa was verloren?
Vielleicht im Monde? — Ich helf' Ihnen suchen!
Hören Sie, weil Sie so artig fluchen,
(Mein Vater ist ganz bezaubert davon;
Sie wissen, Zeus ist ein Mann von Ton)
Läßt er Sie ganz ergebenst ersuchen:
Sie möchten ihm künftig die Ehre erweisen,
Alle Tage mit ihm zu speisen,
Mit ihm und Juno . . .

Tantalus:
Unsterblicher Retter!
Ewig sei dir, schönster der Götter,
Meiner Entzückungen Dank gebracht . . .

Amor:
Aber nehmen Sie sich ja in Acht,
Nichts anzurühren, was Ihnen nicht gehöret,
Nichts anzusehn, was Ihre Ruhe störet!
Sonst, lieber Schatz, verschwindet es sogleich.
Ei, warum macht Sie denn Das so bleich?

Tantalus:
Nichts hören, noch sehen?

Amor:
Nichts hören, noch sehen!
Wiewohl das Hören zuzugestehen
Jupiter kein Bedenken sich macht,
Doch nur dann, wenn man Ihrer lacht!
Sie sollen überdem alle Nacht
Mit Junos Schatten spazieren gehen,
Aber, sobald Sie auch nur nach ihm sehen . . .

Tantalus:
Was soll ich denn? Nicht sehen, nicht hören,
Nicht essen, nicht trinken . . .

Amor:
Wer sagt denn vom Hören?
Und ein echter Liebhaber muß
Eigentlich nichts tun, Herr Tantalus,
Als: den Göttern zur Farce dienen!
Leben Sie wohl! Ich empfehl' mich Ihnen!

Zu gleicher Zeit malte oder vielmehr karikierte Lenz seinen ihm klug zuhörenden Freund Goethe als einen listigen Liebeskünstler. Er dichtete Briefe, wie Goethe sie ihm jetzt nach Berka schreiben könnte:

Höre mich, Herz, ich gelte ein wenig bei den Frauenzimmern, und Das bloß, weil ich leichtsinnig mit ihnen bin. Sobald ich in die hohen Empfindungen komme, ist's aus mit uns: sie verstehen mich nicht mehr, so wenig als ich sie; unsere Liebesgeschichten haben ein Ende. . . .

Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit

untenweg zu schleichen weiß. Denk', was für ein Aufwand von Reizungen bei allen den Geschichten um mich her ist, welch' eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders, weil ich zum voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen. So gut würde Dir's auch werden, wenn Du mir folgtest. Wäre doch besser, unter blühenden und glühenden Mädchen in Scherz und Freude und Liebkosungen sich herumwälzen als unter Deinen glasierten Bäumen auf der gefrorenen Erde!

Ungefähr so klug trieb es ja Goethe in Weimar. „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum," berichtete er selbst von einem Ball-Abende, und in der Matinee, die Frau v. Stein auf ihn machte, ward er als ein Flatterhafter hingestellt, dem auch, wo er sich ernst geberde, keine Frau glauben dürfe.

Goethe freute sich seiner Klugheit und hatte doch auch Anlaß, sich mit der Mücke zu vergleichen, die ums Licht herumschwirrt, bis sie verbrennt. Seine Liebe zu der Frau des Oberstallmeisters wuchs ins Unerwünschte und Unerlaubte. „Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel." Die Leute redeten bald über die sehr häufigen Besuche Goethes bei dieser Dame; Charlotte bat ihn also, um ihren Ruf besorgt zu sein und ihr Haus eine Zeit lang zu meiden.

Ende Juli verließ sie die Stadt, besuchte ein Bad und lebte dann auf ihrem Gute Kochberg. Als sie dort einen Gesellschafter wünschte und auch einen Lehrer begehrte, der mit ihr das Englische fortsetzte, durfte nicht Goethe kommen, mit dem sie diese Sprache angefangen

hatte, sondern sie bat ihn, daß er seinen Freund Lenz schicke. Schwer nur gewann er's über sich, aber es mußte sein.

Er soll Sie sehen, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide. Er soll mit Ihnen sein! Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte . . . Er war ganz in Tränen, da ich's ihm sagte, bittet nur, Geduld mit ihm zu haben, bittet nur, ihn in seinem Wesen zu lassen.

Sechs Wochen war Lenz oben auf Kochberg und schwamm in Seligkeit. Er zeichnete mit Frau v. Stein, las Goldsmith und Shakespeare mit ihr, dichtete sie an und verehrte sie. Dann kehrte sie in das Winterquartier zurück, und Lenz lebte bald in Weimar, bald in Berka.

Um die Berufung Herders nach Weimar und die Abgrenzung seiner Rechte und Bezüge hatte es noch allerlei Kämpfe gegeben. „Es zerrt die Pfaffen verflucht," schrieb ihm Goethe über die weimarischen Prediger, „daß Das, was so lang unter sie verteilt war, Einer allein haben soll." Schließlich zögerte Herder noch mit der Übersiedlung, weil seine Frau ihr zweites Kindchen erwartete; nach der Niederkunft aber mußte sie erst neue Kräfte für die lange Wagenfahrt sammeln. Endlich, gegen Ende September, traf ihr Bruder Sigmund Flachsland in Weimar ein, um das Haus einzurichten.

Mit Flachsland aber erschien Christoph Kaufmann aus Winterthur, auch ein Genie, aber kein Dichter,

vielmehr ein Arzt und Apostel. Als Arzt ein Wundertäter, der durch Blicke und Handauflegen Mut und Leben mitteilte; viele Kranke, die ihm genug Zutrauen entgegenbrachten, genasen durch ihn. Er kam auf einem Schimmel angeritten, war mit einer grünen Friesjacke bekleidet, die die rauhe Männerbrust den Winden freiließ. Er trank nichts Gegorenes, aß nichts von Tierleichen Stammendes; sein Haar glich einer Mähne; er ließ auch kein Scheermesser an seinen Bart kommen. Außer der natürlichen Lebensweise predigte er die Wunderkraft des entschiedenen Willens, des festen Vorsatzes. „Man kann, was man will." Des Schlafes schien er nicht zu bedürfen. Er gab zuweilen zu verstehen, daß er schon in einem früheren Zeitalter gelebt habe und bestimmt sei, noch in ferner Zukunft zu wirken. Auch von seinen Heldentaten in Persien erzählte er den Gläubigen gern.

Der junge, selbstbewußte Mann — er zählte erst dreiundzwanzig Jahre — machte auch in Weimar auf Viele einen sehr starken Eindruck. Goethe, dem der Gast durch Lavater sehr warm empfohlen worden war, verbrachte mit ihm „herrliche" Stunden. Kaufmann war unterwegs nach Dessau, wo das ‚Philanthropin' an allerlei Nöten krankte; er wollte diese Gründung Basedows kurieren oder zerschmettern. Für seinen dauernden Beruf erklärte er, die eingeschlafenen Adamssöhne und Evastöchter zu „schütteln" und „als Gottes Spürhund" nach wahren Menschen zu suchen.

Kaufmanns erste weimarische Bekanntschaft war Klinger, denn er traf ihn schon in Gotha und besuchte Eisenach mit ihm. Beide schlossen sich eng aneinander,

Klinger hatte eben sein neuestes Drama fertig. ‚Der Wirrwarr' war es überschrieben; es hätte auch ‚Wut und Unsinn' oder ‚Geschrei und Gefasel' heißen können. Als aber Kaufmann die Handschrift las, verlangte er, das Werk müsse ‚Sturm und Drang' getauft werden, und der Dichter tat ihm den Willen. Nichts an dem Stücke hatte einen Wert, weder die Erfindung, noch die Charaktere, noch die Sprache; auch von Naturwahrheit konnte man nicht sprechen. Man mußte sich nur wundern, daß ein begabter Mensch noch mit 24 Jahren so sehr im Geiste eines unreifen und ungebildeten Sechzehnjährigen schreiben konnte und mochte. Das Stück sprach denn auch nirgends an; nur der Titel blieb, nämlich als Name für die ganze Gruppe und Bewegung der echten und unechten Genies jener Zeit.

Goethe empfand Klingers und Lenzens Gegenwart längst als peinlich. Der Eine erweckte Mitleid, nötigte zur Geduld; weshalb aber sollte der überkräftige, übersäftige Klinger hier wachsendes Unheil anrichten?

Schon Ende Juli hatte Goethe an den gemeinsamen Freund Merck geschrieben: „Klinger kann nicht mit mir wandeln; er drückt mich; ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstund und ich's nicht erklären konnte, noch mochte." Am 16. September kam er darauf zurück. „Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch; seine harte Heterogeneität schwürt mit uns, und er wird sich herausschwüren." Als nun Kaufmann das

Vertrauen der Beiden gewann, sprach er mit Klinger über Goethe und mit Goethe über Klinger; er griff ein in das kranke Verhältnis, stiftete vielleicht mit Lust Mißverständnisse. Kurz, Klinger verließ Weimar in den letzten Tagen des Septembers oder den ersten im Oktober ohne freundliche Aussprache mit Goethe und fuhr oder ging nach Leipzig. Man hatte nichts mehr mit einander zu schaffen.

Auf eine Berufung in eine Offizierstelle hoffte Klinger immer noch; aber nach wenigen Tagen befreundete er sich in Leipzig mit Abel Seyler und seiner Friederike, die wir als die schöne und kräftige Henselin kennen lernten. Der gute Seyler ernannte den neuen Freund zu seinem Theaterdichter und versprach ihm außer Wohnung und freiem Tisch 500 Taler im Jahr. Seyler, der jetzt seine Gesellschaft in Leipzig und Dresden spielen lassen durfte, hoffte eben immer noch auf die goldenen Zeiten, wo er genug Geld einnehmen würde, um solche Versprechungen zu halten.

Lenz trieb sein Einsiedler- und Träumerleben noch fort, also auch sein Dichten und Erdichten. In seinem poetischen Puppenspiel mit den weimarischen Personalien ward er schließlich gar zu kühn und unklug: eines Tages lief das Faß über; Goethe ergrimmte über „Lenzens Eselei" und forderte, daß er sofort von Weimar weggehe oder weggeschickt werde. Gleichzeitig lief er, Goethe, herum, die eingetretenen Mißhelligkeiten zu mildern; er fuhr nach Berka, ging in Weimar zur

Herzogin-Mutter, zur Frau v. Stein, zu Frl. v. Göchhausen und Herrn v. Einsiedel, als den Hofleuten der Herzogin-Mutter. Auch andere Freunde mußten helfen und vermitteln; Lenz bekam den Befehl, das Land zu verlassen; das Reisegeld dazu ward ihm aufgedrungen. Er wollte sich verteidigen, verlangte Gehör, ehe man ihn verdamme, schrieb auch „dumme Briefe" an Goethe; aber es war zu deutlich geworden, daß er an diesem Hofe unmöglich bleiben konnte. Am 26. November geschah seine „Eselei", am 1. Dezember verließ er Weimar.[1])

[1]) Worin bestand die Eselei? Nach den wenigen überlieferten Andeutungen muß man annehmen, daß Lenzens Treiben das bisher herzliche Verhältnis zwischen der Herzogin-Mutter und der Frau v. Stein, ihrer ehemaligen Hofdame, in Feindschaft zu verwandeln drohte, wobei aber auch die junge Herzogin und Goethe in unerquicklichen Streit gezogen wurden. Vermutlich hat Lenz auch das Verhältnis zwischen der jungen und der alten Herzogin bloßgelegt, dessen Verschlechterung bisher ein Unausgesprochenes geblieben war.

Bisher deutete man den Fall anders: Goethe sei von Lenz beleidigt, sein Verhältnis zu Frau v. Stein dargestellt oder verspottet worden. Aus den wenigen Notizen in Goethes Tagebuch geht aber hervor, daß die Herzogin-Mutter und Frau v. Stein in Frage kamen, und überdies wird Das auch von dem einzigen älteren Bericht bestätigt. Böttiger schreibt nach Bertuchs oder Wielands Erzählung: Lenz sei geradezu als Hofnarr behandelt worden; „als er aber einmal zwischen der alten Herzogin und der begünstigten Liebhaberin, der Frau v. Stein, eine Klätscherei gemacht hatte," sei er plötzlich fortgeschafft worden und habe von Kalb noch einige Louisdor Reisegeld bekommen. — An sich ist es gleichgültig, welche Torheit der arme Lenz zuletzt trieb; es würde aber gegen

Goethe gehen, wenn wir annehmen wollten, daß er eine ihm selbst widerfahrene Kränkung dem Freunde nie verziehen hätte. Außerdem fragt sich, ob für Andere als Lenz der Vorfall Folgen hatte, und da ist es Tatsache, daß Frau v. Stein ihrer ehemaligen Herrin, der Herzogin Amalie, entfremdet wurde und sich um so mehr der Herzogin Luise näherte; Das ward aber auch für ihren Freund Goethe wichtig. Lenz wandte sich von Rußland aus 1779 an Herder, 1781 an Goethe und Frau v. Stein; sie ließen sich jedoch nicht wieder mit ihm ein. Goethe blieb der Überzeugung, daß Lenz aus Liebe zur Intrige ihn und seine Freunde mehrmals in schwierige Lagen gebracht habe; d. h. er beurteilte diesen Freund vom sittlichen Standpunkt (D. u. W. III. 14) und seine Zustände als selbstverschuldet, während wir Heutigen, denen das ganze Leben und Dichten des Unglücklichen vor Augen liegt, in Lenz einen Geisteskranken sehen, der, wenn und soweit er gesund war, sogar ein recht guter, reiner, bescheidener, selbstloser, von Nächstenliebe erfüllter Mensch gewesen ist und ohne Schuld viele Jahre ein höchst trauriges Schicksal zu tragen hatte. Denn wenn Goethe es als Schuld anrechnet, daß Lenz — statt, wie er selber, nützliche prosaische Arbeit zu leisten — sich seinen Gedanken und Träumen, sowie der Selbst- und Menschen-Beobachtung hingegeben und darin „alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben," noch übertroffen habe, so sehen wir auch darin schon die Anfänge der geistigen Krankheit, die bald nach Lenzens Entfernung aus Weimar den schlimmsten Grad erreichte.

Elftes Kapitel

Das neue Weimar

1776—1780

Am 1. Oktober 1776 fuhr Herders Reisekutsche endlich in Weimar ein. Zufällig waren der Herzog, Goethe und Andere, die er am nächsten Tage aufsuchte, auf einer Jagd bei Erfurt oder sonst abwesend. Bruder Flachsland, dessen Freund Kaufmann und Wieland waren also die Ersten, die das Herdersche Paar in der neuen Heimat begrüßten. Wieland machte auf die eben Angekommenen den Eindruck eines schwachen, guten Märchenträumers, dem Niemand Etwas übel nehmen dürfe. Kaufmann dagegen war ein ganz Großer. In hohen Tönen rühmte ihn Karoline Herder gegen Gleim, ihren letzten Gastfreund auf der Reise: „Ach, man entweiht sein ganzes Wesen, wenn man nur von ihm schwätzt und ihm nicht nachfolgt!“

Goethe eilte, nach seiner Rückkehr sofort zu den Freunden und war herzlich froh, sie nun in der Nähe zu haben; aber sehr bald bemerkte er, daß Herder mit seiner Aufnahme in Weimar und den letzten Anordnungen über sein Amt nicht zufrieden war. Es gab verdrießliche Verhandlungen, und Herder war nahe daran, seine Sachen wieder einzupacken. Er war in der Erwartung gekommen, daß er in Weimar die gleiche Rolle spielen werde wie der Abt Jerusalem in Braunschweig und wollte weder seiner Person noch der Würde des höchsten geistlichen Amtes etwas abgezogen wissen. In Goethe hätte er am liebsten seinen Straßburger Schüler gesehen, dem er für Poesie und wahre Schönheit sozusagen erst die Augen geöffnet; nun bemerkte er aber, daß dieser junge Mann hier bei Hofe schon wie ein geistiges Oberhaupt verehrt wurde. Und Goethe war außerdem ein Amtsgenosse der Geheimen Räte, die sich gegen Herders Ansprüche ablehnend oder gleichgültig verhielten; ja, Goethe selbst sprach ärgerlich von „Pfäfferei,“ wenn Herder sein Recht forderte.

Erst am 20. Oktober hielt Herder seine Antrittspredigt; sie gefiel den Zuhörern sehr und namentlich bewies sie, daß die Vorwürfe, die man ihm nach seinen Schriften machte, auf seine Reden nicht zutrafen. Er war auf der Kanzel weder ein Freigeist, noch allzugelehrt oder verschwommen und unverständlich. Am stärksten rühmte ihn jetzt der gern schwärmende Wieland; immerhin ließ sich aus Wielands Lobe auch einige Kritik herauslesen. Er möchte den herrlichen Herder zum Statthalter Christi und zum Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können, meinte Wieland, denn „Weimar ist seiner nicht wert“. Ja, leider hätte Herder zu einem römisch-katholischen Kirchenfürsten besser gepaßt. Als er einen Monat in Weimar war, schrieb Wieland über ihn an Fritz Jacobi, seine Seele sei voll von diesem neuen Mann:

> Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade Dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Goethe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann,

weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige im Geist mit ihm ringen, ihn in Atem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, Das kann ich; aber wie unzulänglich ist Das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächtigen Genius! Bei allem Dem ist jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel sein Weib. Alles, was in meiner Familie atmet, ist von Herder und Herderin eingenommen.

Die Einwohner von Weimar waren gegen ihn präokkupiert. Trotzdem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht und alle Herzen gewonnen. Er predigt, wie noch Niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch Alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt! Und was das Wunderbarste ist, so reinen Menschensinn, so lautere Wahrheit und doch Alles so orthodox, so himmelweit von dem Begriffe und der Lehrart unserer Modetheologen unterschieden!

Herder machte eben noch Klingers Bekanntschaft; bei Lenzens Entfernung half er bereits als vermittelnder Freund mit. Und schon nach wenigen Wochen sah er sich mit in die übeln Gerüchte einbezogen, die über das Genietreiben in Weimar in die ganze deutsche Welt gingen. „Glaube solchem Geschwätz nicht, lieber Hartknoch," schrieb Herder seinem Verleger. „Sie schwätzen jetzt genug von mir, von meinem Predigen in Stiefel und Sporn, in gallonierten Kleidern usw." Und er versicherte; „Ich bin hier allgemein geliebt und geehrt, bei Hofe, Volk und Großen; der Beifall geht bis ins Überspannte, Ungemessene."

Eigentlich aber hätte jetzt Herder von seinem neuen Wohnorte gern übler geredet als einer der auswärtigen

Klätscher. Denn er war von Herzen unzufrieden mit der Stadt, dem Hofe und dem Amte.

Es war leider nur zu wahr gewesen, was Goethe, der Urheber seiner Berufung, kurz vorher gegen Fritz Jacobi über Herder geurteilt hatte: er existiere in einem unaufhörlichen Blasenwerfen; auch zerplatze ihm Alles, und Alles ekele ihn im voraus an. Dabei sei er der eitelste der Menschen.

Zur selben Zeit, als Lenz weichen mußte, trat eine schöne Sängerin in den weimarischen Künstlerkreis ein: Korona Schröter. Als junger Student hatte Goethe in Leipzig dies noch etwas jüngere Mädchen in Hillers ‚Großem Konzert' zuweilen gehört, und seitdem trug er ihr Bild im Gedächtnis. Als er nun von Weimar aus die Bekannten in Leipzig wieder aufsuchte — eben damals, als Lenz uneingeladen eintraf — gefiel ihm die Fünfundzwanzigjährige noch besser als einst die Siebzehnjährige. „Die Schröter ist ein Engel," schrieb er heim; „wenn mir doch Gott solch' ein Weib bescheren wollte!"

Korona war ledig geblieben, obwohl ihre große Schönheit, ihre Talente und ihre Sittsamkeit treffliche Männer bewogen hatten, sich um ihre Hand zu bewerben. Doch blieb ihre Stellung in Leipzig nicht mehr befriedigend. Ihre Stimme war in der Kindheit übermäßig angestrengt worden; sie klang bedeckt, reichte für weite Räume nicht mehr aus; Korona war bereits von ihrer früheren Kameradin Gertrud Schmehling überflügelt worden; das Gleiche drohte ihr von jüngeren und kräftigeren Nachfolgerinnen. Zuweilen ward ihr

angedeutet, daß ihre edle Gestalt und die Beseeltheit ihrer Sprache erst auf der Bühne zur schönsten Geltung kommen würden; aber das keusche Mädchen schauderte vor dem Gedanken zurück, eine Komödiantin genannt, also auch für eine käufliche Dirne gehalten zu werden; im Liebhabertheater dagegen, vor und mit Freunden, trat sie gern als Schauspielerin auf.

Goethe kam zu ihr gerade zur rechten Zeit. Sie nahm den Antrag an, den er ihr in Karl Augusts Namen machte, und wurde weimarische Hofvokalistin, als Vierte zu den drei Sängerinnen, die wir schon kennen. In diesem Amte konnte sie auch ohne Bedenken als singende oder redende Heldin die Bühne betreten. Sie ward mit demselben Gehalt angestellt, das sie in Leipzig hatte; doch wurden ihr diese 400 Taler jetzt auf Lebenszeit zugesichert. Am 24. November 1776 sang Korona das erste Mal vor dem weimarischen Hofe — und nun gab es wieder einen neuen Gegenstand zum Klatschen und Zusammenknüpfen von Vermutungen. Würde der Herzog ihr nachstellen? Oder hatte Goethe sie für sich selber geholt?

Als das Herdersche Paar und die schöne Sängerin Korona in Weimar eingetroffen waren und gleich danach die beiden jungen Dichter Klinger und Lenz die Stadt verließen, da war die geistige Gesellschaft unter dem neuen Herzog Karl August gewissermaßen gegründet. Es blieben nur solche Gelehrte und Künstler, die in Staats- oder Hofämtern verwendbar waren oder von solchen Ämtern jetzt ausruhten. Kein

Einziger, der am neuen Leben teilnahm, stand ganz auf eigenen Füßen. Der junge Bertuch zum Beispiel hatte vor Anderen das Zeug zum freien Schriftsteller und selbst-wagenden Unternehmer; trotzdem war auch er Beamter, nämlich Geheimschreiber und Schatullier des Herzogs, geworden. Seine Künstler-Freunde Kraus und Klauer sahen sich auf eigenen Erwerb angewiesen, aber auch sie bezogen kleine „Pensionen" vom Hofe und rechneten auf dessen häufige Aufträge. Auch im gesamten Adel der Stadt war Niemand, der ganz unabhängig vom Hofe und nur aus eigenen Einkünften gelebt hätte.

Dieses Kreisen um einen einzigen Mittelpunkt erzeugte Zusammengehörigkeit, erzeugte auch das Gefühl davon und ein Streben nach äußerlicher Einigkeit, wenn die innerliche fehlte.

Genau betrachtet, hatte dieser Kreis drei Mittelpunkte, da der Hof eigentlich in drei Höfe sich teilte: in die Umgebungen Karl Augusts, Luisens und Amaliens. So entstand neben der Einigkeit die gleichfalls wünschenswerte Mannigfaltigkeit und Reibung.

Karl Augusts nächste Freunde waren Goethe, Moritz v. Wedel, Knebel, Kalb.

Zum Hofe der verwitweten Herzogin gehörten Friedrich v. Einsiedel, Luise v. Göchhausen und namentlich Wieland. Graf Putbus war gestorben, noch ehe sein erstes Jahr als Hofmarschall sich vollendete. Seckendorff hoffte, sein Nachfolger zu werden. Aber das Amt ward nicht wieder besetzt, und Einsiedel besorgte die nötigen Geschäfte unter dem Titel eines Kammerherrn.

Zur Herzogin Luise durfte man außer ihren Hoffräuleins Adelheid v. Waldner und Marianne v. Wöllwarth und ihrer Oberhofmeisterin, einer Gräfin Gianini, namentlich die Frau v. Stein und das Herdersche Ehepaar rechnen. Graf Görtz war zu ihrem Hofmarschall ernannt worden; nach kurzer Zeit verzichtete er jedoch, da er sich überhaupt von Weimar ablösen wollte. Als nun die junge Herzogin einen neuen Hofmarschall verlangte und den Siegmund Seckendorff dazu vorschlug, zeigte sich der Herzog als hatnäckiger Sparer und Verächter der Hofschranzen; in den nächsten Jahren, ordnete er an, solle das Amt unbesetzt bleiben. Seckendorff harrte also weiter als mißvergnügter Kammerherr aus, weil er zunächst nicht wußte, wohin er gehen sollte; in der Regel machte er gute Miene zum bösen Spiel. Da er die schönen Wissenschaften und Künste liebte, so verstand er sich zuweilen auch gut mit Goethe oder Wieland. Er heiratete eine Tochter des alten, also eine Schwester des jetzigen Kammerpräsidenten v. Kalb und ward nunmehr auch durch Familienbande an diesem Orte festgehalten, an dem er soviel auszusetzen hatte. Mit seiner Gesundheit stand es nicht gut; auch war er wohl selber zu absonderlich, um an einen der tadellosen Höfe zu passen, die er bewunderte.

Wenn er im Audienzzimmer vor der Herzogin erschien und seine Verbeugung gemacht hatte, sprach er gewöhnlich nicht ein Wort, schien ganz in sich gekehrt und nachdenkend. pflegte jedoch dabei an den Knöcheln seiner Finger so zu kauen, daß sie beständig feuerrot, ja oft blutig waren. Er war ganz gut gewachsen, doch mochte sein Körper sehr vermagert sein, denn die Bekleidung, welche jederzeit elegant war, hing weitläufig um ihn herum. Sein Gesicht war blaß und voller Falten, der Mund sehr aufgeworfen, die Nase sehr spitzig und die Stimme unangenehm hohl. Begann er aber zu sprechen, so geschah Dies auf eine höchst unterhaltende Art; in allen Kunst- und wissenschaftlichen Fächern war er zu Hause, konnte über alle Maßen lustig, dabei aber auch äußerst witzig sein. Die jungen Damen schienen sehr glücklich, wenn er mit ihnen sprach. (K. v. Lyncker.)

Der Geheime Rat v. Fritsch tat als erster Minister und treuer Staatsdiener seine Arbeit weiter, ohne am gesellschaftlichen oder künstlerischen Treiben der neuen Welt teilzunehmen. Die sonstigen adligen sowie bürgerlichen Rechtsgelehrten, Ärzte, Geistlichen und Schulmänner bildeten das weitere Publikum für alle gesellschaftlichen Vorgänge und trugen, ein Jeder nach seinem Talente, zu den Unterhaltungen bei.

Immerhin: Weimar blieb ein kleines Nest, und die hundert oder zweihundert Menschen, die unter sechstausend Einwohnern in Betracht kamen, wären einander bald überlästig geworden und im Streben ermattet; nur der Verkehr mit Auswärtigen frischte sie immer wieder auf. Fast jede Woche, gewiß aber jeden Monat erschien irgend ein merkwürdiger oder anregender Gast: eine fürstliche Person oder ein vornehmer Adliger oder ein namhafter Gelehrter oder ein reisender Künstler oder auch ein Sonderling oder ein Glücksritter.

Häufig kam nach wie vor der liebe kurmainzische Statthalter Karl v. Dalberg herüber; ein Graf Marschall, der ihn zuweilen begleitete, ward in Weimar

sehr heimisch; so auch der Bruder des Statthalters, der verwachsene Friedrich v. Dalberg, ein feiner Musiker. Auch mit den Herzögen von Gotha-Altenburg und von Meiningen und den Grafen Reuß wurden viele Besuche ausgetauscht. Der Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt war im Frühjahr und Sommer 1776 da, was zur Aufmunterung seiner Schwester viel beitrug. Aus Karlsruhe erschien, mit politischen Aufträgen reisend, der sehr angesehene Geheime Rat v. Edelsheim. Aus dem Harze der Berghauptmann v. Trebra, dessen Fachkenntnisse und Erfahrungen man zu verwerten wünschte. Christoph Bode kam im Mai aus Hamburg und Braunschweig auf einer freimaurerischen Erkundungsfahrt; dieser ehemalige Lehrling eines Stadtmusikanten war jetzt Meister vom Stuhl der Hamburger Loge, zählte zu Klopstocks und Lessings nächsten Freunden, war ein Vertrauensmann des Herzogs Ferdinand von Braunschweig; überdies hatte Bode durch seine meisterhaften Übersetzungen großen Einfluß ausgeübt; ‚Yoricks empfindsame Reise' und ‚Tristram Shandys Leben und Meinungen' waren durch ihn deutsche Bücher geworden. Jetzt unterbrach er seine Reise, um sich mit den Geheimen Räten v. Fritsch und v. Kalb über bedenkliche Vorgänge im Maurer-Orden auszusprechen, machte aber auch mit Goethe und Lenz Bekanntschaft. Des Christoph Kaufmann, der das Evangelium der Willenskraft verkündete, haben wir schon gedacht, und von Professor Oser, der gegen Weihnachten seine Bekanntschaft mit Weimar erneuerte, wird später die Rede sein.

Im folgenden Jahre, 1777, erschien bei den Freimaurern ihr Führer, Herzog Ferdinand, selber; verschiedene Feste wurden bei dieser Gelegenheit gegeben. Ein andrer hochverehrter Fürst, Franz von Dessau, erwiderte im Sommer den Besuch, den ihm Karl August und Goethe im vergangenen Winter gemacht hatten; als liebreicher Landesvater ward er weithin gepriesen; namentlich lobte man seine Parkanlagen bei Wörlitz und seine opferwillige Unterstützung der neuen Schulanstalt, die Basedow gegründet, aber nur kurze Zeit selber geleitet hatte. Im März kam von den Düsseldorfer Jacobis der ältere Bruder Georg, der zarte Lyriker, und einige Monate später stellte sich auch sein Herzensfreund Gleim wieder ein und wohnte acht Tage bei Wielands und Herders; Goethe blieb ihm unheimlich wegen seiner wilden Launen.

In diesem Jahre fanden auch größere Versammlungen in Weimar, Jena und Eisenach statt, da jetzt nach langer Pause die Landstände einmal wieder einberufen wurden, um nötige Ausgaben zu bewilligen. Dadurch ward im Herbste ein paar Wochen lang die weimarische und eisenachische Geselligkeit verbunden, wobei recht fleißig getafelt, getanzt und geliebelt wurde. Hier in Eisenach war eines Tages unter den Gästen der deutschfranzösische Baron Grimm, ein höchst einflußreicher Literat, der sich der Freundschaft von Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert usw. rühmen konnte und jetzt auf der Rückfahrt von Rußland, wo er der Kaiserin Katharina aufgewartet hatte, am Hofe zu Gotha unter alten Freunden Rast hielt. Viel lieber war dem Herzog und Goethen jedoch der Besuch des Kriegsrats Merck aus Darmstadt. Merck war ein sehr scharfsichtiger, kenntnisreicher und unterhaltsamer Mann, der mit vielen

andern feinen Köpfen in Verbindung ſtand; er ſchrieb für Wielands ‚Merkur‘ geiſtreiche Aufſätze und Erzählungen; wichtiger aber war er als Berater ſeiner Freunde und als Vermittler von allerlei Wiſſenswertem oder Wünſchenswertem, wobei er Naturwiſſenſchaften, Techniken, Kunſthandel, Politika und Scandalosa gleichmäßig beherrſchte. Trübe Erfahrungen hatten ihn zum Spötter und Menſchenverächter gemacht; Viele hielten ihn für zweideutig-unredlich; einigen Freunden nützte er durch ſein rückſichtsloſes Ausſprechen von nackten Wahrheiten; zuweilen mußten ſie ſchmerzende Hiebe oder Stiche ſich gefallen laſſen.

Im nächſten Jahre (1778) kam außer dem Statthalter v. Dalberg, dem Geheimen Rate v. Edelsheim auch der Fürſt von Deſſau wieder. Ein neuer Gaſt erſchien in der Erbprinzeſſin von Braunſchweig, der Gemahlin des kriegsberühmten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. Unter den vorſprechenden Gelehrten war der junge Auguſt Hermann Niemeyer aus Halle, Theologe, Schulmann und religiöſer Dichter.

Im folgenden Jahre, 1789, war dann Merck der wichtigſte Gaſt. Diesmal drang er bis Weimar vor; er verweilte ſchöne Sommerwochen oben auf Ettersburg bei der Herzogin Amalie und ihren Hofleuten, die ihn alle liebten. Der Herzog und Goethe trugen ſich jetzt mit dem Plane, den geſcheidten Mann, der in Darmſtadt nur ein beſcheidenes Amtchen verwaltete, ganz nach Weimar oder Eiſenach zu ziehen.

Mehr und mehr ſtellten ſich jetzt auch wohlhabende Adelige von auswärts am weimariſchen Hofe ein, teils auf der Durchreiſe, teils von ihren Gütern kommend,

um einige Zeit in beſſerer Geſellſchaft zu verbringen. So wurde man mit den Herren und Damen v. Keller, v. Bechtholsheim, v. Löw, v. Werthern, v. Diede und Anderen bekannt oder näher befreundet; der Herzog ehrte und liebte beſonders die Frau v. Diede, eine geborene Gräfin v. Kallenberg aus Muskau, die ſich durch ihr muſikaliſches Talent auszeichnete, und noch viel mehr die Gräfin v. Werthern aus Neunheilingen, die wir ſchon als eine Schülerin und Gönnerin des Malers Kraus kennen. Die Gatten dieſer Damen waren beide Geſandte geweſen, Diede für Dänemark in Berlin und London, Graf Werthern für Sachſen in Spanien. Von 1781 an hatte man auch Freundſchaft mit dem Grafen und der Gräfin Brühl auf Seifersdorf bei Dresden, ſehr unterhaltſamen Perſonen; Graf Moritz wußte viel Späße, machte gern in luſtiger Unterhaltung den „Pickelhäring;“ aber auch als gehorſamſter Ehegatte wurde er ausgelacht; ſeine „Tina“ war eine hochgeſtiegene Feldwebelstochter, voller Gefühle und Talente, die ſie nur allzu gern und ausdauernd zeigte. Der Vater des Grafen war einer der reichſten Edelleute geweſen: der berüchtigte ſächſiſche Miniſter; der Sohn aber war ſo arm, daß Karl Auguſt ſeine Gaſthofsrechnung bezahlen mußte.

Einige dieſer Vornehmen hätten nicht übel Luſt gehabt, gänzlich oder doch für die Wintermonate nach Weimar überzuſiedeln. Die Erſte, die dieſen Entſchluß ausführte, war Gräfin Bernſtorff, die Wittwe des edlen däniſchen Miniſters Johann Hartwig Ernſt v. Bernſtorff, eine häßliche, aber kluge und gute Frau. Sie hatte nach dem Tode ihres berühmten Gatten noch ſechs

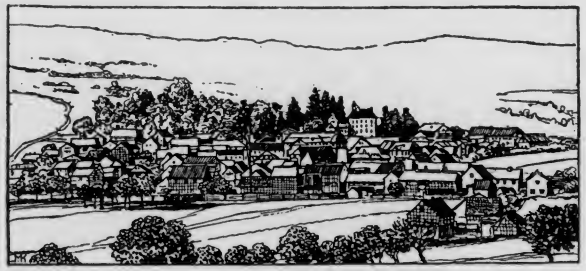
Jahre in und bei Hamburg gelebt; Klopstock war auch ihr Freund gewesen; Christoph Bode, den wir bereits kennen, war, nachdem ihm drei Frauen und alle Kinder gestorben waren, ihr Hausminister geworden, und er begleitete sie nun auch, Ende 1778, nach Weimar. Dorthin war nämlich seit kurzem eine Nichte der kinderlosen Gräfin verheiratet, die talentvolle Sophie v. Schardt, und deren rühmende Schilderungen der thüringischen Residenz hatten die Tante zu dieser Übersiedlung eigentlich veranlaßt. Mit der Gräfin Bernstorff trat die erste unabhängige und reiche Aristokratin in die weimarische Gesellschaft ein; sie machte in ihrem großen Hause vor dem Frauentore selber eine Art Hof. Und ihr großer, breiter, dicker Hausfreund Christoph Bode war zugleich der erste geistige Arbeiter im Städtchen, der vom Landesherrn keine Unterstützung und kein Pöstchen begehrte. Sein Einfluß war durch sein hohes Ansehen und seine emsige Tätigkeit im Freimaurer-Orden von Anfang an erheblich. Auch war der vielgereiste und vielerprobte Mann ein angenehmer Gesellschafter für Jeden, der die ihm noch anhaftende volkstümliche Geradheit vertragen konnte.

Manche der genannten Gäste wollten auch ihrerseits Gastfreunde sein; Karl August aber, Goethe und die andern jungen Männer reisten gern. So wurden die nächsten Höfe manchmal besucht: Gotha, Rudolstadt, Meiningen, Barchfeld, Koburg, dazu Erfurt als Sitz des Statthalters. Nach Dessau ging's fast jedes Jahr,

Gemalt von Heinsius. Stich von Henne.

Gastfreunde.

und einmal, im Mai 1778, fuhr man bis Berlin weiter: der Herzog und seine beiden Nächsten, Goethe und v. Wedel. Recht gern begrüßte man die weimarischen Freunde auf ihren Landsitzen: den Oberstallmeister v. Stein auf Kochberg, den zweiten Stallmeister v. Werthern auf Frohndorf, den alten Präsidenten v. Kalb, der jetzt den philosophischen Einsiedler spielte, in Kalbsrieth. Bei den beiden Stallmeistern waren



Groß-Kochberg, Dorf und Schloß.

übrigens die Frauen das eigentliche Ziel; auch in Kalbsrieth fühlte man sich erheblich wohler, wenn die Töchter da waren. Noch viel lieber begab sich der Herzog nach Neunheilingen bei Langensalza, wo sein Engel, die Gräfin Werthern, neben ihrem höchst wunderlichen Gatten guten Humor behalten mußte.

Kleine und große Jagdfahrten waren sehr häufig; desgleichen Reisen in Landesangelegenheiten. Viele Tage wurden namentlich in und bei Ilmenau verbracht, wo man ein ehemaliges Silberbergwerk neu zu begründen hoffte. So klein die beiden Herzogtümer waren, so lagen doch die einzelnen Teile recht weit

auseinander, und die Fahrten und Ritte dahin und daher, fast immer auf schlechten Wegen, waren wirkliche Reisen. Als Goethe einmal die jungen Burschen des Landes zum Militär aushob, mußte er viele Wochen unterwegs sein.

Badereisen zu bloßer Erholung und Zerstreuung waren noch nicht eigentlich Sitte, wenn man auch in Pyrmont, das Frau v. Stein zur Kur aufsuchte, schon manche wohlhabenden Leute traf, denen es mehr um die Bekanntschaften aus aller Welt, als um die Gesundheit zu tun war. Als die junge Herzogin im Sommer 1780 sehr kränkelte, meinte Herder, ihr tue der Besuch eines Bades not; „dagegen ist aber Knickerei des Herzogs und kriechende Arglist der Ärzte, die sie nicht aus ihren Klauen lassen wollen."

Auch Reisen an die See und ins Gebirge kannte man noch nicht; es war ein Zeichen von Goethes eigentümlichen Neigungen, daß er mehrere Male in den Harz ritt und den Brocken bestieg — noch dazu im Winter — und daß er dem Herzoge Lust zu einer Schweizer-Reise einflößte und ihn schließlich bewog, eine solche sogar im Spätherbst auszuführen.

Dagegen kannte man von jeher die Reisen zu den Messen, zur Leipziger oder Frankfurter; die Herzogin Amalie machte sich im Sommer 1778 das Vergnügen, an den Besuch in Frankfurt eine Rheinreise anzuknüpfen. Einsiedel, Fräulein v. Stein und Fräulein v. Göchhausen begleiteten sie, außerdem der Maler Kraus, der die schönsten Rhein-Ansichten festhielt, und Merck aus Darmstadt, der seine Gönner namentlich zu den Kunstschätzen führte: in Köln,

Schloß Bensberg und besonders in die Düsseldorfer Galerie.

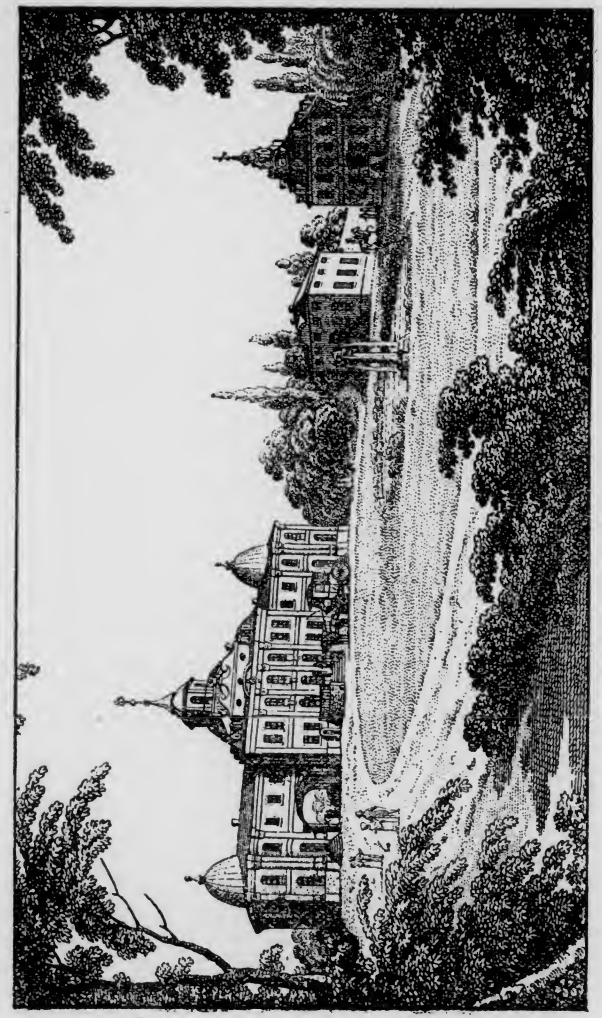
Als die Herzogin Amalie von ihrer Rheinreise zurückkehrte, lud Goethe sie für einen Abend mit ihren Damen und den nächsten Freunden zunächst in sein Häuschen. Man begrüßte sich, besah den Garten in seiner letzten Sommerpracht — es war am 22. August (1778) — dann führte Goethe seine Gäste aus seinem Gebiet heraus, über die Brücken des Floßgrabens und der Ilm zu einer Einsiedelei am anderen Ufer. Hier ward ein Essen aufgetragen, und es begann ein fröhliches Erzählen und Schwatzen: über Goethes herrliche Mutter, über den trefflichen Merck, über die Länder und Städte und Menschen am Rheine, an der Lahn und am Maine. In den Gläsern leuchtete Johannisberger Sechziger und rühmte in seinem Duft und Gefunkel gleichfalls die sonnigen Ufer des Rheins. Auf einen Wink Goethes tat sich nun die einzige Tür des Raumes auf; ein überraschender Anblick bot sich. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und die Ufer der Ilm waren auf und ab in Rembrandts Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel. Die Herzogin und Alle waren entzückt; man hatte in letzter Zeit viel von Rembrandts Landschaften gesprochen: hier lebte eine! Man ging vor die Tür, stieg eine kleine Treppe hinunter und schritt zwischen Felsenstücken und Gebüschen den Fluß entlang und über die Sternbrücke nach dem ‚Stern' hinunter; nach und nach zerfiel die ganze Vision in eine Menge kleiner Nachtstücke; man

sah die Freunde und sich selber von Fackeln und Feuern bald hell, bald matt erleuchtet, und Jeder war dankbar und glücklich gestimmt. „Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen," schrieb Wieland, der auch dabei war, in seinem nächsten Briefe an Merck.

Die Wirkung auf Goethes Gäste war namentlich deshalb groß, weil sie die Einsiedelei, in der sie tafelten, und den ganzen Bezirk noch nicht kannten oder bisher nicht beachtet hatten. Es war ein neuer Sommerplatz für die weimarische Gesellschaft.

Schon seit einigen Jahren waren die Arbeiten im Gange, die Erholungs-Anlagen um Weimar herum zu vermehren oder zu verbessern. Herzogin Amalie hatte Gräben und Teiche zwischen dem Frauen- und Erfurter Tore in eine Promenade verwandelt, in deren Baumreihen sie gern spazierte und wo sie in einem Zelte bei einem kleinen Goldfischteiche den Tee einnahm; wir kennen diese ‚Esplanade' schon von Klingers Liebesabenteuern her.[1]) Als dann ihr Sohn zur Regierung kam, fiel ihm und seiner Gattin die Sommer-Residenz auf Belvedere zu; sie änderten dort in den Anlagen Manches, was gar zu sehr an den wunderlichen Großvater erinnerte. Herzogin Amalie siedelte nun für die warme Jahreszeit in das Schloß Ettersburg über, das auf der nördlichen Seite des weimarischen Tales in den Wäldern des breitgestreckten Ettersberges liegt. Prinz Konstantin und Knebel blieben im Tale der Ilm; sie eigneten sich das Pachterhaus des Kammerguts in Tiefurt zu und verwandelten die umgebenden Wiesen und Höhen ziem-

[1]) Es ist die heutige Schillerstraße.



Lustschloß Belvedere. Von Schwerdgeburth

lich rasch in einen Park nach englischem Geschmack. Nahe beim weimarischen Schlosse hatte der Hof zum Lustwandeln von jeher den ‚Stern', einen schattigen, von der Ilm umflossenen Wald mit Spazierwegen und Plätzen und, höher gelegen, am anderen Ufer der Ilm den ‚Wälschen Garten', mit einem merkwürdigen Doppelturme, der die Schnecke hieß, weil hölzerne Gänge in Schneckenform zu zwei Altanen hinaufführten; das ganze Bauwerk war von beschnittenen Linden umwachsen, so daß es von weitem für ein Erzeugnis der Baumschere gehalten werden konnte. Alle diese Plätze dienten der „Herrschaft" und ihren geladenen vornehmen Freunden auch oft zur Einnahme der Mahlzeiten und geselligen Unterhaltungen, so daß in der schönen Jahreszeit wenigstens die Tafel oder das Nehmen der Schokolade oder des Tees an acht oder zehn verschiedenen Orten stattfinden konnte. Dazu kamen dann noch an den zahlreichen Jagdtagen die Jagdschlösser und Amtshäuser der Nachbarschaft; da hieß es dann z. B. „Tafel in Troistedt" oder „Tafel in Osmannstedt." Jedes Abschießen — so nannte man die militärischen Parade-Vorführungen, die ein- oder zweimal im Jahre stattfanden — endete mit einer Hof- und Offiziertafel im Freien, und als das Schlittschuhlaufen Sitte ward, versuchte man trotz der Winterkälte auch die „Tafel auf dem Schwansee."

Diese Lust am Leben in der frischen Natur ließ, zumal da die Menschen immer gern ihre Neigungen zu Grundsätzen erheben, Pläne zu immer neuen Garten- und Parkanlagen erstehen. In Weimar lag der Gedanke nahe, den ‚Stern' und den ‚Wälschen Garten',

die durch Felsen, Gebüsch, einen Zimmerplatz und andere öde Plätze getrennt waren, zu vereinigen, und sodann diese verbundenen Anlagen zu beiden Seiten des Flusses nach Süden, nach Belvedere hin, auszudehnen. Sowohl der Herzog im Fürstenhause, wie Goethe und Frau v. Stein, in deren Saale sich die Vornehmsten oft begegneten, wohnten dicht an diesen Plätzen.[1]) 1777 begannen die Arbeiten; Anfang Juli 1778 ließ Goethe etwa in der Mitte der beiden alten Gärten am felsigen Abhange aus Holz, Moos und Stroh die Einsiedelei erbauen, von der oben die Rede war. Ein hübsches Fest zu Ehren der jungen Herzogin fand am 9. Juli hier statt: Seckendorff hatte eine Szene gedichtet, die die als Mönche verkleideten Herren des Hofes aufführten, als die Damen auf ihre Einladung hin vor dem neuen „Kloster" erschienen. Der neue Platz und die Moos-hütte gefielen am allerbesten dem Herzoge; er verbrachte von jetzt an Tage und Nächte, ja ganze Wochen, hier. Sein „Kloster" ward also etwas fester und wohnlicher eingerichtet, mit Schindeln bedeckt und mit Borke bekleidet, auch mit einem Kamin versehen, auf dessen Holzfeuer der Kaffee gekocht werden konnte. Ein Tisch, sechs Stühle und eine Ottomane zum Schlafen war die ganze Einrichtung; ein Diener hauste nahebei in einem ehemaligen Pulvertürmchen, Sein Bad hatte der Fürst wenige Schritte unterhalb in der offenen Ilm. Ihm schräg gegenüber am anderen Ufer wohnte Goethe in seinem Gartenhause, gleichfalls sehr einfach und mit der

[1]) Frau v. Stein seit dem November 1776. Steins und Wedels teilten sich in das Obergeschoß eines Husaren-Stalles an der Ackerwand. S. das Bild S. 415.

Natur froh oder leidend. In dieser Ruhe und Stille führten sie viele vertrauliche Gespräche mit einander, und es kam vor, daß sie ihre Briefe auf das gleiche Blatt schrieben. So reimte z. B. einmal der Fürst auf einem Zettel für Frau v. Stein;

Ich schlafe, ich schlafe von heute bis morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbst gebadt.
Die Geister der Wesen durchschweben mich heut,
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit.
Wohl dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
Ohne Anderer Existenz gewahr zu werden!
Tauche Dich ganz in Gefühle hinein,
Um liebvollen Geistern Gefährtin zu sein!
Sauge den Erdsaft, saug' Leben Dir ein,
Um liebevoller Geister Gefährtin zu sein!

Goethe las es und schrieb weiter:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh,
Leb' in Liebesklarheit und -kraft,
Tut mir wohl des Herrn Nachbarschaft,
Der in Liebesdumpfheit und -kraft hinlebt
Und sich durch seltnes Wesen webt.

Diesem innigen Naturgenusse war man jetzt in Weimar ergeben wie nie zuvor. Selbst der Büchermensch Wieland hatte sich einen Garten am Eselswege gekauft und erklärte jetzt: „Mir ist nirgends so wohl, bis ich meinen Stab in der Hand habe, um unter meinen Bäumen zu leben und den unendlichen Erdgeist einzuziehn.“ Laut, d. h. öffentlich in seinem ‚Merkur‘, pries er seine Fürstin und Freundin Amalie, daß auch sie in den Wäldern von Ettersburg, wie einst Apoll unter den Hirten an einem einfachen Leben sich vergnüge:

Wohl Dir, die in dem Weihrauchskreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freiheit und Natur! Nach alter deutscher Sitte
Sich einen Wald zum Ruhesitz erkor
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich-stummen Haine
Auf off'nem Herd die heil'ge Flamme lodert
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schicksal fodert.

Am höchsten stieg diese Naturlust, wenn die jungen Männer unter sich und fern vom Hofe waren, zumal in Ilmenau, wo man sich im voraus am künftigen Gewinn des geplanten Silberbergwerks erfreute und unterdessen in den Wäldern jagend, zeichnend, zechend, singend eine fröhliche Wirtschaft trieb und dann im Walde selbst unter Hütten aus Fichtenzweigen den nächtlichen Schlaf suchte.

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchen-Land?
Welch' nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh ich sie froh ans Feuer hingestrecket:
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Sagt, wem vergleich ich diese muntere Schar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?

Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr —
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.[1])

Hier haben wir die Stichworte für das eigentümliche geistige Leben Weimars in Karl Augusts ersten Regierungsjahren. Shakespeare, Gestalten Shakespeares, unbändiger Geist, Roheit, Naturleben, Romantik und dahinter edle Sitten und alle die Kultur und namentlich all die Unterhaltungsspielerei, die höfischen Gesellschaften eigen zu sein pflegt. Ein wunderliches mixtum compositum!

[1]) Goethes Gedichte ‚Ilmenau'. — Ägyptier: Zigeuner. Flücht'ger Fürst: der Herzog in ‚Wie's euch gefällt' von Shakespeare, II, 1.

Zwölftes Kapitel

Bildende Künste

1776—1782

Wie überall, so suchten die jungen Stürmer und Dränger auch in den bildenden Künsten ihre Fahne aufzupflanzen. Einer von ihnen, Friedrich Müller aus Kreuznach, wollte aus der Malerei seinen Erwerb machen: man unterstützte ihn auch von Weimar aus, damit er sein scheinbar starkes Talent in Rom ausbilde.[1]) Goethe und Lenz zeichneten viel, und namentlich Goethe strebte, ein tüchtiger Kunstkenner zu werden und in die verschiedensten Techniken sich einzuarbeiten. Sehr stark war sein Wunsch und Trieb, als Maler oder Bildhauer die sinnliche Welt in sich neu zu schaffen: keine andere Lebensarbeit wäre ihm lieber gewesen!

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen:
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

[1]) Heinse an Gleim, 9. März 1779: „Maler Müller hat jährlich 1000 Gulden zu verzehren. 500 gibt ihm der Kurfürst [von der Pfalz], und 500 schießen die Weimaraner für ihn zusammen, die Herzoginnen und der Herzog, die auch dem unglücklichen Lenz 800 Gulden jährlich schenken."

Als Kunstbeurteiler war Goethe schon mit 23 Jahren öffentlich aufgetreten, indem er, ohne zunächst seinen Namen zu nennen, eine Flugschrift ‚Von deutscher Baukunst' drucken ließ und in den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' Sulzers ‚Allgemeine Theorie der schönen Künste' besprach. Ein Jahr später gab er eine andere grundsätzliche Äußerung unter der Überschrift ‚Nach Falconet und über Falconet' einer deutschen Übertragung von Merciers kühner Theaterschrift als Anhang bei. In diesen Aufsätzen stellte er sich ganz auf den Boden der Genie-Partei. „Laß die weiche Lehre neuer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln," redet er den Leser an, „daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne."

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Kokos [geflochtene Matten], seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen: sie wird ohne Gestaltsverhältnis zusammenstimmen, denn *eine* Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden: sie ist ganz und lebendig. — — —

Wie sehr unsere geschmückte Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht deklamieren! Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommen!

[Der Genius] will auf keinen fremden Flügeln — und wären's die Flügel der Morgenröte! — emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirgs auseilt auf Raub. — — —

Das Aug' des Künstlers aber findet [die feinen Schwingungen des Lichts und das Schöne] überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall; er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehen: überall sieht er die heiligen Schwingungen und leise Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritte eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene große Künstler innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen werden. — — —

Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfnis, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und wehe dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht: es seie schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, ebenso schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergetzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Alle Quellen der natürlichen Empfindung, die der Fülle unserer Väter offen waren, schließen sich ihm.

So hatte Goethe in Frankfurt für das Natürliche, Volkstümliche und „Gotische," das er für unsere angestammte deutsche Ausdrucksform hielt, sowie für die Freiheit des Genies Partei genommen. Leider zeigte

sich in Nähe und Ferne kein wilder Urkünstler, den er als Bruder hätte lieben und loben können. Sein Landsmann Kraus und sein ehemaliger Lehrer, Professor Oeser in Leipzig, waren gescheidte Leute und sehr nützlich durch ihr liebenswürdiges Können; ein halb Dutzend Andere, die auch zur Verfügung gestanden hätten, waren noch beschränkter in ihrem Streben und Leisten, oder sie standen — wie Müller und einige Jünglinge in Lavaters Kreise — noch zu sehr in den Lernjahren. Kurz, der Durst nach starker Kunst, wie ihn Goethe und mit ihm der junge Herzog und manche Andere fühlten, war nur zu befriedigen durch den Besuch der Galerien zu Dresden, Düsseldorf,[1]) Mannheim usw. und durch Kopien, Kupferstiche und Abgüsse. Goethe hatte in frischester Erinnerung die Düsseldorfer Schätze, und er bot wohl die Hand dazu, daß Wilhelm Heinse die vorzüglichsten der dortigen Werke ausführlich im ‚Teutschen Merkur' beschrieb. Kopien, Stiche und Abgüsse sammelte er selber, und auch die andern weimarischen Kunstfreunde wurden eifrig darin.

Dabei ging dann die Parteinahme für die ungeschulte, genialisch-wilde Kunst allmählich verloren: die vollkommensten und wirksamsten Werke rühren nun

[1]) Man stellte die Düsseldorfer Galerie noch über die Dresdner. Düsseldorf besaß damals 400 Gemälde in 3 großen und 2 kleinen Sälen: Bilder von Raphael, Michel Angelo, Lionardo da Vinci, van Dyck, Rubens usw. Die Dresdner Galerie, damals am Neumarkte, war ein großer zweigeschossiger Saal: die „innere" Galerie enthielt die Italiener, darunter die Sixtinische Madonna, die „äußere" die Niederländer.

einmal von Meistern her, die schon große Lehrer hatten und in eine bereits reiche Kultur als Erben eintraten. Genies werden immer geboren; dennoch besaß man höchste Kunstwerke nur aus den zwei Zeiträumen der Antike und Renaissance. Goethe besonders schwärmte für manche Antiken, z. B. für eine Nachbildung der jüngsten Niobe-Tochter, die er bei Wieland fand. Als Klinger nach Weimar kam, war er höchst überrascht über den dortigen Reichtum an Abgüssen nach römischen und hellenischen Meisterwerken:

> Hier ist die ganze Statue von Ganymed, das Höchste, was des Künstlers Herz geboren. Die Gruppe von Laokoon. Die Statue von Antinous. Der Vatikanische Apollo. Und Vieles! Auch herrliche Büsten . . . Wieland hat Vieles, der Herzog Alles, und auch Goethe. Unter diesen Göttern zu wandeln! (An Schleiermacher, 26. Juni 1776.)

Auch wenigstens eine gute Kopie nach einem berühmten italienischen Maler besaß Goethe bereits: ein Bild der unglücklichen Beatrice Cenci, das dem Guido Reni zugeschrieben wurde; die Nachbildung verdankte man einem jungen Maler Naumann, einem Vertrauten des berühmten Raphael Mengs. Dies Gesicht der Cenci enthalte mehr als alle Menschengesichter, die er je gesehen habe, urteilte Goethe.

Sein eigentlicher Liebling unter den Malern blieb e doch auf manches Jahr Hans Sachsens Landsmann und Zeitgenosse Albrecht Dürer, den zu jener Zeit nicht eben Viele zu schätzen wußten. Der Herzog hatte eine sehr vollständige Sammlung seiner Holzschnitte; Goethe sammelte die Blätter sowohl für sich, wie für Freund

Lavater. Vor Dürern kriege er alle Tage mehr Respekt, schrieb er um 1780. Er hatte vor, über die schönsten Blätter zu schreiben, „nicht sowohl über Erfindung und Komposition, als über die Aussprache und die ganz goldene Ausführung."

Ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu Seinesgleichen hat.

Goethe begann jetzt namentlich auch erste Skizzen, Bild-Entwürfe zu sammeln und war wohl einer der ersten Verehrer dieser Kunstwerke. Er habe eine schöne Sammlung von ‚Geistigen Handrissen' zusammengebracht, schrieb er im Frühjahr 1780 an Lavater:

Wenn Du so ein Blatt findest, worauf die erste, schnellste, unmittelbarste Äußerung des Künstlergeistes gedruckt ist, so laß es ja nicht entwischen, wenn Du's um leidliches Geld haben kannst! Mir macht's ein besonderes Vergnügen.

Wieland, der Kurzsichtige, hatte viel weniger Auge und viel weniger Herz für Bilder; er war ohne viel Grundsätze bereit, das Schöne zu genießen und zu lobpreisen, wo er es irgend fand. Er brachte im ‚Merkur' letzte Ausführungen Winckelmanns, die nach seiner Ermordung aufgefunden waren; er gab Heinses und anderer junger Leute aesthetische Gedanken wieder, ließ ihn alte Gemälde beschreiben und nahm sich vor, auch über die bildenden Künstler der Gegenwart fleißig zu berichten; er wirkte auch für die Anerkennung oder den Ruhm der vortrefflichen Meister Graff und Chodowiecki; die nützlichen Kupferstecher und Radierer, wie Meil, Geyser, Berger, Bause usw. kamen ebenfalls zu ihrem

Rechte. Auch die jüdische Medailleurfamilie Abraham taucht im ‚Merkur' schon 1776 auf, und ebenso der in Berlin lebende Genelli, „ein ganz außerordentlicher Sticker." dessen Frucht- und Blumenstücke ein Kurzsichtiger leicht für Gemälde halten konnte.

Was die Ausübung dieser Künste angeht, so vertrugen sich in Weimar die Liebhaber mit den wenigen Berufskünstlern, ihren Gehilfen und Lehrern, vortrefflich. Dilettanten höheren Grades waren Goethe, sein Amtskollege Schnauß und Korona Schröter; ihnen folgten Herzogin Amalie, Frau v. Stein, Lenz und manche Andere. Goethes Bildnisse, zu dem ihm die Freunde der Reihe nach saßen, wurden wegen ihrer Ähnlichkeit sehr gerühmt, am lebhaftesten wieder von Wieland. Von dem neuen Berufsmaler in Weimar, Kraus, wissen wir schon, daß sein Wert in seiner allgemeinen Brauchbarkeit und Gefälligkeit bestand. Er zeichnete, malte, radierte Landschaften, Bildnisse, Theaterfiguren, Kulissen, Abbildungen zum ‚Merkur' und tausend andere Sachen, gab auch ‚Verschiedene Gegenden um Weimar, Jena und Eisenach' heftweise ins Publikum, und namentlich unterrichtete er in angenehmer Weise. Ihm und einigen anderen Künstlern waren ein paar Räume zu solchem Unterricht an Damen, Herren und Heranwachsende überlassen worden, und so war jene Zeichenschule oder Zeichen-Akademie, wie man häufiger sagte, entstanden, die Bertuch schon im Sommer 1774 beantragt hatte. Die kleine Anstalt gedieh; am 3. Sep-

tember 1779, dem Geburtstag des Herzogs, ſtellte Goethe nach dem feſtlichen Frühſtück mit Kraus die beſſeren Schülerarbeiten zu öffentlicher Beſichtigung auf. „Es wird gut, weil's angefangen wird, als wär's gar nichts," ſchrieb er in ſein Tagebuch, und er bedauerte, daß Frau v. Stein die Sachen nicht ſah:

Jedermann hatte doch auf ſeine Art eine Freude dran, und es iſt gewiß die unſchuldigſte Art der Aufmunterung, wenn doch Jeder weiß, daß alle Jahre einmal öffentlich auf Das, was er im ſtillen gearbeitet hat, reflektiert und ſein Name in Ehren genannt wird. Den Herzog hat's vergnügt, daß er doch einmal was geſehen hat, das unter ſeinem Schatten gedeiht.

Neben den Malern Kraus, Heinſius und Schumann entwickelte ſich jetzt auch der Bildhauer Klauer, der von Berka nach Weimar übergeſiedelt war, zu einem bemerkenswerten Künſtler. Seine Hand leiſtete genau, was er ſelber oder ein Anderer verlangte; ſein Geſchmack war unausgebildet. Goethe kam in eine nähere Bekanntſchaft mit ihm, als er an einigen Trümmern des alten Schloſſes eine bläulich-graue Geſteinsart bemerkte, die vielleicht als Erſatz für den unter damaligen Verhältniſſen ſchwer zu beſchaffenden und ſehr koſtſpieligen Marmor dienen konnte. Klauer ward herbeigeholt, prüfte den Stein mit ſeinen Werkzeugen und freute ſich gleichfalls über die Entdeckung eines thüringiſchen Marmors; man hatte unterdeſſen erfahren, daß dieſe Steine früher bei Öttern im Ilmtale gebrochen waren. Da man nun einen Stein hatte, in dem ſich mit höchſter Delikateſſe arbeiten ließ, ſo ſtellte Goethe dem Bildhauer die Aufgabe, von ihm

Korona Schröter.

Nach einem Gemälde von G. M. Kraus.
Goethe-National-Museum zu Weimar.

Goethe.

Bruchstück einer Büste von Martin Klauer.
Besitzer: Die Erben des Kommerzienrats Herm. Schmidt in Weimar

ſelber eine Büſte darin zu arbeiten; am 18. September 1778 verſuchte ſich Klauer zum erſten Male daran. Bald danach mußte Klauer den jüngſten Knaben der Frau v. Stein als Modell nehmen, zuerſt den Kopf, dann den ganzen nackten Körper. Goethe hatte antike Figuren im Sinne, mit denen zu wetteifern ſei; Klauer dagegen war in einer Zeit und Umgebung aufgewachſen, wo man nur wohlgenährte Leiber ſchön fand, wo ſelbſt die in den Kirchen abgebildeten Engel durch die Fülle ihrer Wangen und Gliedmaßen von der guten Koſt im Himmel Zeugnis ablegen mußten — es war das Schönheitsideal ſchlecht ernährter Geſchlechter. Klauer fand den ſechsjährigen Fritz zu mager und wollte den Körper deshalb lieber aus dem Kopfe machen. Da ſchloß ihm Goethe in langen Geſprächen die Augen auf für die Schönheit des nackten Menſchen, an denen jeder Muskel von ſeiner Beſtimmung und Übung redet. Und Klauer ſchuf ſehr treue und lebensvolle Steinbilder von Goethe ſowohl wie von deſſen liebem Fritzchen.

Was dieſem Manne zum großen Bildhauer noch fehlte, konnte Goethen und dem Herzoge nicht zweifelhaft ſein: die Erziehung durch die Antike. Den fünfunddreißigjährigen Familienvater nach Italien zu ſchicken, ging aus mehreren Gründen nicht an; ſo ſandte man ihn wenigſtens nach Mannheim, wo in einer unter Direktor Verſchaffeldt ſtehenden Sammlung die herrlichſten Statuen des Altertums in vorzüglichen Abgüſſen vereinigt waren; Goethe ſelber hatte dort vor einigen Jahren unvergeßliche Eindrücke empfangen. Als Klauer zurückkam, mußte er wohl wieder an ſeine gewöhnlichen Arbeiten gehen: Grabſteine, Gartentiſche, Konſolen,

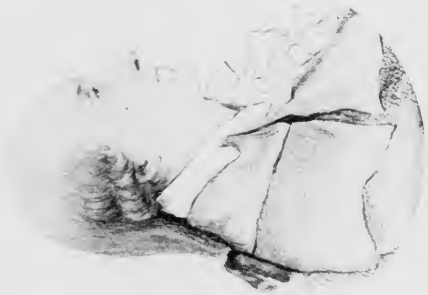
Postamente, gipserne Bilderrahmen, Tapetenleisten, Girlanden, Rosetten u. dgl.; dazwischen aber bildete er antike Büsten und große Figuren nach und machte Bildnisbüsten der vornehmen und berühmten Personen, die in Weimar lebten oder zu Besuch sich aufhielten.

Klauer ward nun auch Lehrer an der erfreulich anwachsenden Zeichen-Anstalt, die im Herbst 1781 einen neuen Saal (im Roten Schlosse) bekam. Dort hielt vom 7. November 1781 bis zum 16. Januar des nächsten Jahres auch Goethe zweimal wöchentlich Vorträge, nämlich über Anatomie, in welche Wissenschaft er eben vorher durch den jungen Professor Loder in Jena sich hatte einführen lassen. Er hatte ja selber als Knabe Professor werden wollen; jetzt sah er zum ersten Male eine Klasse vor sich. Und jetzt schien er mit seinen Zuhörern den Anfang einer höheren Kunst-Akademie darzustellen. Auch in andern Fächern griff er zuweilen in den Unterricht ein. Der Hofdame v. Wöllwarth habe er ein Kollegium über die Perspektive gelesen, schreibt er im Januar 1781 an Karl August. „Sie hat eine kindische Lust am Zeichnen. Die Stunde ist so besetzt, daß Niemand mehr Platz hat."

Diese Zeichen-Schule und ihre jährliche Ausstellung waren von jetzt an eine weimarische Sehenswürdigkeit für auswärtige Gäste. Ein angehender Gelehrter aus Kopenhagen, Friedrich Münter, fand hier im September 1781 neben vielen Anfänger- und Frauenzimmer-Leistungen doch auch „einige gute Stücke;" besonders seien einige Köpfe: Goethe, Wieland, Herder gut gearbeitet, eine Landschaft von Goethe sehr gut.

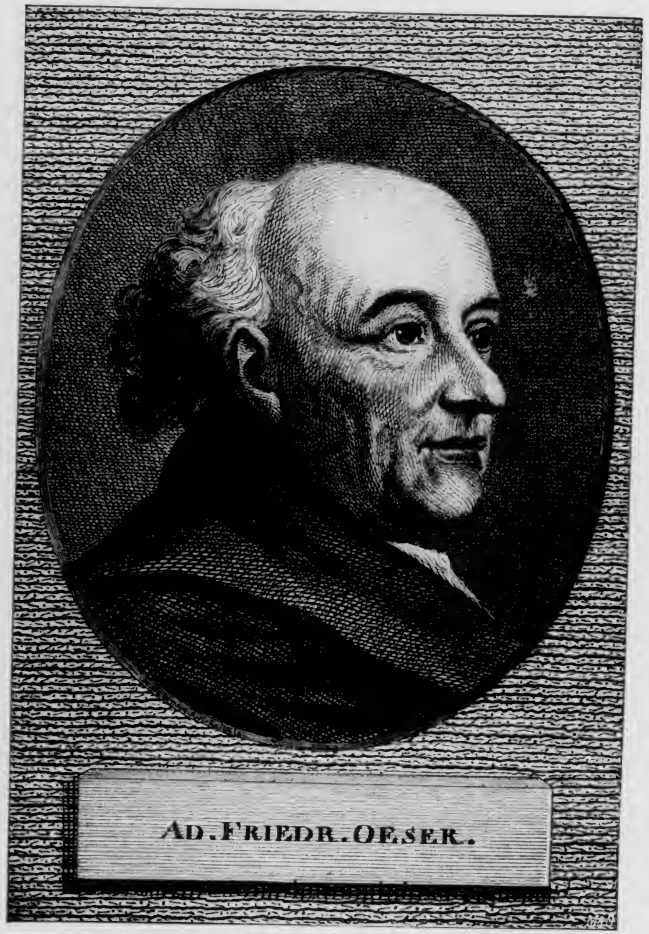
Wieland.

Nach der Zeichnung von Goethe im Goethe-National-Museum.



K. v. Knebel.

Nach der Zeichnung von Charlotte v. Stein im Tiefurter Schlößchen.



Gemalt von Graff. Stich von C. G. Schulze.

Die beratenden Kunst-Kenner für beide Höfe, den „verwitweten“ und den „jungen“, waren Professor Öser und Goethe. Adam Friedrich Öser, der uneheliche Sohn eines Handschuhmachers in Preßburg, hatte sich durch sein Talent, seine Leistungen und namentlich auch durch seine Liebenswürdigkeit zum Direktor der Maler-Akademie oder Zeichen-Schule in Leipzig emporgearbeitet. Hier war er Lehrer Goethes und vieler anderen Studenten, die für die schönen Künste Sinn hatten; vorher aber war Winckelmann sein Schüler gewesen. Alle diese jungen Leute hörten von Öser zuerst das Evangelium „von der Einfalt und stillen Größe“ der klassischen Kunst; er machte ihnen das Schnörkel- und Muschelwesen des modischen Stils lächerlich; er öffnete ihnen bei Betrachtung alter Kupfer oder in seinen eigenen Räumen die Augen für die Schönheit des Schlichten. Leider stand er als ausübender Künstler nicht so hoch wie als Lehrer. „Sachsen hat mich in der Kunst verdorben,“ sagte er selber, und dabei meinte er die Zeit, wo er in Dresden unter dem prachtliebenden Kurfürsten Friedrich August mehr zum Dekorieren als zu sorgsamem Schaffen aufgefordert worden war und sich dem Geschmack des Herrn gegen seine Uberzeugung hatte fügen müssen. Ja, er lernte die Techniken seiner Künste nie sorgfältig genug, gewöhnte sich an das bloße Andeuten und Skizzieren, wodurch seine Schöpfungen etwas Unbestimmtes und Nebulistisches erhielten. Eine übermäßige Freude hatte er an der Allegorie. So blieb er ein spielender Künstler. Für Schwächere und bloße Liebhaber aber konnte man sich keinen angenehmeren Helfer denken. Wenn er seine Schüler auf

ihre Fehler aufmerksam machte, geschah es so liebenswürdig, daß sie weggingen, wie wenn er sie gelobt hätte. Immer sah er heiter aus, immer war er zu munteren Scherzen aufgelegt.

In Weimar kannte man ihn schon 1758, wo er für seinen und Winckelmanns Gönner, den Grafen Bünau, das Schloß zu Osmannstädt ausmalte. Als nun Goethe Leipzig und seinen alten Lehrer besuchte, stellte er die Verbindung Osers mit dem Hofe wieder her. Vom Winter 1776 bis zum Sommer 1785 war der Alte alljährlich einige Wochen in Weimar oder Ettersburg oder Tiefurt oder Ilmenau; dagegen sprachen die Weimarer bei ihren Besuchen in Leipzig bei ihm vor.

Am meisten schlossen sich die Herzogin-Mutter und Oser zusammen; bei ihr pflegte er zu wohnen. Bald erteilte er ihr Unterricht, bald zeigte er die mitgebrachten Bilder, bald malte er Theater-Dekorationen, bald entwarf er steinerne Tische und Bänke für die neuen Lusthaine, bald malte er Zimmerdecken. „Oser ist hier," schrieb Goethe im Juni 1780 an Knebel, „und hat viel Gutes veranlaßt. Alle Künste, in denen wir sachte im Laufe des Jahres fortklempern, hat er wieder um einige Grade weiter gerückt. Die Theatermalerei hat er sehr verbessert, Farben und Methoden angegeben." Und an Frau v. Stein: „Wenn ich ihn nur alle Monate einen halben Tag hätte, ich wollt' andere Fahnen aufstecken!"

Zum eigenen Zeichnen und Malen hatte Goethe je länger, je weniger die nötige freie Zeit.

Gezeichnet wird nicht viel, doch immer etwas, auch neulich einmal nach dem Nackten.[1]) Bald such' ich mich in dem geschwinden Abschreiben derer Formen zu üben, bald in der richtigern Zeichnung; bald such' ich mich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung teils nach der Natur, teils nach Zeichnungen, Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und so immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten. (3. April 1780 an Merck.)

Sein Glaube an seine Bildner-Kraft war bald stärker, bald schwächer; zu einer richtigen Ausbildung und Erprobung konnte er hier in Weimar, in die Hof- und Staatsgeschäfte eingespannt, nicht kommen. Aber den großen Gewinn hatte er doch jetzt schon durch seine beständigen Versuche und durch sein unermüdliches Sammeln und Betrachten der erreichbaren Ölbilder, Kupferstiche, Holzschnitte, Abgüsse usw., daß er sich klarer wurde über die Eigenschaften, die den Meister vom Gesellen, den Berufenen vom Zudringling, den Sich-Hingebenden vom Manieristen und Pfuscher unterscheiden.

[1]) Das Zeichnen nach nackten Menschen war damals in Deutschland fast unbekannt. In Klauers Nachlaß fand ich nur eine derartige Zeichnung. Dem jungen Züricher Heinrich Landolt, der im Juni 1783 Weimar besuchte, fiel es auf, daß in der Zeichen-Akademie unter andern Studien nach der Natur eine ganz nackte männliche Figur zu sehen war, zu der ein Soldat Modell gestanden hatte. Das Abenteuer „Werthers", das in den ‚Briefen aus der Schweiz' am Schlusse erzählt wird, erklärt sich nur daraus, daß es noch keine Modelle und keine andre Gelegenheit, nackte Menschen zu sehen, gab.

Wie sehr er in wenigen Jahren vom Genie-Standpunkte abgerückt war, konnte er selber deutlich erkennen, als ihm im Winter 1780 auf 81 jener Dichter und Maler Friedrich Müller, der auf sein Betreiben weimarische Hilfsgelder bekam, nach drei oder vier Jahren endlich Proben seiner Arbeiten sandte. Denn Müller steckte jetzt noch im Sturm und Drang. Zu Gegenständen seiner Bilder wählte er also Gewaltsamstes, z. B. die eherne Schlange, vor der die vom Himmel gequälten Israeliten knien, oder den Tod Mosis, nicht wie dieser Tod in der Bibel, sondern wie er in einer jüdischen Legende geschildert wird: ein Engel und ein Teufel kämpfen um den Hinsinkenden. Diese Aufgaben, an sich nicht lobenswert, überstiegen sicherlich die Kraft eines noch Unfertigen; Müller aber ging an's Zeichnen und Pinseln wie Klinger an seine Trauerspiele. Da mußte ihm denn Goethe zurufen, daß es mit dem Genie allein nicht getan ist.

Ich verkenne in Ihren Sachen den lebhaften Geist nicht, die Imagination und selbst das Nachdenken; doch glaube ich Ihnen nicht genug raten zu können, sich nunmehr jener Reinlichkeit und Bedächtlichkeit zu befleißigen, wodurch allein, verbunden mit dem Geiste, Wahrheit, Leben und Kraft dargestellt werden kann. Wenn jene Sorgfalt, nach der Natur und großen Meistern sich genau zu bilden, ohne Genie zu einer matten Ängstlichkeit wird, so ist sie es doch auch wieder allein, welche die großen Fähigkeiten ausbildet und den Weg zur Unsterblichkeit mit sicheren Schritten führt.

Der feurigste Maler darf nicht sudeln, so wenig als der feurigste Musikus falsch greifen darf. Das Organ, in dem die größte Gewalt und Geschwindigkeit sich äußern will, muß erst richtig sein. Wenn Raphael und Albrecht Dürer auf dem höchsten Gipfel stehen, was soll ein echter Schüler mehr fliehen als die Willkürlichkeit? — —

Ich finde Ihre Gemälde und Zeichnungen doch eigentlich nur noch gestammelt, und es macht Dieses einen um so üblern Eindruck, da man sieht: es ist ein erwachsener Mensch, der vielerlei zu sagen hat und zu dessen Jahreszeit ein so unvollkommener Ausdruck nicht recht kleidet. . . . Nach meinem Rat müßten Sie eine Zeit lang sich ganz an Raphaeln, die Antiken und die Natur wenden, sich recht in sie hinein sehen, einzelne Köpfe und Figuren mit Sorgfalt zeichnen und bei keiner eher nachlassen, bis Sie den individuellen Charakter und das innere Leben der Gestalt nach Ihren möglichsten Kräften aus dem Papier oder aus der Leinwand wieder hervorgetrieben hätten. Dadurch werden Sie sich allein den Namen eines Künstlers verdienen. Das Hinwerfen und Andeuten kann höchstens nur an einem Liebhaber gelobt werden. Ferner wünscht' ich, daß Sie auch eine Zeit lang sich aller Götter, Engel, Teufel und Propheten enthielten.

Er fügte dann Sätze bei, die er nicht für diesen Maler Müller, der eigentlich ein Dichter war, sondern schon vorher, absichtslos, als Niederschlag seiner Kunststudien aufgeschrieben hatte. Auch darin offenbarte er, daß er von der Genie-Bewunderung zur Meister-Bewunderung durchgedrungen war. Unter einem Meister aber verstand er den Mann, der in seinem Fache von seinen Vorgängern Tüchtiges gelernt hat, dem von scharfen Aufsehern die Untugenden ausgetrieben wurden, der aber auch zugleich gerade zu seinem Fache von innen heraus bestimmt und befähigt ist. Goethe sah jetzt solchen mit ihrer Arbeit ganz verwachsenen Leuten mit Lust zu, mochte es ein Töpfer an der Scheibe, ein Pferdeknecht im Stalle, ein guter Kassenschreiber, ein Ackerverbesserer wie Landkommissar Batty oder ein

Musiker oder Maler sein. Er sah nicht auf die Vornehmheit der Aufgabe, sondern auf die vollkommene Ausführung.

Es kommt nicht darauf an, was für Gegenstände der Künstler bearbeitet, sondern viel mehr, in welchen Gegenständen er nach seiner Natur das innere Leben erkennt und welche er wieder nach allen Wirkungen ihres Lebens hinstellen kann. Sieht er durch die äußere Schale ihr innerstes Wesen, rühren sie seine Seele auf den Grad, daß er in dem Glanze der Begeisterung ihre Gestalten verklärt sieht, hat er Übung des Pinsels und Mechanisches der Farben genug, um sie auch so hinzustellen, so ist er auch ein großer Künstler. Der Gegenstand sei, welcher er wolle: durch diese Kraft entzücken uns auch die geringsten. Ein Blumengefäß, ein gesottener Hummer, ein silberner Kelch, ein Felsstück, eine Ruine, eine Hütte bleiben durch Jahrhunderte hindurch der Abgott so vieler Liebhaber.

Lassen Sie uns nun höher steigen, denn der Geist des Menschen treibt immer aufwärts! Lassen Sie den Künstler mit weiten Gegenständen, Seen und Gebüschen seine Seele vermischen, lassen Sie seinen Pinsel wie den Himmel von tausendfältigen Lufterscheinungen schimmern, lassen Sie ihn zu der tierischen Natur sich gesellen, Richtigkeit und Zierlichkeit der Form an ihr gewahr werden, jedes mit seiner eigentümlichen Natur sich beleben, lassen Sie ihn mit dem Schafe dämisch ruhen, mit dem Pferde wiehern und mit dem Vogel sich ausbreiten — wie werden wir ihn, und Das mit Recht, bewundern! Sehen Sie eine Galerie durch, und Sie werden in allen diesen Geschlechtern Muster vom Gemein-Wahren, vom Einfach-Edeln, vom Idealisierten und vom Manierierten finden.

Lassen Sie den Künstler zuletzt als Herren der obersten Schöpfung erscheinen! Lassen Sie ihn die Gegenstände seiner Kunst, seiner Begeisterung, unter Seinesgleichen suchen, lassen Sie ihn Menschen, Helden, Götter hervorbringen — wie wird sich unsere Achtung in Ehrerbietung und Anbetung verwandeln! Und doch immer nur alsdann, wenn er, wie seine Mitmeister niederer Klasse, das Dasein des Höchsten, wie Jene des Niedrigsten, gleich lebhaft-begeistert gefühlt hat und leuchtend hinstellt.

Dreizehntes Kapitel

Tonkunst

1776—1782

In der Musik durfte die Partei der Jugend den Ritter Gluck als ihren Anführer verehren. Er war zwar schon ein alter Mann; trotzdem stellte er sich und seiner Kunst noch neue Aufgaben, und mit jugendlichem Mute verlegte er den Kampf für seine eigene Auffassung der Musik, die man als deutsch empfinden mußte, in die Hauptstadt Frankreichs. Durch seine beiden ‚Iphigenien', die in Paris am 9. April 1774 und am 18. Mai 1779 aufgeführt wurden, errang er großen Ruhm und den Sieg über die wälschen Meister. Das will freilich nicht sagen, daß die meisten Musiker und Liebhaber bekehrt oder daß seine Opern häufig gespielt worden wären; aber er hatte doch nun zahlreiche und ansehnliche Anhänger, die mit ihm von der Tonkunst nicht bloßen Schönheitsrausch und Ohrenschmaus, sondern vor allem Ausdruck, Beseeltheit und Leidenschaft forderten und in der Oper kein Spielwerk des Luxus, sondern ein ernstes, den ganzen Menschen

ergreifendes Drama ſehen wollten. Wieland und Schweitzer hatten ſich im kleinen Weimar bereits zum gleichen Ideal bekannt; ebenſo erklärten ſich Klopſtock, Herder und Goethe früh für Gluck. Auch hielt Gluck ſeinerſeits Verbindung mit den neuen deutſchen Dichtern, was damals für einen Tonſetzer keineswegs ſelbſtverſtändlich war. Er erhob die ſo wohllautenden Oden Klopſtocks noch höher in die Sprache der Muſik, und eine Zeitlang ſchien es, als ob auch ein gemeinſames Werk von Goethe und Gluck zuſtande käme. Als nämlich Gluck im Frühjahr 1776 noch in Paris verweilte, ſtarb ihm, dem Kinderloſen, ſeine Nichte Nanette, die er über Alles geliebt hatte. Er wünſchte ihr Andenken in einer Kantate der Nachwelt zu überliefern und bat Klopſtock und Wieland um einen Text. Als Wieland ihn an Goethe verwies, war Gluck gern einverſtanden. Er habe Goethes Schriften geleſen und verſchlungen, erwiderte der Alte, und „Goethe kann gewiß durch keine Amtsgeſchäfte abgehalten werden, ſich begeiſtern zu laſſen und eine ſeiner Roſen auf ein Grab zu ſtreuen, das Roſen verdient.“ Aber Goethe war gerade damals allzu ruhelos; er entwarf zwar einen Plan für dieſe Totenklage, entwarf ihn aber allzu groß für ſeine damalige Kraft oder Muße, und ſo blieb er unausgeführt.[1])

[1]) Erich Schmidt vermutet wohl mit Recht, daß ſchließlich die ‚Proſerpina‘ aus dieſem Vorhaben hervorgegangen iſt.

Gluck.

Büſte von Houdon.
Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Christoph Kayser. 1775.
Von H. Lips.

Im engeren Freundeskreise der Stürmer und Dränger war der junge Christoph Kayser das musikalische Genie. Sohn eines Organisten aus Frankfurt, sechs Jahre jünger als Goethe, zart und schwärmerisch veranlagt, eine Werther-Natur, dichtete und komponierte er schon als Knabe; mit zwanzig Jahren ließ er auch einige Lieder Goethes, den er wie einen Gott verehrte, mit seinen Melodien drucken. Zur selben Zeit siedelte er nach Zürich über, um dort sein Brot als Musiklehrer zu suchen; er blieb mit Goethe, Lenz, Klinger usw. in fleißigem Briefverkehr. Goethe aber hoffte, daß dieser junge Mensch bald zum Meister heranreife, und daß sich dann Gelegenheit finde, ihm in Weimar einen Wirkungskreis zu geben.

An diesem Gedanken erlabte er sich um so mehr, als ihm der weimarische Hofkapellmeister Wolf durchaus unangenehm war. Lavater versuchte einmal seine Deutungskunst an einem Bildnisse Wolfs und sah dabei diesen Tonsetzer, vielleicht aus Vorurteil für Weimar, in günstigstem Lichte. Goethe aber strich ihm sein Urteil über Wolf glatt durch. „Es wäre hier unendlich lächerlich geworden," schrieb er dem Verfasser. „Das Kupfer ist zwar, wie der Kerl nie ist; doch gibt mich's Wunder, daß Du dadrin das mancherlei Fatale nicht bemerkt hast. Mir dünkt, wenn ich auch nichts von ihm gewußt hätte, hätt' ich gesagt, das Das wohl ein Virtuos, nie aber ein Komponist sein könne. Die garstige Selbstgefälligkeit ohne Drang und Fülle und Dumpfheit".[1])

[1]) Goethe an Lavater, 10. März 1777. Mir ist kein Bild dieses für Weimar wichtigen Tonkünstlers bekannt geworden.

„Drang, Fülle, Dumpfheit“ — diese Genie-Eigenschaften zeigte Kayser allerdings reichlich. Er schickte im Frühjahr 1776 an Wieland eine Handschrift ‚Ergießungen eines Jüngers in der Kunst vor Ritter Glucks Bildnisse‘ mit dem Motto: „Alle Kunst der Natur aufgeopfert,“ und obwohl diese Selbstgespräche nur teilweise verständlich waren, nahm sie Wieland in den ‚Merkur‘ hinein. Den „Shakespeare in der Musik“ nannte Kayser hier den Ritter Gluck, weil sich bei Beiden kleinste Stellen fänden, die schon allein genügten, sie unsterblich zu machen.

Aber seht seine große Rittertat, sein Turnier mit den Riesen Lulli und Rameau, seine Bezähmung des Ungeheuers Französische Sprache, seinen Macbeth, Das heißt: seht seine ‚Iphigénie en Aulide‘, das Erste und Größte, was die Musik hervorbringen kann!

Eine andere dieser Ergießungen schrieb Kayser nieder, nachdem er des Broterwerbs wegen in einem Konzerte ein damals beliebtes Musikstückchen auf dem Klavier gespielt hatte:

Untersteh' ich mich vor deine Augen zu kommen? — Ein Mensch steht im schauerlichen Hell-und-Dunkel, das die Nacht durch die Fenster wirft, vor dem Bilde Glucks: ein Mensch, der sich im Konzert mit schönrasselnden Tönen und ohrenschallender Aftermusik hat hören lassen. — Soll ich dich nicht lieber herunternehmen und, ehe mein beschränktes Gesicht das Licht sieht, dich tief vor den entweihenden Blicken eines Sünders vergraben? — Nein, du sollst bleiben! Sollst alle meine Vergehungen wider die Natur und ewige Wahrheit mit ansehen! Vor dir will ich stehen, mein Herz entfaltend, und dir klagen Alles, was ich tue und tun muß. Ach, daß ein Strahl von dir, Natur, mich erleuchte und mir zeige die Wege, die ich wandlen soll, um würdig zu sein, in Glucks Zeitalter zu leben!

Wolf war der oberste Berufsmusiker in Weimar; als der weimarische Hofmann für Musik-Angelegenheiten mußte jedoch der Kammerherr Siegmund v. Seckendorff gelten. Er beurteilte die Partei der Genies recht kritisch, wollte keineswegs „alle Kunst der Natur aufgeopfert“ oder die ältere Musik nach italienischer Art keineswegs verachtet sehen. Als im „Merkur“ ein ungenannter Virtuose die Behauptung aufstellte, die Italiener könnten jetzt in Deutschland in die Lehre gehen, denn sie hätten keine guten Orchester und Musikschulen mehr, ihre Tonkunst sei so gut wie überall in einem elenden Zustande — da wies ihn Seckendorff scharf und mit vielen genauen Angaben zurück. Er gab auch seinen Landsleuten zu verstehen, daß sie noch keine Ursache hätten, sich mit ihren zwar löblichen, aber sehr geringen Anfängen nun schon vor Völkern älterer Kultur zu brüsten:

Es fehlt uns zwar keineswegs an Meistern, die Geschicklichkeit genug besitzen, Schüler tüchtig unterweisen zu können; allein, wie sehr widersetzen sich unsere Anstalten ihren Bemühungen! Wo haben wir Hülfsmittel? Wo Belohnungen? Wo Ermunterung? — — — Wo bleibt die Gelegenheit zur Berichtigung des Geschmacks und der weitern Ausdehnung musikalischer Kenntnisse? Wir zählen etwa drei oder vier Theater in Teutschland, die im Fache des Gesangs Bemerkung verdienen: sind aber Diese in einem so weitläufigen Weltstrich hinlänglich? — —

Allerdings haben wir Ursache, auf den Fortgang der Tonkunst in unserem Vaterlande seit einiger Zeit stolz zu sein. Die Mannheimer Kapelle ist unstreitig eine der besten in der Welt. Wien, München, Berlin und eine Menge anderer Städte haben uns vortreffliche Männer gebildet, und Gluck, Schweitzer nebst Andern, die auf den nämlichen Plan zu arbeiten imstande sind, gehören unter die großen Männer,

die in einem Lande Epoche machen könnten, wenn Genie und Geschicklichkeit genug unterstützt würden. Allein . . . , so lange Jeder an seinem Pulte gefesselt niederschreibt, ängstlich den Beifall durch Protektionen erbitten muß, nur an seinem Hof oder in seiner Stadt singt und spielt . . . . so lange das Genie in versteckten Winkeln hülflos vertrocknet und in der Nähe weder Beispiel noch Ermunterung findet, so lange möchte unser Briefschreiber wohl ziemlich verlegen sein, den welschen Zöglingen, die er nach Teutschland in die Schule schicken will, Dergleichen zu ihrem Unterricht anzuweisen.

5.

In Weimar hatte man als eingerichteten und regelmäßigen Musikbetrieb die Hofkapelle unter Wolf, die Stadtkapelle unter Eberwein, im ‚Gymnasium illustre' die Chöre der Sänger und Instrumentalisten und in beiden Kirchen die Organisten und Kantoren. Daneben gab es eine erfreulich große Zahl von Liebhabern. An ihrer Spitze stand Herzogin Amalie, die mehrere Instrumente spielte; ihre beiden Söhne konnten gelegentlich in einem Orchester mitwirken. Wieland, Herder und Goethe waren sehr musikverständig und erlabten sich gern am Klavier; Goethe gab freilich das eigene Spiel in Weimar sehr bald auf. Von den Kammerherren war außer Seckendorff auch Friedrich v. Einsiedel ein sehr eifriger Musiker; man erzählte sich Geschichten, daß er Dienste und Verabredungen versäumte, wenn er in seiner eigenen Wohnung oder etwa bei einem Bekannten ein Cello sah und darauf zu spielen anfing. Ein tüchtiger Kenner war Christoph Bode, denn er hatte sieben harte Lehrjahre bei dem Stadtmusikus in Braunschweig

durchgemacht und später als Hoboist in einem hannöverschen Regimente gedient. Das Cello spielte er jetzt noch wie ein Virtuose; auch als Fagottist konnte er eintreten. In jungen Jahren hatte er zwei Hefte Liederkompositionen herausgegeben; jetzt ließ er noch Konzerte für das Cello und die Viola d'amore drucken. Auch Seckendorff gab einige seiner eigenen Konzerte an die Öffentlichkeit. Unter den Mitgliedern der Hofkapelle traten als Komponisten außer ihrem Anführer Wolf auch seine Gattin, ferner Korona Schröter, der Harfenist Zahn und der Geiger Kranz hervor. Nicht selten ließen sich die für die kleine Stadt zahlreichen Berufsmusiker in den adligen oder bürgerlichen Häusern für Geld oder aus Freundschaft hören, wie denn Goethe sich ein paar Stadtkapellisten öfters in seinen Garten oder sein Häuschen bestellte, bald um seine Gäste zu erfreuen, bald um seinen unruhigen Geist neu zu stimmen. Aber es gab auch fast in jeder adligen und bürgerlichen Familie Liebhaber, die einzeln oder zusammen sich und ihre Zuhörer mit ihrer Kunst erfreuten. So spielte Frau v. Stein Klavier und Laute, ihr Gatte die Flöte, ihr älterer Bruder das Bassett (Violoncello), der jüngere Bruder die Glasharmonika. Diese allgemeine Musikfreudigkeit zeigte sich auch im täglichen Leben und in ihrer Verbindung mit mancherlei Berufstätigkeit und allen Erlebnissen. In den Häusern war von Alters her der Gesang von geistlichen Morgen- und Abendliedern sehr häufig, sei es daß Einzelne ihre Stimmen zu Gott erhoben, sei es daß sich die Familien zur Andacht versammelten. In den Abendstunden oder an Sonntagen ließ sich fast in jeder Nachbarschaft eine Flöte hören.

Die Postkutscher bliesen das Posthorn, die Jägerburschen das Jagdhorn, der Schäfer die Schalmei, der Nachtwächter sang Choräle; bei Hofe ward zur Tafel geblasen, und zum Wochenmarkte spielten die Stadtmusikanten vom Rathaus-Erker herunter.

Durch allgemeine und häufige Anwendung wird nun freilich auch das Heilige profan, das Wunderbare gewöhnlich. An den zahlreichen deutschen Höfen gehörten zum Zeitvertreib der in ihrer Untätigkeit sich langweilenden Gesellschaft ein paar Konzerte jede Woche; aber vielfach war es dabei gar nicht Sitte, den Künstlern zuzuhören; von einem Hofe weiß man, daß die Kapelle niemals forte und fortissimo spielen durfte, weil ein so lautes Geräusch die Gespräche an den Spieltischen erschwert hätte. Andächtige Hörer durfte also nur der berühmte Virtuose erwarten, und auch er bezwang die Hörer gewöhnlich nicht durch die Macht oder den Zauber der vorgetragenen Werke, sondern durch seine Bewunderung erweckende Geschicklichkeit.[1]) In anderen Fällen konnte ein noch unbekanntes Musikstück Aufmerksamkeit erwecken, da ja manche Sachverständige unter den Zuhörern waren, die das Neue auf Brauchbarkeit für ihre eigenen Zwecke prüften. Die reinste Musikfreude stellte sich jedenfalls dort ein, wo Liebhaber ohne Zuhörer oder vor einigen wenigen Hausfreunden im Zusammenspiel ihre Kunst zeigten oder übten. Zum Beispiel im Hochsommer 1779, als die Herzogin Amalie die Gräfin Bernstorff und deren Haushofmeister Bode Wochen lang bei sich auf Ettersburg behielt und auch den Violinisten Kranz und andere Kammermusiker heraufkommen ließ; da wurde dann nach Wielands Bericht „geklimpert, gegeigt, geblasen und gepfiffen, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran hatten."

[1]) Als solche Virtuosen traten in diesen Jahren am weimarischen Hofe unter Andern auf: Häßler aus Erfurt, seines Berufs eigentlich Plüschmützenmacher, ein wirklich großer Klavier- und Orgelspieler, auch als Komponist hervorragend; ferner der Cellist Schrötel aus Ballenstedt, der Geiger Klement, der Gambist Abel aus Dresden — mit dem sein Instrument, die Kniegeige, gewissermaßen ausstarb —, die Cellisten Janson aus Paris und Tricklir, die Geiger Jarnowich und Schick. Aus Gotha kamen häufig der Cellist Schlick und seine Frau, eine ausgezeichnete Geigerin.

Man genoß zu jener Zeit an der Instrumentalmusik also das eigene Schaffen oder Nachschaffen, ferner den Wohlklang, die Aufheiterung, das Hintersichlassen der mangelhaften Wirklichkeit. Aber man kannte sie noch nicht als unmittelbare Aussprache der Gefühle, Stimmungen, Gedanken, oder man wollte eine derartige Instrumentalmusik noch nicht aufnehmen. Es gab freilich schon längst Sonaten und andere Tonstücke, die an seelischem Gehalt mit den Werken der Wortdichter wetteiferten: von Buxtehude, Kuhnau, Froberger, Sebastian Bach, von dessen in Weimar geborenem Sohne Karl Philipp Emanuel, von Johann Wilhelm Häßler und Anderen. Aber, wie gesagt, solche durchgeistigten, tiefgefühlten, gehaltreichen Tonwerke waren in Weimar, wie anderwärts, wenig bekannt oder anerkannt. Auch Wieland, Herder und Goethe verlangten, daß sich die Töne, um derartige Aufgaben zu erfüllen, mit Bewegungen zum Tanz (oder Marsch) verbinden oder mit Worten zum Liede, zum Oratorium, zur Oper.

Die reine Musik war ihnen zu dunkel. Goethe begann 1782 einen Satz mit der Behauptung: „Wie die Musik Nichts ist ohne die menschliche Stimme . . .“ Andere Feinfühlende verlangten zu Sonaten und Sinfonien von ihren Tonsetzern erläuternde Überschriften oder Anmerkungen. Kapellmeister Wolf war nicht der Mann gewesen, seine Zuhörer weiter zu führen. Seinem Spiel und seiner Erfindung fehlte ja gerade die Beseeltheit. In seinen ersten Klavierstücken war er einer der besten Nachahmer der Bachischen Manier gewesen; auf einmal fing er an, davon abzuweichen. Sein Schwager Reichardt drückte sein Erstaunen darüber aus und auch seine Freude, denn nun erst gewann Wolfs Spiel etwas Eigenes, Pikantes, das es vorher nie gehabt hatte. Wolf aber antwortete auf Reichardts Lob sehr naiv: „Ich habe lange geglaubt, es gäbe nichts Höheres in der Welt als Bach, und ein Klavierkomponist könne und müsse auf nichts Anderes denken. Nun ist aber hierzulande seit Goethes Ankunft Alles original geworden; da dacht' ich, du mußt doch auch suchen, original zu sein!“ [1])

Unter den Gesängen sind Die, denen Herder zuerst den Namen „Volkslieder“ gab, die älteste Gattung; er verstand darunter sowohl lyrische Stücke wie auch Romanzen und Balladen, sofern sie im Volke singender Weise von einem Geschlechte zum andern überliefert

[1]) Reichardts Bericht über E. W. Wolf im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. 1795.

wurden. Von derartigen Gesängen war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den Gelehrten oder Gebildeten sehr wenig bekannt; alle Kultur war ja durchaus vornehm und undeutsch. Daß bei Bauern, Handwerkern, Soldaten, Jägern und Fischern ein Schatz von Poesie zu finden sei, kam den aus dem Volke Herausgehobenen nicht in den Sinn. Herder war für Deutschland der Erste, der den Bücherlesern den Wert dieses mißachteten Gutes zeigte und die noch vorhandenen Texte und Melodien erst einmal zu sammeln begann; Goethe half ihm dabei in seinem letzten Studentenjahre. Auch hierin folgte man übrigens englischen Vorbildern, dem Percy, dem Ramsay und dem Macpherson-Ossian. Im Jahre 1773 wollte Herder seine Sammlung herausgeben; er zog sie aber während des Druckes wieder zurück, vermutlich, weil er, der vielbefehdete Theologe, auch wegen seiner Vorliebe für die Lieder, „die auf Straßen und Fischmärkten ertönen,“ schon im voraus angegriffen worden war. Nach einigen Jahren in Weimar, 1778 und 1779, ließ er endlich seine ‚Volkslieder‘ drucken; es waren jetzt Proben aus den verschiedensten Weltteilen, während er früher nur an deutsche und englische gedacht hatte. Er gab ein höchst wunderliches Gemenge von Volks- und Kunstdichtung, von lyrischen, epischen und didaktischen Stücken, singbaren und nicht singbaren; seine Sammlung war in jeder Beziehung ein Unzulängliches. Der stolze Herder mischte sich nie unter das Volk und wußte gar nicht, was gemeine Leute singen; da er überdies nicht einmal glaubte, daß die Deutschen einen erheblichen Besitz von Liedern hätten, so kannte er auch nicht den hundertsten Teil des

Vorhandenen. Trotzdem war sein Rühmen und Sammeln der Volkslieder von größter Bedeutung; zumal da er einige echte Dichter seiner Freundschaft, vor allem Goethe und Claudius, im volkstümlichen Ton bestärkte.

Diese neu aufgedeckte und neu entstehende volkstümliche Dichtung hatte dann auch auf jüngere Tonsetzer großen Einfluß.[1]) Der erste Komponist aber, der die Volkslieder mit herzlicher Liebe aufnahm und sie mit Melodien beflügelte, daß sie leichter in alle Fernen drangen, war der weimarische Hofmann Siegmund v. Seckendorff. Und durch ihn ward Weimar nun auch diejenige Stadt in Deutschland, wo einfache Lieder zuerst Mode wurden. „Wenn man bei Sommernächten durch die Straßen ging," erzählte Karl v. Lyncker später von dieser Zeit, „ertönten aus den Fenstern die lieblichsten Melodien." Und er nennt als neu und beliebt: „Ein Veilchen auf der Wiese stand" von Goethe, „Wenn ich ein Vöglein wär," dessen Verfasser unbekannt ist, „Willkommen, o silberner Mond" von Klopstock, in Glucks Melodie. Neu für die Sänger waren aber auch ‚Der Fischer', ‚Der König von Thule' und die Romanze „Es war ein Knabe frech genung" von Goethe, ‚Annchen von Tharau' von Simon Dach, das altdeutsche „Kein sel'ger Tod ist in der Welt," die nordischen Lieder „Ich legte mein Haupt auf Elvershöh" und ‚Erlkönigs Tochter': „Herr Oluf reitet spät und weit, Zu bieten auf seine Hochzeitsleut", sowie das

[1]) Herder hatte seinen Wunsch, den Volksliedern auch die Volksmelodien beidrucken zu lassen, nicht ausführen können; nur das sizilianische Schifferlied »O sanctissima« erschien mit Noten.

schottische „Dein Schwert, wie ist's von Blut so rot, Edward?" Alle diese Lieder waren von Seckendorff komponiert; er trug sie, wenn seine Melodien ganz frisch waren oder eben noch entstanden, in befreundeten Häusern am Klavier vor und bezauberte damit nicht nur die Damen, sondern auch strengere Zuhörer wie Herder und Wieland. Noch viele Jahre später dachten sie mit Dank und Rührung an diese Stunden zurück.[1])

Im Vergleich zu dem nach Einfachheit strebenden Tondichter Seckendorff gehörte Herzogin Amalie, wenn

[1]) Seckendorff gab 1778, 1779 und 1782 in drei Teilen ‚Volks- und andere Lieder' heraus; jedes Heft enthielt 12 Lieder; weitere 15 erschienen im ‚Teutschen Merkur' 1784 und 1785. Handschriftlich sind noch sieben Kompositionen vorhanden, „der Frau Baronin v. Stein" gewidmet. Seckendorff starb schon 1785 als Vierzigjähriger und wurde sehr bald über den nachfolgenden und stärkeren Komponisten vergessen; die Musikgelehrten urteilten und urteilen über den Wert seiner Arbeiten sehr verschieden. Merkwürdig ist, daß ein so großer Gesangskenner wie der Schweizer Nägeli im Jahre 1817 folgendes Urteil fällte: „Seckendorff, ein Dilettant, der in der Komposition nicht einmal korrekt heißen kann, der noch dazu sein Talent unter Ton- und Dichtkunst teilte, ist ein besserer Liederkomponist als Haydn und Mozart. Es ist um so statthafter, dessen kleine schöne Lieder hier anzuführen, als sie auch zugleich Texte enthalten, die jetzt weit besser gewürdigt werden als zur Zeit ihrer Erscheinung, die obendrein seit drei Jahrzehnten ziemlich oft, aber von einem Jahrzehnt zum andern immer schlechter komponiert worden sind." — Proben von Seckendorff, Herzogin Amalie, Kayser usw. findet man in zwei Sammlungen, die Max Friedländer für die Goethe-Gesellschaft herausgegeben hat: ‚Gedichte von Goethe in Kompositionen.'

ſie ſich als Komponiſtin verſuchte, noch zur alten Schule, die in Gängen, Verzierungen und „Agréments“ ſchwelgte. Aber auch die Lieder der liebenswürdigen Fürſtin wurden ſehr gelobt, z. B. die Einlagen zu Goethes Singſpielen und „Zaydens Schmerz bei ihres Mohren Klage,“ die Wieland beſonders rühmte.[1]) Als er zu ihrem Geburtstage 1777 ihr Waldleben auf Ettersburg rühmte, pries er auch die Muſen, die ihr bald den Zeichenſtift in die Hand gäben, bald eine herrliche Tonwelt durch ſie entſtehen ließen:

Sie ſind's, die am harmoniſchen Klavier
Der ſchönen Finger Flug beleben,
Und wer als ſie vermöchte Dir
Die Melodien einzugeben,
Wo das Gefühl als wie von ſelbſt in Töne fließt,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erſten Mal erhaſcht und nie vergißt —
Und niemals müde wird zu hören und zu ſingen?

Amalie nahm zu ihrer im Grunde welſchen Muſik auch gern italieniſche Texte; auch da pries ſie Wieland, der Lobfreudige, und behauptete, die Muſen und Grazien ſängen jetzt das ‚Lob der Roſe‘ nach ihrer neueſten Melodie. „Olympia“ redete er in ſeinen Gedichten die geliebte Fürſtin an.

Im ſchönſten Haine
Von Amathunt
Sang jüngſt, Olympia,
Der Muſen eine
Dein Lob der Roſe
Den Grazien vor.
Ihr horcht der holde Chor
Mit ſüßem Staunen,

[1]) ‚Alkanzor und Zaida‘, eine mauriſche Geſchichte, findet ſich in Herders Volksliedern nach einer engliſchen Romanze, der eine ſpaniſche zugrunde lag.

Und aus den Roſen
Ragt das geſpitzte Ohr
Der jungen Faunen
Entzückt hervor.
Und Muſen, Grazien
Und Amoretten
Und Faunchen ſchlingen
Mit Roſenketten
Sich in ein tanzend Rund,
Und Alle ſingen
Aus vollem Mund:
»Rosa, delizia
»degli Amori,
»Rosa, bellissima
»de tutti i fiori!«
Und Alle kränzen
Mit ew'gen Roſen,
(Die, dankerfüllt,
Noch ſchöner glänzen,
Noch ſüßer duften)
Olympiens Bild.

Als Herzogin Amalie noch die Regentſchaft verwaltete, war ein junger Student, Friedrich Reichardt aus Königsberg, einmal von Leipzig nach Weimar gekommen, um vor ihr zu ſpielen, ihr auch eine Kompoſition zu widmen und dafür belohnt zu werden. Sein Anſchlag war ihm gelungen, und er hatte das Geld mit dem luſtigen Geigenvirtuoſen Göpfardt verzecht. Als Reichardt 24 Jahre alt war, glückte es ihm ſogar, Kapellmeiſter der Berliner Hofkapelle zu werden, denn der große Friedrich hatte zuweilen beſondere Launen. Er heiratete dort eine Benda-Tochter und bekam dadurch zwei Schwägerinnen und zwei Schwäger in Weimar. Als er Dieſe im Jahre 1780 beſuchte — er zählte jetzt 27 Sommer —, hielt er ſich täglich zu Herder, ſeinem Landsmanne, deſſen Schriften er bewunderte; oft ſang er mit ſeinem ſchönen Tenor ſeine eigenen Kompoſitionen; die Texte waren von Claudius, Stolberg, Hölty, vornehmlich aber von Voß. Ein junger Kandidat, Georg Müller aus Schaffhauſen, ſchwärmte noch lange für

diese Lieder, wie er sie nämlich bald darauf von Herder vortragen hörte. Es waren besonders Klopstocks Oden ‚Hermann und Thusnelda', ‚Der Zürchersee' und „Der Welten erschuf."

Ich habe noch nie soviel beim Klavier gefühlt wie diesmal. Es waren nur einzelne Schläge, aber Diese und sein lebhafter Gesang waren so herrlich, so genievoll, daß ich bei der ersten Zeile tief empfand: so und nicht anders muß Das gesungen werden.

Und er gibt noch ein Bildchen zu:

Herder exerzierte seine Frau alle Tage im Webicht (einem Hölzchen an der Straße nach Jena), bis sie's singen konnte. Jetzt kann sie's.

Mit Goethe gewann Reichardt damals noch kein persönliches Verhältnis; aber eben jetzt fing er an, die einfachen Lieder dieses Dichters zu lieben, und 1780 erschienen die ersten von einer langen Reihe Goethescher Gedichte in Reichardts Melodien. So ging er von Klopstock zu Goethe und dem Volksliede über.

Goethe wußte davon nichts; sein Liebling unter den Tonkünstlern blieb immer noch Christoph Kayser, in dem er zugleich einen Hochbegabten und einen Hilfsbedürftigen an sich, den Stärkeren, zu ziehen suchte. Seine innigsten neuen Gedichte („Der du von dem Himmel bist," „Füllest wieder 's liebe Tal Still mit Nebelglanz" usw.) sandte er an Kayser nach Zürich, und Dieser gab ihm tief empfundene Melodien zurück. Als der Dichter im Winter 1777/78 sich vom Hofhoboisten

Wiener ein eigenes Liederheft zusammenschreiben ließ, waren es 82 Texte mit 85 Kompositionen, da drei Lieder doppelt gesetzt waren. Von den Texten stammten 13 von Goethe, die übrigen von Miller, Georg Jacobi, Hölty und den weimarischen Freunden: Herder, Seckendorff, Bertuch, Einsiedel, Luise v. Göchhausen und Charlotte v. Stein. Von den Melodien aber kamen 41 auf Kayser und 13 auf Seckendorff.

Goethe wünschte sich Kayser zum Nachfolger Wolfs oder auf andere Weise in Weimar angestellt. Zu Neujahr 1781 traf der junge, sehr scheue Musiker in Weimar ein; er blieb bis Ende Mai, wagte sich aber nur selten in das Musik- und Hoftreiben hinein. Goethe wollte ihn „geschmeidiger," fähiger zum „lebendigen Gebrauche der Welt" machen; es gelang nicht. Der Herzog und seine Mutter schienen, wenn an einen Nachfolger Wolfs gedacht wurde, der auch ihnen immer weniger gefiel, den einheimischen Kammermusiker Kranz für den tauglichsten Mann zu halten. Sie sandten ihn auf gemeinsame Kosten zuerst nach Mannheim, dann auf mehrere Jahre auch nach Italien. Unterdessen aber bemühte sich Goethe, daß sein Schützling Kayser auf Kosten des weimarischen Hofes eine Zeit in Wien leben sollte, um von dem absterbenden Meister Gluck noch als letzter Schüler den Segen zu empfangen; leider erwies sich Kayser wiederum zu schwerfällig; er zögerte zu lange und versäumte diese schöne Möglichkeit.

Im Jahre 1781 erwarb sich ein anderer Komponist viel Liebe, ein höchst Unerwarteter: der berühmte

Rousseau. Er war am 2. Juli 1778 gestorben; man wußte wohl, daß er auch Notenabschreiber, Musikschriftsteller und Opernkomponist gewesen war; aber eine große Überraschung war es, als drei Jahre nach seinem Tode ein Liederheft von ihm erschien: »Les Consolations des Misères de ma Vie, ou Recueil d'Airs, Romances et Duos.« Herder, Goethe, Korona Schröter und Andere waren entzückt davon; ein kleines Lied: »Que le jour me dure«, das auf nur drei Noten gesetzt war, drang auch in Deutschland zu allen Musikfreunden.

In den Hofkonzerten, die abwechselnd am jungen und verwitweten Hofe stattfanden, glänzte besonders Korona Schröter. Die Hofkapellmeisterin Wolf gab ihr an Wohllaut der Stimme, Musikverständnis und Schönheit nicht viel nach. Zuweilen stellten sich auch auswärtige Sänger und Sängerinnen und — Hämlinge ein; am Berliner Hofe und manchen anderen Höfen, ganz abgesehen von Italien, glaubte man ja nur von den Kastraten die höchste Tonschönheit zu hören. Ein besonderes Erlebnis für Korona und auch für Goethe war es, als Herr und Madame Mara im Hofkonzerte auftraten; es war im Sommer und Herbst 1778. Mara war ein böhmischer Cellist, ein roher, ehrloser Bursche und auch als Musiker wertlos; in diesen Kerl aber hatte sich jene Gertrud Schmehling verliebt, die wir als die erste große Sängerin der Deutschen kennen; in Leipzig war sie Koronas Nebenbuhlerin in der Gunst des Publikums gewesen. Herrlichste Gesänge entströmten ihrer Kehle; sobald sie aber den strahlenden Konzertsaal

verließ, stieg sie in die niedrigsten Zustände hinab zu dem von aller Welt verachteten Manne, der sie ausbeutete und dem sie dennoch anhing.

In solchen Hofkonzerten wurden die berühmten Kunstgesänge aus Opern und Oratorien vorgetragen. Pergolesis ‚Stabat mater', das besonders Wieland als ein Herrlichstes empfand, ward wiederholt aufgeführt. 1778 und 1780 hörte man bei der Herzogin Amalie zwei Oratorien von Hasse, in denen Korona schon in Leipzig gesungen hatte: ‚I tre fanciulli' und ‚Elena'. Aber auch an Händel wagte man sich, namentlich auf Seckendorffs Betreiben. „Unsere Leute sind nicht dazu," meinte Goethe, als das ‚Alexanderfest' im Jahre 1780 am verwitweten Hofe vorgetragen wurde. Aber im Mai des gleichen und im Januar und März des folgenden Jahres ging sogar der ‚Messias' von statten. Darüber ward viel hin und her geredet; die Ausführung hatte wohl große Mängel, aber ein dauernder Eindruck blieb bei allen Teilnehmern. Es war wirklich ein großes Wagnis gewesen, dies in Deutschland noch unbekannte Riesenwerk zu versuchen.[1]) Die Verdeutschung des Textes hatte Herder geliefert. Kapellmeister Wolf hatte die großen Händelschen Werke einzuüben und vorzuführen; es schien fast, als ob er an

[1]) Der ‚Messias' ist 1742 in Dublin zum ersten Male gesungen worden. In Deutschland gingen der erwähnten Weimarer wohl nur eine Mannheimer Aufführung, die keinen Erfolg hatte, und eine Hamburger voraus. Ein so eifriger Musiker wie Friedrich Reichardt lernte das Werk zuerst 1785 kennen; in Berlin wurde es erst 1786 aufgeführt. Bachs Passionen waren zu jener Zeit ganz verschollen.

der Hand dieses erhabenen Meisters emporwachse. Von nun an schuf er selber zu Herderschen Texten einige gute Kirchen-Musiken; besonders wurde eine Oster-Kantate von Kennern bewundert. Aber als sein Schwager Reichardt einmal einen seiner Chöre sehr rühmte, erwiderte Wolf: „Ja, es könnte doch auch ganz anders sein," und verriet damit, daß ihm auch dieses Werk nicht aus dem Innern geflossen war.

Die weimarischen Musikfreunde sahen die höchste Erscheinung der Musik in der Oper. Sie forderten das Gesamtkunstwerk, wo sich dramatische Poesie, Malerei, Mimik und Tanz mit dem Wohllaut und der Ausdrucksfähigkeit der Töne verbinden. Aber es war vorerst nicht möglich, auf dem Wege, den der Weimarische Hof zu Seylers und Schweitzers Zeiten eröffnet hatte, fortzuschreiten. Wieland schrieb zwar 1778 noch einmal eine große Oper, und Schweitzer komponierte sie wiederum; aber diesmal war sie vom kurfürstlichen Hofe zu Mannheim in Auftrag gegeben, der das in Weimar und Gotha begonnene Theaterwerk fortsetzte. Durch allerlei mißliche Umstände machte diese ‚Rosamunde' — die Titelheldin war eine schöne Geliebte des englischen Königs Heinrich Plantagenet — dort kein Glück. In Weimar aber mußte man sich jetzt mit den Vorstufen der Oper begnügen: dem Singspiel, dem Ballett und dem Monodram; denn nur dafür reichten die Kräfte.

Vierzehntes Kapitel

Theaterspiel

1776—1782

Wie die Musik, so ward auch das Theater betrieben: als Talent-Betätigung, Zeitvertreib, Schmuck der Festtage, Vergessen der Lebensprosa und nicht am wenigsten als höfische Repräsentation. Großenteils auch von denselben Personen. Die „Vokalisten" der Kapelle konnten oder mußten die schwierigeren Aufgaben in Singspielen übernehmen; Korona Schröter eignete sich auch herrlich für die Heldinnen der Schauspiele; für die leichteren Rollen fanden sich Liebhaber genug. Man war durch Kochs und Seylers Komödianten-Gesellschaften an diese Unterhaltung gewöhnt; man hatte eine Anzahl Schauspiele, Possen, Singspiele und Ballette in guter Erinnerung, und Mancher traute sich zu, das Vorbild der Berufskomödianten zu erreichen, wo nicht zu übertreffen.

Von solchen Liebhabern gab es mehrere Gruppen. Zunächst eine bürgerliche: Bertuch, Kraus, Musäus, Geh. Sekretär Schmid, Rat Ludekus, Dr. Buchholz usw. Sodann eine adlige, die sich in der Sprache der Vornehmen, dem Französischen, fester fühlte als im Schriftdeutschen: Graf Putbus, Oberstallmeister v. Stein, Konsistorialpräsident v. Lyncker, Siegmund v. Seckendorff und Andere. Drittens eine aus beiden Ständen gemischte, jedoch mehr höfische, die in deutscher Sprache

auftrat; als ihr stärkster Mann mußte Goethe gelten. Dazu kam dann viertens noch eine Gesellschaft von adligen und bürgerlichen Kindern; wenn diese kleinen Leutchen auf der Bühne sich dreist oder schüchtern aufführten, so gab auch Das eine neue Abwechslung. Hierzu gesellten sich nun, wie gesagt, als berufsmäßige Helfer die Sänger und Sängerinnen der Kapelle: Aulhorn, Seidler, die Wolf, die Neuhaus, die Steinhardt und die Schröter. Von ihnen war Tanzmeister Aulhorn schon vor einem Vierteljahrhundert Berufskomödiant in Weimar gewesen.

Ein eigentlicher Theatersaal war seit dem Schloßbrande nicht mehr im Städtchen; aber der Hofjäger Hauptmann hatte die Erlaubnis erhalten, an der Esplanade, gleich neben dem Palais, das jetzt die Herzogin-Mutter bewohnte, ein Kaffee-Haus für die feine Gesellschaft zu erbauen, und er richtete dort auch einen Saal für die winterlichen Redouten und ähnliche Feste ein. In diesem Saale ließ sich eine Bühne aufschlagen; sie hatte 11 Fuß Breite; die Kulissen waren $6^1/_2$ Fuß hoch und $2^1/_4$ breit; nur drei Veränderungen waren möglich. Unten gleich vor der Bühne saß auf einer kleinen Estrade die Herrschaft; für die übrigen Zuschauer blieb der Rest des Saales und eine kleine Galerie.[1]) Unten hatten nur Honoratiores von distinguiertem Charakter und Sitten Zutritt; Livreebediente

[1]) Das Haus stand als Nr. 18 der Schillerstraße bis zum Juli 1914; in den letzten Jahrzehnten war es wieder Café und Konditorei, aber innen und außen gegen jene Zeit, von der wir reden, stark verändert; der Gast konnte sich den alten Schauspielsaal nicht mehr deutlich machen.

und andere gemeine Leute konnten auf die Galerie gehen, aber nicht mehr als 60 bis 70 Personen, da Balken und Bretter keine größere Last trugen.[1]) Eintrittsgeld brauchte natürlich Niemand zu bezahlen.

Diese neuen Liebhaber-Vorstellungen begannen nach Neujahr 1776, und zwar machten die französisch redenden Aristokraten den Anfang. ‚Le Glorieux' von Destouches und ‚Nanine' von Voltaire waren ihre ersten Stücke; darauf folgten die Schauspiele ‚Mahomet' von Voltaire, ‚Le joueur' von Regnard und namentlich auch kleine Operetten, in denen Graf Putbus sich durch seine hohe und angenehme Stimme auszeichnete: ‚Les deux avares', ‚Le maître en droit' und andere mehr. Im Schauspiel machte der sehr gewandte Oberstallmeister v. Stein seine Sache besonders gut, z. B. als Ruhmrediger; Siegmund v. Seckendorff ließ sich sprechend und singend verwenden; als Vorsager half Bertuch.

In deutscher Sprache kamen zuerst der ‚Postzug' von Ayrenhoff und ‚Adelaide', nach dem Französischen von Schröder, zur Darstellung. Mitte Februar spielte man aber auch schon die ‚Minna von Barnhelm' und den ‚Westindier'.[2])

[1]) Die Unterscheidung der Zuschauer nach einer amtlichen Bekanntmachung vom 1. Februar 1776. Das Übrige nach A. Doebber, Lauchstädt und Weimar. Berlin 1908.

[2]) Irrtum vorbehalten. Unsere Nachrichten sind recht unzulänglich. Ich folge hier dem Fourier-Buche, einem Aufsatz Burckhardts und den Erinnerungen Hufelands und Lynckers.

Die Kinder traten in zwei Stückchen: ‚Der Hofmeister' und ‚Der kleine Don Quixote' auf. Bertuch hatte sie zusammengebracht und eingeübt: zwei Mädchen und ein Knabe der Familie v. Oertel, Karl v. Stein, Karl v. Lyncker und Christoph Hufeland. Während einer der Kinder-Aufführungen entstand ein starkes Gewitter; eben als der junge Hufeland, in Allonge-Perücke und altväterischer Pracht, vor seinem Dämchen am Boden kniete und eine Liebes-Erklärung hersagte, schlug der Blitz in's Haus ein. Er zündete nicht, aber die jungen Schauspieler und ihre Zuschauer stoben auseinander. „Alles lief in strömendem Regen nach Hause," erzählte Hufeland viele Jahre später; „doch mußten wir nach einigen Wochen noch einmal spielen, und nun ging Alles vortrefflich; wir wurden applaudiert, zogen nachher am hellen Tage in unserm Kostüm auf das Fürstenhaus und wurden da herrlich bewirtet."

Der ‚Edelknabe' von Professor Engel war kein Kinderstück, aber ein Knabe hat darin die Titelrolle; Karl v. Lyncker, dem sie aufgetragen wurde, erinnerte sich im Alter, daß Rat Conta und Madame Benda neben ihm gespielt hätten.

Die höchsten Herrschaften sahen den Vorstellungen von einer Estrade zu, und nach Vollendung derselben wurden die Spielenden gewöhnlich Denselben vorgestellt und ihnen etwas Befriedigendes gesagt. In dem vorbenannten Stück erhält der Edelknabe von seiner Fürstin eine Uhr. Die regierende Herzogin hatte hierzu, weil es sich von einer mit Brillanten besetzten handelt, die ihrige hergeliehen, welche sie zum Brautgeschenk erhalten hatte; und als ich vom Theater kam, versprach sie mir eine andere zum Geschenk, nicht minder ein Freibillett auf die nächste Redoute, sowie die höchste Begünstigung, ein Menuett mit ihr tanzen zu dürfen, wie Dies denn auch seiner Zeit in Erfüllung ging.

Auch einige der von früher bekannten Ballette, z. B. das Glashütten-Ballett, ahmte man nach; hier mußte Tanzmeister Aulhorn die Hauptarbeit leisten. Die nötige Musik lieferte Seckendorff.[1]) Auch an diese Ballette erinnerte sich der alte Oberst v. Lyncker gern:

Ausgezeichnet schön tanzte der Oberstallmeister v. Stein die ernsthaften Solos, pas de deux u. dgl. Der damalige Kammerjunker und Leutnant v. Schardt hatte sich von jeher in komischen Tänzen geübt und die sogenannten Kapriolen erlernt. Meine Schwester war die gewöhnliche moitié des v. Stein; eine Tante von mir, Henriette v. Raschau, ward in den pas de deux besagtem Herrn v. Schardt beigegeben. Die übrigen sogenannten Konzerttänzer und -tänzerinnen wurden aus den Kavalieren und Fräuleins entnommen, welche man hierzu am geschicktesten hielt. Das sogenannte Blumenballett, wobei sich mehrere Solotänzer und -tänzerinnen ruhmvoll hervortaten, fand man äußerst schön. Dergleichen wurden auch von Knaben und kleineren Mädchen aufgeführt.

Auch die Redouten wurden oft dramatisch bereichert. Viel Gerede machte es, als in solche Belustigungen einmal die ‚Versuchung des heiligen Antonius' eingeschoben wurde. Dem in seiner Höhle sitzenden Heiligen erschienen die Teufel, von denen jeder ein Laster darstellte: der Geiz, die Gefräßigkeit, die Wol-

[1]) Erhalten ist in Stimmen und Klavier-Auszug ‚Le Marché (oder La Foire) du Village', Ballet comique inventé et composé par le Baron Sigismond de Seckendorff, 1776. Die Besetzung war: due Violini, due Viole, Basso, due Oboi, due Flautti e Flautti piccoli, Fagotto.

luſt, die Völlerei uſw.; Goethe ſtellte den Hochmutsteufel dar, mit Pfauenſchwanzflügeln und auf Stelzen ſchreitend. Dieſe Teufel umzingelten den Heiligen, bewarfen ihn mit Feuer, tanzten um ihn herum, verſperrten ihm den Weg, wenn er zu entweichen verſuchte, und nahmen doch endlich die Flucht, als er ihnen einen frommen Spruch entgegenhielt. „Alles war natürlich und ſchauerlich, nicht leichtfertig," ſchrieb Goethes Diener in einem Briefe nach Frankfurt; aber Viele mißbilligten ſolche Profanation. „Dieſe Maskerade fand man ſehr anſtößig und ſprach den lauteſten Tadel über Goethe aus, der ſie veranſtaltet hatte."[1])

Von den bekannten Singſpielen konnte das „Milchmädchen' am erſten vorgetragen werden; Madame Steinhardt gab die Titelrolle. Neu und ſehr erfreulich waren die Aufführungen von Goethes ‚Erwin und Elmire", einem Luſtſpiel mit eingelegten Geſängen. Das Stück war vordem ſchon in Frankfurt einmal verſucht worden, doch hatte Goethe ſelber es noch nicht geſehen, und die erſte Kompoſition, von André in Offenbach, lobte er nicht. Man bat Schweitzer in Gotha um neue Melodien;[2]) ſchließlich aber fühlte ſich die Herzogin Amalie gereizt, ſie ſelber zu erfinden. Am 24. Mai war die erſte Aufführung; ſie gefiel ſehr, und von nun an ſang man ein paar Lieder daraus in den Tönen der Herzogin: „Ein Veichen auf der Wieſe ſtand" und

[1]) K. v. Lyncker, Am weimariſchen Hofe, S. 48.

[2]) So ſcheint es, denn Seckendorff, der ſich in dieſem Punkte nicht wohl irren konnte, ſchrieb am 12. April 1776 an ſeinen Bruder, man werde ‚Erwin et Elmire' ſpielen „d'après la musique de Schweitzer."

„Ihr verblühet, ſüße Roſen, Meine Liebe trug euch nicht.[1])

Nur im Hochſommer ruhte das Theaterſpiel; im Oktober und November (1776) vergnügte man ſich wieder am ‚Milchmädchen' von Duni und an der ‚Heimlichen Heirat', in der Muſik von Cimaroſa. Man wiederholte auch den ‚Poſtzug' und den ‚Edelknaben' und lernte zwei Stücke von Goethe neu dazu: ‚Die Geſchwiſter' und ‚Die Mitſchuldigen'. In beiden hatte der Dichter ſelber die Hauptrollen; in den Geſchwiſtern ſpielte der junge Kotzebue einen Briefträger, der ganze ſieben Worte zu ſagen hat. Für den Fünfzehnjährigen war es ein großes Erlebnis. Er fragte nachher alle Bekannten, ob er ſeine Rolle gut geſpielt habe — ſie hatten ihn kaum bemerkt! Dagegen ſtellte Goethe den Bruder-Liebhaber dieſes Stückes ſo eindrücklich dar, daß man ihm nachſagte, die vorgeſtellte Liebe zu ſeiner Partnerin, Malchen Kotzebue, müſſe wohl echt ſein.

Von Goethes Spiel heißt es übrigens, daß es ſehr leidenſchaftlich und ungeſtüm und dabei doch etwas ſteif geweſen ſei; er ſoll, obwohl er oft über den Unfleiß der Andern ſchalt, ſelber nicht immer gut gelernt haben; wenn er den Text nicht weiter wußte, half er ſich durch Extemporieren, was freilich die Mitſpielenden vor ſchwere Aufgaben ſtellte. (Übrigens ſpielte man

[1]) Im Februar 1778 bot Kapellmeiſter Wolf dieſe „vorzüglich ſchöne Kompoſition" der Frau Herzogin-Mutter Durchlaucht der Leipziger Verlagsanſtalt Breitkopf und Härtel an; ihm ſei die Herausgabe erlaubt worden.

auch einmal oder mehrere Male absichtlich nach alter Art aus dem Stegreife.) Seckendorff war sehr brauchbar; im ‚Westindier' gab er sogar die — Gastwirtin Fulmer. Knebel zeichnete sich durch seine ansehnliche Gestalt, seine schöne Stimme und pathetische Deklamation aus. Einsiedel spielte Charakterrollen. Musäus war für das Niedrigkomische wie gemacht; auch Bertuch eignete sich zum Komiker, und Aulhorn verstand sich noch auf Hanswurst-Sprünge. Unter den Damen erwies sich die unscheinbare Göchhausen als eine der geschicktesten; die Frauen v. Werther und v. Schardt sprachen vortrefflich. Die allgemeine Augenweide und Ohrenlust aber war nun die neue Ortsgenossin Korona Schröter.

Ein einziges Mal berief man einen Berufsschauspieler, und Das war der alte Ekhof. Die weimarischen fürstlichen Personen hatten in Gotha die Bekanntschaft mit ihm erneuert, ihn auch am 21. November 1777 gehört, wo er zum letzten Male in einer neuen Rolle, nämlich als Fürst in Leisewitzens ‚Julius von Tarent' auftrat; bei dieser Gelegenheit drang man in ihn, seine Kunst doch auch seinen früheren Bewunderern noch einmal zu zeigen. Am 7. Januar 1778 kam er in Weimar an, und sogleich empfing er den Besuch Goethes, der ihn dann auch an einem anderen Tage in seinem Hause an der Ilm mit edelstem Weine bewirtete; der alte Schauspieler erzählte dabei dem jungen Dichter seine Lebensgeschichte. Man hatte den ‚Westindier' in Christoph Bodes Übersetzung zur Aufführung gewählt, weil die Charaktere darin auch für Liebhaber leicht zu treffen waren. Karl August selber spielte den Iren

O'Flahertie, einen bärbeißigen Major; Prinz Konstantin den schmachtenden, Edelmut aus allen Poren schwitzenden ersten Liebhaber, Karl Dudley; Goethe gab die Titelrolle, den aus Westindien heimgekehrten Belcour, einen Sausewind, der unbeschreiblich reich und noch gutmütiger als reich ist und seinen Vater nicht kennt, als welcher sich am Schlusse des Stücks der Kaufmann Stockwell, ein biedersinniger, leicht zu Tränen gerührter Alter, entpuppt. Diese Rolle gab Ekhof, und sie lag ihm vortrefflich; denn fünf Akte lang steht der Vater seinem Sohne gegenüber, ohne daß Dieser es ahnt; er hat also immer ein Doppelspiel und muß sich beständig zurückhalten, um sich nicht zu verraten; gerade in der Wiedergabe solcher unterdrückten Gefühle war Ekhof Meister.[1]) Die Vorstellung wurde nach Philipp Seidels Bericht an Goethes Mutter „so brav ausgeführt, als man noch von keinem Sozietäts-Theater sah." Dem Herzog gelang der schnurrbärtige Major recht gut; Goethe erschien in weißem Frack, blauseidener Weste, mit silbernen Knöpfen und falschen silbernen Tressen; sein blasses Gesicht war hübsch rot geschminkt. Herzlich war die Freude, „den berühmten Nestor der deutschen Bühne" wieder zu sehen; es war leider nicht zu verbergen, daß er ein schwacher, kränkelnder Mann war. Nach der Vorstellung speiste Ekhof mit dem Herzog, Goethen, seinem alten Freund Musäus und Andern; dieser Abend aber war die letzte Ehrung, die der gute Alte genoß; er konnte nur noch wenige Male die Bühne betreten; am 16. Juni 1778 starb er.

[1]) Ich folge hier, da ich das Stück nicht kenne, der Biographie Ekhofs von Uhde.

Das Karnevalsstück von 1777 war harmloser als das vorjährige und doch toll genug. Es war betitelt: ‚Leben und Taten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Karthago, eine noch nie gesehene Tragödie in 31 Aufzügen.' Von diesen 31 Akten spielten 15 auf der Erde und noch in dieser Zeitlichkeit, bald zu Karthago, bald im Walde, bald im Zimmer usw.; die folgenden 10 Aufzüge gingen in der Hölle, die 6 letzten im schönen Elysium vor sich. Unter den Verbesserungen der Vergilschen Fabel sei nur eine genannt: Hans Wurst war Burgemeister von Karthago und zugleich Nebenbuhler des Aeneas.

Wenn auswärtige Fürsten oder Fürstinnen nach Weimar kamen, strengte man sich mehr als gewöhnlich an, und ebenso bei den Geburtstagen des Herzogs und der beiden Herzoginnen. Da gab es neue Stücke, zumeist von Heimischen gedichtet oder übersetzt, und die Ausstattung durfte etwas kosten. Namentlich die junge Herzogin, deren Tag mitten in den Winter fiel, suchte man zu erfreuen und ihr bedrücktes Gemüt durch große Ehrungen zu stärken. Zum 30. Januar 1777 dichtete Goethe seine ‚Lila'; Seckendorff, der die Musik dazu setzte, nannte das Stück »un grand spectacle à choeurs et ballets avec une grande quantité de décorations qui est peut-être unique dans son genre«. Vor dieser Vorstellung wurde der ganze Theatersaal Hauptmanns würdiger ausgestattet, der Zuschauerraum gleichmäßig erhöht und mit Bänken versehen, damit das Stühle-Rutschen nicht mehr störe. Die Bühne ward vergrößert und um eine Versenkung bereichert, auch besser zu Maschinen eingerichtet; außerdem beschaffte man ganz neue Dekorationen mit vielfachen Veränderungen.[1])

Noch reicher und prunkhafter ward am 30. Januar des folgenden Jahres Goethes ‚Triumph der Empfindsamkeit' dargestellt. Da mußten Hunderte sich schon wochenlang vorher bemühen:

Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll:
Ist's Türk, ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann, froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, je mehr er euch verschnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gärung deutet auf ein Fest.[2])

Der wichtigste dieser helfenden Handwerker und Krämer aber war der Ebenist, d. h. Drechsler und Schreiner Mieding; er baute die Bühne jedesmal auf und wieder ab und übernahm alle Arbeit, an die sich sonst Niemand herantraute; er brachte Alles fertig, wenn auch erst in letzter Minute, so daß sein Hammerschlag manchmal noch in das musikalische Vorspiel hineinklopfte. „Direktor der Natur" hieß er in Goethes halb scherzhaftem, halb wehmütigem Gedichte:

[1]) Doebber, a. a. O. S. 16.

[2]) Diese und die nachfolgenden Verse aus Goethes Gedicht ‚Auf Miedings Tod'.

Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht. . .

Es war auch ein billiger Theatermeister. Für das Aufbauen und Abreißen der Bühne bekam er jedesmal 3 Taler 12 Groschen; außerdem für jede Vorstellung, der er beiwohnen mußte, 1 Taler. Wieviel er sonst verlangte, zeigt seine Rechnung für den ‚Triumph der Empfindsamkeit':

Eine Stellage zu einer Laube mit Gehäuse .	6	Tlr. —	Gr.
Oben darauf eine Maschine zum Mondschein mit Hülsen zum Drehen und zwei Flügel .	3	- —	-
Eine Stellage mit 4 Kurbeln zu einem Wasserfall	3	- 12	-
5 Stück Kasketts mit Federbüschen, wie ein Helm gemacht	7	- 12	-
3 Tamburins mit Schellen	2	- —	-
Eine Puppe in Lebensgröße	2	- 12	-
7 St. Dolche mit Scheiden, groß und klein .	3	- 11	-

Das Haargelock der Puppe kostete noch 2 Taler, und das Werg, mit dem sie ausgestopft war, 7 Groschen.

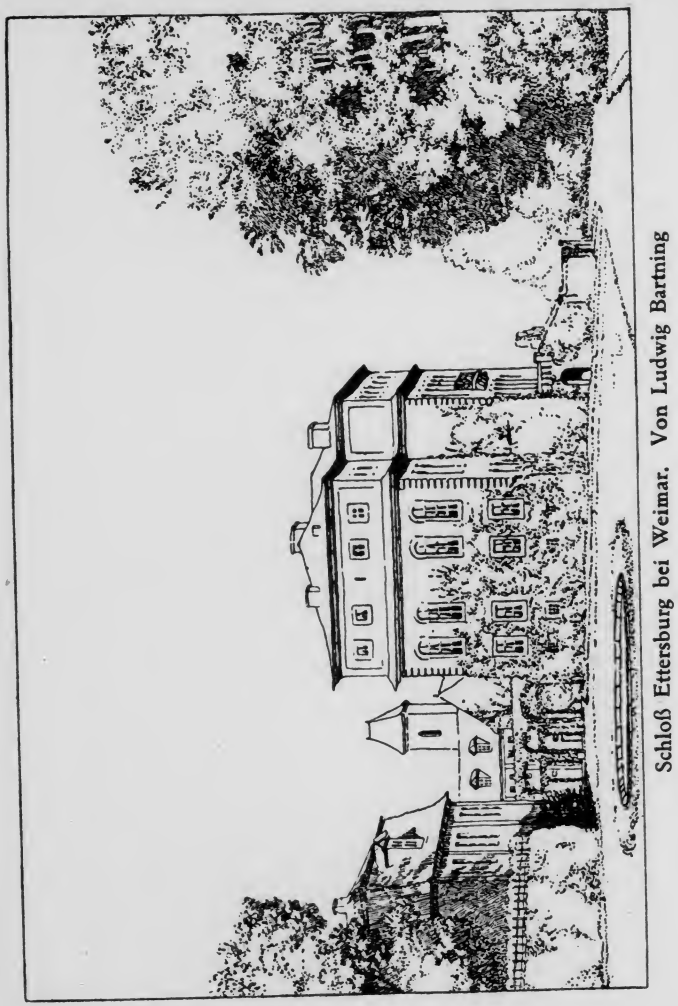
Von den Darstellenden ward Korona Schröter gewöhnlich am reichsten geschmückt; im ‚Triumph der Empfindsamkeit', dessen Aufführung im ganzen 398 Taler kostete, trug sie ein Kleid für 66 Taler 8 Groschen. So erschien sie denn oft als eine von allen Grazien und Musen Begünstigte vor den Mitspielenden:

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie,
Wir sind erhört, die Musen senden sie!

Ihr kennt sie wohl. Sie ist's, die stets gefällt:
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst,
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Korona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wenn man in Hauptmanns Saale spielte, hatten, soweit der Platz reichte, alle sauber gekleideten Leute Zutritt; dagegen waren die Vorstellungen auf Ettersburg nur Feste für die Darsteller und wenige Geladene. Schon die Vorbereitungen genoß man als geselliges Vergnügen. Zum Beispiel zum ‚Jahrmarktsfest von Plundersweilern' von Goethe, das der Dichter neu hergerichtet und das von Seckendorff und der Herzogin Amalie auch musikalisch neu ausstaffiert worden war; für den gleichen Abend war Einsiedels Übertragung von Molières ‚Arzt wider Willen' bestimmt. Die Leseprobe wurde in der Stadt, im „Palais", gehalten; daran schloß sich ein herrliches Souper und ein Ball, der bis drei Uhr dauerte. Zu den folgenden Proben in Ettersburg wurden die Spielenden, 24 Personen, jedesmal in 6 Kutschen hinaufgeholt und abends mit Husaren, die Fackeln trugen, wieder zurückbegleitet. Die Darsteller



Schloß Ettersburg bei Weimar. Von Ludwig Bartning

waren Goethe, v. Einsiedel, v. Seckendorff, v. Lyncker, v. Staff, v. Luck, Musäus, Bertuch, Kraus, Hofadvokat Schalling, Aulhorn, Seidler, Steinhardt, die Damen Wolf, Schröter, Probst, Steinhardt, Neuhaus, v. Göchhausen, v. Wöllwarth, v. Koppenfels und die Knaben v. Lyncker, v. Stein und v. Todenwarth. Der Geheime Kammerrat v. Lyncker auf Denstedt machte in Goethes Posse einen Hausierer mit Wagenschmiere, der Hofjunker v. Luck einen Ochsen- und Schweinehändler, Einsiedel einen Bürgermeister; Goethe hatte drei Rollen: Marktschreier Hamann und Mardochai; Musäus spielte den König Ahasverus; die schöne Esther wurde von der Kapellmeisterin Wolf gegeben; Fräulein v. Wöllwarth war ein Pfefferkuchenmädchen, Fräulein v. Göchhausen eine Gouvernante. Ernst v. Stein ging als Leierspieler und Karl v. Lyncker als Marmottenjunge mit einem sehr künstlich gefertigten tanzenden Murmeltier. Das Stück bereitete Allen ungemeines Vergnügen, wie die Göchhausen an Goethes Mutter berichtete:

Also den 20. Oktober dieses mit Gott hinschleichenden Jahres [1778] trug sich zu, daß auf dem hiesigen neuerbauten Ettersburgischen Theater der ‚Médecin malgré lui', von Einsiedeln übersetzt, und das ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' zu großem Gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer hier aufgeführt wurde. Drei ganze Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf [Goethe], Kraus usw. purzelten immer übereinander her, ob der großen Arbeit und Fleißes.

Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sind, wird Ihnen in einer Kopie, in's kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt.

Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszupußen. O, hätten Ihnen Wünsche nur auf die paar Stunden zu uns zaubern können!

Unter den Zuschauern befand sich die Erbprinzeß von Braunschweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unserm Guckelspiel bezeugte. Nach der Komödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchem sich die hohen Herrschaften sämtlich (außer unserer Herzogin) empfahlen. Uns Komödiantenpack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis zum hellen, lichten Morgen dauerte. Und Alles war lustig und guter Dinge.

Über einen ähnlichen kleineren Scherz berichtete Herzogin Amalie an Merck zu der Zeit, als die Gräfin Bernstorff und ihr Freund Bode eben in ihrem Kreise heimisch geworden waren, am 2. August 1779:

Die Gräfin Bernstorff hat die Probe des Theaters ausgestanden, Bode der dramatischen Dichtkunst . . . Ich selbst habe mich produziert, doch sind wir ziemlich mit Ehren davongekommen. Bode staffierte nämlich aus einem ganz alten Stücke ‚Die Gouvernante' ein neues, ganz artiges und sehr komisches kleines Theaterstück zusammen. Er spielte die Gouvernante sehr gut, Wedel einen sehr komischen Liebhaber, der Regierungsrat Schardt seinen Bedienten, die Gräfin Bernstorff, Thusnelde, ich und die kleine Schardtin machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stückes, und ihren Zöglingen dadurch, alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieses alles hielten wir nun sehr geheim, und an einem schönen Nachmittag ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn Seckendorff und Goethe herauskommen, und wir spielten zum großen Gaudium aller Anwesenden.

Großes Vergnügen bereiteten auch ‚Die Vögel', Goethes Schwank nach Aristophanes. „Oser ist hier

und gar gut," schreibt der Dichter an Frau v. Stein am 14. Juni 1780; „er will in Ettersburg eine Dekoration malen, und ich soll ein Stück machen. Ich will es der Göchhausen diktieren, und wie ich's im Kopfe habe, soll's in zwölf Stunden (inklusive Essen und Trinken) fertig sein. Wenn's nur so geschwind gelernt und die Leute in's Leben gebracht wären! Ich will ‚die Vögel' nehmen, eigentlich nur die obersten Spitzen oder den Rahm abschöpfen, denn es muß kurz sein. So kommt noch die Torheit und macht uns zu schaffen! Tut nichts, es bringt doch die Menschen zusammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht ist, und bringt ihn von Tiefurt weg."[1])

Am 18. August erschienen ‚Die Vögel' in Ettersburg; sie wurden von Personen dargestellt, die in natürlichen Federschmuck gekleidet waren; die Köpfe waren beweglich, ebenso die Flügel und Schwänze; der Uhu und die Eule konnten auch die Augen rollen. Wieland berichtete an Merck:

Goethes Epops maximus cacaromerdicus[2]) wird Dir ohne Zweifel mehr als einen guten Augenblick gemacht haben, da Du das seltsame Ding, das bei der Vorstellung zu Ettersburg einen gar possierlichen Effekt gemacht hat, nunmehr mit Frau Aja schon gelesen haben wirst. Außer der mächtigen Freude, die der Herzog und die Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt hat, ist's auch für Goethens Freunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzäh-

[1]) Prinz Konstantin litt an einer aussichtslosen Liebe zu einem Fräulein v. Ilten; man trennte die Beiden und suchte den allzu unbeschäftigten jungen Mann auf andere Gedanken zu bringen.

[2]) Wiedehopf, Kotvogel.

ligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Sack hat.

Gewiß, diesmal hätte Goethe sich nicht zu entschuldigen brauchen, aber gern hörte man Korona den Epilog sprechen, der das Wort vom ungezogenen Liebling der Grazien zu einem geflügelten machte:

Der Erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise auf's Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogene
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem Nichts angelegner ist,
Als euch ein Stündlein Lust
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In Ein- und Anderem gesündigt hat,
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig seid, so werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war!
Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmütigkeit und Ehrbarkeit
Des alten deklarierten Bösewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich eures Beifalls schmeicheln darf.
Dann bitten wir euch zu bedenken
— Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze —,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so ganz gemeßnem Maß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Einen unvergeßlichen Abend erlebte man durch Einsiedels Zigeunerstück ‚Adolar und Hilaria'. Es ward

Zigeunerszene aus ‚Adolar und Hilaria', aufgeführt im Ettersburger Walde.
Nach dem Gemälde von G. M. Kraus. Großherzogl. Museum zu Weimar.

Aufführung der ‚Fischerin' an der Ilm bei Tiefurt.
Nach dem Gemälde von G. M. Kraus.
Großherzogl. Museum zu Weimar.

im Walde bei Ettersburg im Sommer 1780 gegeben. Als Karl August unter Hörnerklang mit seinen Weidgenossen von der Jagd auf den Schloßhof zurückkehrte, fuhren gerade die Wagen ein, die die Gäste aus der Stadt brachten. Bald ward es dunkel, und nun gab Herzogin Amalie durch Händeklatschen das Zeichen, daß das Spiel beginne. Schnell wurden bunte Lampen zwischen dem Schlosse und dem ‚Naturtheater' angezündet, und die Zuschauer gingen in dieser leuchtenden Gasse in den Wald zu einem Platze, der von unten her und von den Bäumen herab durch Fackeln und andere Lichter erhellt war. Hier sah man ein Zigeunerlager angedeutet: auf einem Feuerherd aus Rasenstücken schwelte glimmende Asche, in der Nähe waren Strohhütten als Nachtlagerstätten erkennbar. Nur den Hauptmann der Zigeuner, Adolar, sah man zunächst: er ward von Goethe vorgestellt, und weil ihm die Rolle auf den Leib geschrieben war und weil die weimarischen Dichter immer Örtliches und Persönliches einfließen ließen, so empfanden die Zuschauer neben dem Zigeunerbilde den Scherz auf Goethe. Einsiedel legte ihm hier sein Zigeunerlied aus dem ‚Götz' in den Mund, so daß der Dichter selber sein Hexengeschrei „Wille wau wauwau witohu!" heulen mußte. Und dann mußte er bekennen:

Umsonst sing' ich mir Wildheit zu,
Mein Herz hat nirgends, nirgends Ruh!
Was nützt mir's, länger zu betrügen
Mich selbst? Ich will, ich kann nicht siegen!
Ach, allzu mächtig mich umfängt
Der Liebe Macht. Es drückt, es drängt
Ein banges Sehnen diese Brust.

Ha, Stolze! wohl hast du gewußt,
Daß ich den Zauber deiner Ketten
Vergebens fliehe, mich zu retten!
Wohin ich wandle,
Schwebest du,
Geliebtes Bild, mir vor . . .

Und nachher sangen seine Zigeuner auch ein Lied auf ihn:

Die Liebe macht weich,
Die Liebe macht bleich
Und dickes, schweres Blut.
Das ist nicht gut,
Das ist nicht gut,
Drum fort mit ihm
Aus unserm Reich!

Die Liebe macht lahm,
Die Liebe macht zahm
Und raubt uns Herz und Mut.
Das ist nicht gut,
Das ist nicht gut,
Drum taugt er nicht
In unsern Kram!

Nun verteidigten die Einen ihren Hauptmann, die Andern höhnten und schalten: „Laßt den Kopfhänger zum Henker gehn!“ „Mag er sich hinpacken, wo er hergekommen ist!“ „Laßt ihn sich aufhängen, wenn ihm zu eng in der Haut wird! Hier ist überall die schönste Gelegenheit dazu!“ Nur sein Freund Tull, der immer seine Partei nimmt, hat ernste Sorge um Adolar-Goethe.

Bald ist er gut, fromm wie ein Lamm,
Dann schwillt ihm mit einmal der Kamm,

Er flucht, er seufzt, er weint, er lacht,
Und alles Dies die Liebe macht!
Am klügsten wär's, er ginge nach Haus,
Denn lange hält er's doch nicht aus:
Die Lebensart taugt nicht für ihn!
Und was nutzt's da herumzuziehn,
Zu tragen unsern Rock und Bart
Und zu verleugnen seine Art?

Das Stück schließt, wie man erraten kann, damit, daß Adolars Angebetete Hilaria, von Korona Schröter dargestellt, ihn aufsucht und erhört, und daß dann der Chor den alten Hymnus auf die schönste Göttin mit neuen Worten singt:

Was Welten beweget,
Sich überall reget,
Und überall wallt,
Ist, Göttin der Liebe,
Ist deine Gewalt.
Wir alle uns neigen,
Wir alle uns beugen
Und huldigen dir.
O Göttin der Liebe,
Gib Liebe dafür!

Ebenso schöne Wirkung tat Goethes ‚Fischerin‘. Diese Operette war für Tiefurt gedacht und völlig auf die dortige Landschaft berechnet. Die Musik und damit auch die erste Komposition des ‚Erlkönigs‘ war von Korona Schröter, die auch die Hauptrolle hatte. Die vornehmeren Zuschauer saßen in der Mooshütte, deren eine Wand abgehoben war; das Stück spielte zum Teil am Ufer der Ilm, zum Teil auf dem durch Fackeln und Lampen beleuchteten Flusse. Unter hohen Erlen waren Fischerhütten ausgebaut; Netze, Kähne und

andere Fischergeräte bezeichneten noch deutlicher die Personen. Auf Dortchens Herde brannte das Feuer. Die Wirkung des ganzen Stückes war nach Goethes eigener Erklärung auf den Moment berechnet, wo die Fischer, von Aulhorn und Seidler dargestellt, ihre Schleißen und Fackeln anzünden und sich mit den Lichtern am Flusse und in Kähnen auf dem Flusse verbreiten, um das vermißte Mädchen aufzusuchen. Die Zuschauer hatten den ganzen Fluß vor sich. Zuerst sah man nur wenige Fackeln in der Nähe sich bewegen.

Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne, dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte unter mancherlei Abwechslungen bis an das Ende des Stücks, da dann das ganze Tableau noch einmal aufloderte.

Über diesem ganzen Theatertreiben schwebte als Leitsatz das lateinische Sprichwort: Varietas delectat. Zwar jeder Bühnenleiter sucht durch Abwechslung und Gegensätze zu locken und zu wirken; aber er ist allemal ein vielfältig gebundener Mann im Vergleich zu diesem weimarischen Völkchen, das keinen bleibenden Direktor, keine angestellten Schauspieler und kein bestimmtes Theatergebäude kannte. Sonst besteht eine Trennlinie zwischen Bühne und Publikum, zwischen Spiel und Wirklichkeit; hier aber verflocht sich das wirkliche Erleben mit dem Komödienspiel. Ein schönes Beispiel

war das Luisenfest, das zum 9. Juli 1778 zu Ehren der jungen Herzogin geplant war. Es sollte ein Busch- und Waldfest unten im ‚Stern' sein. In den uralten Baumgängen, auf den breiten Plätzen sollten sich Nymphen, Faunen, Jäger, Schäfer, Schäferinnen begegnen und das ewige Liebesspiel von Erhörung und Abweisung, Eifersucht und Versöhnung spielen.

Aber in den ersten Julitagen fielen gewaltige Regenmassen. Es entstand eine Überschwemmung, die den tiefgelegenen Stern und die Wiesen daneben auf Wochen hinaus zu Festplätzen untauglich machte.

Da richtete sich das Auge von selbst auf das höhere Gelände am andern Ufer. Unter der alten Schießhausmauer lag ein wüster, nie betretener eirunder Platz; eine Gruppe alter Eschen beschattete ihn. Goethe trommelte seine Gärtner, Zimmerleute und Hilfsarbeiter zusammen; der Platz ward gesäubert, geebnet, und daran ward eine ‚Einsiedelei' erbaut; ein Zimmer mäßiger Größe, das man eilig mit Stroh deckte und mit Moos bekleidete. In drei Tagen und Nächten ward Alles getan, ohne daß man bei Hofe oder in der Stadt etwas davon wußte. Zugleich ward ein ganz neues Festspiel ausgedacht, Freund Seckendorff übernahm diesmal das Dichten, und in wenigen Stunden ward es einstudiert.

Am 9. Juli ward Herzogin Luise mit ihren Damen geladen. Als sie den Weg am linken Ufer der Ilm herankamen, schritt ihnen eine Schar Mönche mit großen Bärten und in weißen Kutten entgegen.

Der Pater Orator begrüßte die Damen, der Pater Provisor, Pater Guardian, Pater Dekorator, Pater Florian, Pater Küchenmeister nahmen auch das Wort.

Das böse Unwetter, so berichteten sie, habe auch ihr Kloster ergriffen und fortgerissen; sie seien nun mit der neuen Sintflut über Berg und Tal geschwommen, bis sie hier an den Felsen hängen geblieben. Und sie stellten sich gegenseitig vor; z. B. die Patres, als die sich der Herzog und Goethe vermummt hatten, wurden so geschildert:

Der dicke Herr ist der Pater Guardian,
Ein überaus heilig' und stiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloster zum besten,
Mit Allem, was lecker und nährend ist, mästen,
Und dieser hier: Pater Dekorator,
Der all unsern Gärten und Bauwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Tal ein Paradies zu verschaffen,
Denn wenn Der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Hänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit und die Länge, . .

Die Schönen wurden nun in die Einsiedelei geführt, deren einzigen Raum man hochtrabend das ‚Refektorium' nannte. Dort stand auf grobem Tischtuche eine Bierkaltschale, die Teller waren irdene und die Löffel gemeine Blechlöffel. Schon wollten einige schnippische Damen bemerken, daß diese Art Abspeisung nur groben Witz verrate; da wandte sich auch schon der dickvermummte Herzog an seinen Freund Goethe:

Herr Dekorator, der Platz ist sehr enge,
Und unsere Klausur ist eben nicht strenge:
Ich dächte, wir führten die Damen in's Grüne.

Der Angeredete machte Schwierigkeiten, ging aber hinaus, wie wenn er sich umsehen wolle, und trat dann wieder herein:

Euer Hochwürden! Der Platz ist ersehen;
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen.

Und nun eröffnete sich eine hintere Tür: auf dem neuen geebneten Platze unter den alten Eschen stand eine wohlgeschmückte fürstliche Tafel, und aus dem Grün erklang heiterste Musik. Dazwischen erbrauste ein Wasserfall, den man für diesen Tag hierher geleitet hatte. Die Damen traten mit Ah! und Oh! heraus. Die Mönche wollten ihre vornehmen Gäste bedienen, aber die Damen verlangten, neben ihren Mönchen zu speisen. Und so geschah es, und es war ihnen allen wie ein Märchen.

Ein ander Mal wünschte Goethe der Herzogin-Mutter einen ähnlichen Spaß zu machen, und da der Jahrmarkt zu Plundersweilern sehr nach ihrem Gusto gewesen war, verwandelte sich Goethe noch einmal in den Marktschreier.

Herzogin Amalie hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß sie allen Personen ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn teils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, teils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1781 verbanden sich Mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres sein sollte, als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Über diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Neckische wohl zu-

sammenfassen ließ und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun Jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von Plundersweilern in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes rezitierte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter mit der Pritsche bezeichnete. Dieser Scherz gelang zur Ergötzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten.

So erzählte Goethe später. Aulhorn, der die lustige Person machte, schilderte den Spaß in einem Briefe an Knebel noch deutlicher. Das Bild war mit 14 Lichtern erleuchtet. Die Musik war im Saal nebenan.

Die Kleidung des Geh. Rath Goethens war: rote Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeisterswese, dergleichen Manschetten, Chapeau und Halskrause, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perücke. Als der Herzogin zu wissen getan worden war, daß Alles bereit sei, ging der Geheimrat Goethe mir mir, der ich die nämliche Kleidung anhatte als auf dem ‚Jahrmarkt zu Plundersweilern' und eine Maske vor dem Gesicht, der Herzogin entgegen. Er sagte ihr, er hoffte, Ihre Durchlaucht würde denen Vornehmen zu Plundersweilern die hohe Ehre nicht abschlagen, sie ein wenig im Vorbeigehen zu besuchen, da ihnen diese hohe Gnade an dem vorigen Jahrmarkt schon einmal wiederfahren sei: doch ließe sich der dasige Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sei. Ihro Durchlaucht

zu bewillkommnen, weil seine Glieder alle verheiratet seien und alle Kinder hätten und sich also des Vergnügens ohnmöglich berauben könnten, ihren kleinen Zöglingen heute abend Heiligen Christ zu bescheren. Derowegen hätten sie ihn armen Hagestolzen abgeschickt, Ihro Durchlaucht einzuladen.

Hier spottete Goethe bei der Erklärung des Bildes über auswärtige Dichter und sich selber; man war aber auch oft bereit, im Geist der ‚Matineen' die anwesenden Freunde zu necken. So dichtete Einsiedel einst auf die ernste alte Sage von ‚Orpheus und Eurydike' eine komische Oper und zielte damit auf Wielands ‚Alceste', die ja gleichfalls die Gattenliebe und die Zurückholung einer Toten aus der Unterwelt zum Gegenstand hatte. Seckendorff machte eine möglichst unpassende Musik dazu. Man ging mit großer Lust an die Einstudierung. Die Herzogin Amalie gab die Alceste,[1]) Wedel den Orpheus; auch Seckendorff und Goethe spielten mit. Man erinnert sich der rührenden Stelle, wo Alceste von ihrem Gatten Abschied nimmt:

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott! Gönne mir im Scheiden
Noch die süßeste der Freuden,
Daß mein Tod dein Leben ist.

Hier wurde die Stelle mit Posthornsignalen begleitet! Alceste stieg dann mit ihrem Hofstaate in einen Postwagen, um nach dem Orkus zu fahren! Pluto und das ganze Personal der Unterwelt waren Karikaturen

[1]) oder die Eurydike. Wir sind auf die späten Erinnerungen Karl v. Lynckers angewiesen, der als Knabe mitspielte. Er bezeichnet das Stück als ‚Die travestierte Alceste', was es in der Hauptsache auch sicherlich war.

und empfingen die Ankommenden mit lächerlichen Zeremonien; Herkules in Riesengestalt, von Goethe dargestellt, führte die Alceste auf die Oberwelt zurück, wo ihr Gemahl in krampfhaften Zuständen sich gebärdete. Dem Stücke ging ein Vorspiel voraus, in dem der Autor der Travestie den Plan zu seinem Stücke bespricht und entwirft; er beschreibt mit einer Riesenfeder, die vom Hintergrund des Theaters bis an die Soffiten reichte, eine große Menge Papier; eine Anspielung auf Wielands Produktivität. Dabei plaudert er mit seinem Diener, natürlich auch auf Kosten Wielands.[1]) Man hatte Diesen, der vom Inhalt des Stücks nichts ahnte, eingeladen; es ging ihm aber doch über den Spaß, sein Lieblingswerk so entstellt zu sehen; er lief aus dem Saale; man konnte ihn nur mit Mühe besänftigen und bewegen, daß er zum Essen blieb. Noch nach vierzehn Tagen schrieb er an Merck:

So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham.

So hatte es die Herzogin freilich nicht gemeint. „Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll," hatte sie an denselben Darmstädter Freund geschrieben, „so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen."

[1]) Dies nach Burckhardt, Kritische Bemerkungen zu Goethes Biographien, ‚Grenzboten' 1873, II, 14.

Eine neue Abwechslung brachte der Herzog Georg von Meiningen in diese Unterhaltungen: die Ombres chinoises. Er hatte von herumziehenden Schattenspielern ihre Kunst, die Figuren zu bewegen, gelernt, verstand sich auch darauf, neue Figuren aus Pappe auszuschneiden, und brachte einen zu solchen Vorstellungen eingerichteten Kasten nach Weimar mit. Einmal war er mit einem alten Grafen v. d. Lippe, dessen junge Frau, eine Prinzeß von Philippsthal, ihm selber und dem weimarischen Herzoge sehr gut gefiel, zu gleicher Zeit zu Gast. Die übermütigen jungen Fürsten beredeten den alten Grafen, des Abends es sich in seiner Nachtkleidung bequem zu machen, und der Meininger schnitt danach ihn und die schöne junge Frau in Pappe aus. Bei der nächsten Hof-Unterhaltung zeigte Herzog Georg zuerst eine Szene, wie die junge Gräfin und hinter ihr ihr wackliger Alter bei Hofe erschienen und begrüßt wurden. „In der zweiten Szene erschien der Graf in seiner Nachtkleidung auf eine sehr possierliche Weise. Er mochte Dies jedoch nicht gut aufgenommen haben, denn er war den andern Morgen mit seiner Gemahlin verschwunden."[1])

Sei es, daß man diese Pappfiguren-Schattenbilder fortbildete, sei es, daß sich Seckendorff an spanische Schattentheater erinnerte, wo sich Menschen zwischen Lichtern und einer durchscheinenden Leinwand in Seitenstellung bewegen, jedenfalls erfreute man sich bald an zwei Spielen in dieser spanischen Art, die jedoch Ombres chinoises genannt wurden. Die Vorstellungen

[1]) K. v. Lyncker S. 94.

fanden in Tiefurt statt; die erste, am 28. August 1781, war zugleich nach Wielands Ausdruck die „solenne Eröffnung und Inauguration des neu erbauten Tiefurtischen Hof- und Wald-Theaters."

Der Gegenstand des Stückes war die alte, bekannte, heidnische Fabel von Minervens Geburt. Jupiter hatte nämlich, da ihm verkündigt wurde, seine Frau, die Metis, würde ein Kind gebären, welches ihn vom Thron stoßen würde, seine Gemahlin in höchst schwangeren Umständen mit Haut und Haar gefressen. Er wurde über diesen Frevel sehr krank und bekam entsetzliche Kopfschmerzen. Aeskulap versuchte vergebens seine Kunst, ließ ihn durch einen Zyklopen an der Nase zur Ader: umsonst! Je mehr das Blut gereizt wurde, je heftiger empfanden sich die Schmerzen. Vulkan kam endlich auch, seinen leidenden Vater zu trösten, und da er sich vielleicht ziemlich wohl auf die Generation verstand, bemerkte er zuerst, daß etwas Lebendiges von ziemlich starker Masse in Jupiters Kopf verborgen sein möchte. Er vermutete, die unreife Frucht der gefressenen Metis möchte sich im Haupte des Vaters konzentriert haben und da nach Erlösung streben. Er schlug dem Jupiter vor, sich den Kopf öffnen zu lassen. Jupiter, der, wie es Vielen geht, den gegenwärtigen Schmerz einer zukünftigen Furcht vorzog, willigte endlich halb und halb in eine gelinde Trepanierung. Vulkan aber zog die kürzeste Kur einer feineren vor, spaltete ihm kurz und gut den Scheitel und zog hierauf Minerven als ein wohlgebildetes, ganzgekleidetes und bewaffnetes Frauenzimmer heraus. Der Vater nahm sie freudig als seine Tochter auf, und die übrigen Götter begabten sie mit den köstlichsten Gaben und huldigten ihr. (Karl August im Tiefurter Journal, Drittes Stück.)

Das Wunder dieser Kopfgeburt war auf einer „Skiagraphischen Schaubühne" leicht darzustellen: der gute Maler Kraus, der den Jupiter darstellte, trug auf

seinen natürlichen Schultern ein ungeheures Haupt aus Pappe; er war sozusagen ganz Kopf; die Glieder und der Leib hingen als kleine Nebensache daran. Als Korona Schröter, die Minerva, aus seinem gespaltenen Schädel entsprang, war sie zuerst ganz klein, rasch aber wuchs sie zum Übermenschlichen, was ja durch die Beleuchtung unschwer auf der Leinwand zu machen war. Zu reden hatten die Schauspieler natürlich nicht; statt ihrer sprach Seckendorff, der Dichter des Stücks, vor und neben der Bühne die erläuternden Verse.[1])

Da der Scherz mit Jubel aufgenommen wurde, dichtete Seckendorff sogleich ein neues „Zauberspiel." Der berühmteste deutsche Zaubermeister fiel ihm ein; er dachte sich selbst als jenen Doktor Faust; er machte ihn zum Veranstalter und Erklärer der neuen Tragikomödie. Seine Zuhörer kannten ja Goethes Drama, obwohl das Wenigste erst fertig und nichts davon gedruckt war; sie hatten also auch die große Rede des Einsamen im Gedächtnis, der sich der Magie ergeben, da alles Studium ihn nicht befriedigt hatte. Seckendorff wagte es, diese tragische Figur in's Lustige zu übersetzen.[2])

Ich bin der alten Späße satt!
Man hext den ganzen Tag sich matt
Und läßt doch nichts den Erben
Als leeren Dunst.

[1]) ‚Minervens Geburt. Leben und Taten', abgedruckt im Goethe-Jahrbuch VII, S. 361 ff.

[2]) Der Text wurde im ‚Tiefurter Journal', 11. Stück, mitgeteilt. Gedruckt erschien er 1892 im Bd. 7 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.

Die Schwarze Kunst
Nützt wenig zum Erwerben!
Drum hab' ich's klüger ausgedacht:
Was mir selbst keine Freude macht,
Das laß' ich wacker bleiben!

Magie ist's die durch ihre Kraft
Mir auftut jede Wissenschaft.
Ja, die geheimsten Falten
Der Wesen und Gestalten
Entdeckt mein Auge sternenklar,
Sie macht mir Alles offenbar:
Was ist, was werden wird, was war.

(Pause.)

Doch wie? Dort unten regt sich was?

(Zum Diener:)

Lang' mir herauf mein Zauberglas!

(Er sieht hinein.)

Was seh ich? Täuscht mich Phantasie?
Nein, nein! Sie sind's! Ich irre nie!

(Mit einer Verbeugung gegen die Herrschaften:)

Willkommen, ihr sterblichen Götter, allhier!

(Zu den Andern:)

Und auch willkommen ihr Andern mir!
Beglückt ist meine Zaubergruft
Durch eure Gegenwart.

(Die Uhr schlägt.)

Die Stunde ruft.

Sonst war ich ein so guter Tropf
Und zerstudierte mir den Kopf,
Die Welt zu amüsieren.
Ja, saubern Lohn für meine Müh!
Halb gähnte man, halb schliefen sie:
Dank tät ich niemals spüren.

Dies ist der Lauf der leid'gen Welt:
Sobald man uns für nötig hält,
Zieht Jeder uns zu Rate;
Allein, hat man uns recht genutzt
Und sich in unserm Glanz geputzt,
So flieht man uns: gerade
Als wär's für's Danken schade!

Zum Glück lebt noch mein Zauberstab,
Sonst läg' ich wahrlich längst im Grab,
Doch Der tut mich noch stärken!
Denn, wenn ich noch so unmuts bin,
Ergötz' ich mich in Phantasien
Und leb' in meinen Werken!
Gleich wird mein Geisterspiel beginnen!

(Nach dem Vorhang:)

Hallo, ihr Gesellen! Regt euch da drinnen!

(Leises Gemurmel der Geister.)

Natera tattera; Selaki abraka!
Lalika teraki! Natera tattera!

Diesmal spielten die Geister die Geschichte vom König Midas, dem Kunstrichter. Er sollte entscheiden, ob der Flöte blasende Pan oder der die Kithara schlagende Apollon die schönere Musik mache; als er sich für Pan erklärte, ließ ihm Apollo ein Paar Eselsohren wachsen. Diesen Schmuck verbarg König Midas behutsam; nur sein Kammerdiener wußte darum; dieser Kammerdiener und Haarschneider — von Goethe dargestellt — trat denn auch in Seckendorffs oder Faustens Geister- und Schattenspiel von Anfang an mit auf:

Vor's erste erscheint in eigner Person
Midas, und bald darauf Amyon.
Der Erste ist eben erstanden vom Bett
Und sitzt im Negligee vor seiner Toilett.

Sein Bart wird säuberlich ausgekämmt,
Und dann bekommt er ein frisches Hemd.
Hört ihr's?

Sein Kammerdiener Amyon
Reicht ihm Perücke, Szepter und Kron'
Und kurz, er wird so herausstaffiert,
Daß er für einen honetten König passiert.
Drauf kömmt Merkur, vom Apoll gesandt,
Und macht ihm den wichtigen Streit bekannt,
In welchem nach Dem, was vorgegangen,
Sie Seine Majestät zum Richter verlangen.
Durch die Wage, die er mit sich führt,
Wird die Justiz personifiziert.
Versteht ihr's?

Midas, der großen Ehr entzückt,
Sogleich zur Audienz sich schickt,
Begiebt sich fort nach seinem Palast,
Und nach ein paar Minuten Rast
Ziehn Amor, die Muse Apoll und Merkur
Vorüber. Und es erscheint auf ihrer Spur
Pan an der Spitze vom Faunen-Chor
Mit wedelndem Schweif und gespitztem Ohr.

Scherzhaft und studentisch waren die meisten dieser weimarischen Theaterstücke; es waren Zerrspiegel-Bilder bald der Umgebung, bald der ehrwürdigen alten Götter- und Helden-Welt. Junge, übermütige Menschen machten die Pläne und führten sie aus für andere junge Menschen.

Zuweilen aber erklangen auch ernste Töne. Nicht bloß zur Abwechselung, sondern weil den Dichtern ernst

zu Mute war. So ward ein Trauerspiel ‚Kalliste' von Seckendorff aufgeführt (am 26. Mai 1780), so von Goethe die ‚Proserpina', 1778 eingeschoben in den ‚Triumph der Empfindsamkeit', 1779 am 10. Juni auf Ettersburg für sich allein, und die ‚Iphigenie'.

Das Monodram ‚Proserpina' war, wie man es damals aufführte, ein Kunstwerk ganz eigener Art. Bei der Entstehung schwebte Korona Schröter dem Tonsetzer wie dem Dichter vor, die schöne Darstellerin, die gleichermaßen in wohllautender Rede wie im Gesange erfreute. Deshalb war ihre Rede nicht nur von Musik umrahmt, sondern großenteils von Musik begleitet; Seckendorff hatte der Redenden sogar die Tonhöhe und Tondauer vorgeschrieben. An einigen Stellen steigerte sich ihr feierliches Sprechen zum Gesang; anderwärts bricht die Musik ab, die natürliche, leidenschaftlich erregte Sprechstimme wirkt für sich allein. Ein vierstimmiger Chor konnte, obwohl nur Proserpina sichtbar war, das musikalische Gebilde noch mehr bereichern: Parzen verkünden der Heldin den Willen des Schicksals.[1])

Die erste Aufführung der ‚Iphigenie' geschah am 6. April 1779 zu Weimar in Hauptmanns Saale. Goethe selber spielte den Orestes, Prinz Konstantin den

[1]) Näheres über die Komposition bei Valentin Knab, a. a. O., S. 105 ff. Wenn Goethe sich 1814, als er dies Melodram wieder auf die Bühne brachte, von Karl Eberwein eine neue Musik schreiben ließ und an Dieser die weise Sparsamkeit rühmte, so lag Das zunächst daran, daß seine damalige Proserpina der schwierigen Aufgabe im Singen und Sagen, die Seckendorff stellte, nicht gewachsen war und daß man auch anderwärts eine Korona nicht so leicht wieder fand.

Pylades, Knebel den König Thoas, Konsistorialsekretär Seidler den Archas und Korona die Iphigenie. Die musikalische Begleitung einiger Stellen hatte diesmal der Hofkapellmeister gesetzt.

Der Dichter sah, daß das Stück „gar gute Wirkung" tat, „besonders auf reine Menschen." Sechs Tage später wurde es wiederholt. Am 12. Juli spielte man es noch einmal, jetzt auf Ettersburg, und die Absicht war, daß Merk, der dort als Gast der Herzogin Amalie sich aufhielt, seines Freundes neuestes Werk genieße. Hier gab der Herzog selber den Pylades. Alle lobten das Stück; ganz besonders bewunderten sie die — griechischen Kleider an Goethe und der Schröter, denn griechische Gewänder waren bisher in Weimar noch nicht auf die Bühne gekommen.

Um eben die Zeit, wo ‚Iphigenie' in Hauptmanns Saale zum ersten Male vorgetragen wurde, sah dessen unternehmungsfreudiger Eigentümer ein, daß sein Saal für Theaterspiel und Redouten nicht genügte, und entschloß sich deshalb, den Saal aufzugeben und sein Haus zu Wohnungen für Personen von Stand umzubauen. Zugleich machte er einen Entwurf zu einem viel größeren Komödien- und Redoutenhause und bat die Herrschaft um die nötige Erlaubnis und Unterstützung. Dadurch aber führte er bei der Herzogin Amalie und ihrem Sohne den Entschluß herbei, auf eigene Kosten ein solches Gebäude zu errichten.

Es ward dem Palais der Herzogin-Mutter gegenüber gebaut; am 7. Januar 1780 konnte darin die erste

Redoute stattfinden; danach erst machte man sich an die Theater-Einrichtung. Die neue Bühne ward am 26. Mai mit Seckendorffs ‚Kalliste' eröffnet: Goethe spielte darin „mit großem Fleiß und viel Glück" den Lothario — Rolle und Stück waren ihm fatal, aber er traktierte seine Mitwirkung ganz als Dienst — Kalliste wurde von Korona dargestellt. Am 12. Juli folgte im neuen Hause Goethes Schweizerstück ‚Jery und Bätely'.

Da nun Weimar einen ausreichenden Theatersaal hatte, so konnten auch wieder Berufskomödianten hier ihr Glück versuchen. Es meldeten sich mehrere Prinzipale, und im Jahre 1783 bekam Joseph Bellomo für seine Truppe die Erlaubnis. Der eigenen Schauspielerei waren die weimarischen Liebhaber, nachdem die verschiedensten Aufgaben durchprobiert waren, allmählich müde geworden.

Fünfzehntes Kapitel

Wieland

1776—1782

Indem Wieland seine vormaligen Feinde durch sein liebenswürdiges Wesen überwand und an sich zog, ward er unter diesen Jünglingen selber wieder jung; sein lebhafter Geist bewegte sich auch gern einmal auf ihren Wegen. Gar deutlich ward die unerwartete Bundesgenossenschaft durch die neuen Hefte des ‚Teutschen

Merkurs'; ihr Herausgeber gab allen den Genies von Karl Augusts Gesellschaft und ihren auswärtigen Freunden: Bürger, Merck, Kayser und Anderen bereitwilligst das Wort.

Auch er selber zeigte sich von neuen Seiten. Bisher war er von antiken und romanischen Mustern abhängig gewesen; jetzt bekam er Liebe zur deutschen Vorzeit, zum Volksmäßig-Rauhen, und betätigte sie, indem er vor jedes Heft seiner Zeitschrift das Bild einer altdeutschen Berühmtheit setzte und im Texte ihr Andenken erneuerte; zumeist waren sie seinen Lesern nur oder kaum dem Namen nach bekannt gewesen. So erschienen Luthers Zeitgenossen Ulrich v. Hutten, Paracelsus und Agrippa v. Nettesheim, die alle drei Genies und Freiheitsmänner, dazu vagabundische Helden gewesen waren, einer dem Ritter Götz, die beiden anderen Geister dem Doktor Faust vergleichbar. Am wichtigsten war Wielands Eifer für Hans Sachs, von dem wohl Jedermann wußte, daß er zu Nürnberg Schuhmacher und Poet dazu gewesen war, dessen Dichtungen aber schon aus dem einfachen Grunde unbekannt blieben, weil viele überhaupt noch nicht gedruckt, die gedruckten aber im Handel und den Bibliotheken höchst selten aufzutreiben waren. Wieland nahm sich vor, die besten Schauspiele und Gedichte Sachsens in einem Bande oder zwei Bänden drucken zu lassen, und er machte seine Absicht jetzt schon bekannt; zwei Proben gab er dabei. Im gleichen Hefte erschien Goethes eben entstandenes Gedicht, ‚Hans Sachsens poetische Sendung'. „Wir beugen uns alle vor Hans Sachsens Genius, Goethe, Lenz und ich," schrieb Wieland

am 15. April (1776) an Merck in Darmstadt. Von Wieland übernahm dann Bertuch den Plan eines Neudrucks von Hans Sachsens Werken; doch sah er bald, daß die Zeit dazu noch nicht reif genug war.

In demselben Frühjahr traten Wieland und Goethe zugleich für Homer und Gottfried August Bürger ein, indem sie eine Homer-Übersetzung durch Bürger befürworteten. Dieser genialische Mann, der leider nie aus den Geldnöten herauskam, veröffentlichte nämlich in Boies ‚Deutschem Museum' im Januar 1776 die Probe einer Ilias-Übersetzung und erklärte sich bereit, den ganzen Homer in gleicher Weise, nämlich in Jamben, zu verdeutschen, wenn die Leser es ehrlich verlangten. „Ich müßte mein Leben hassen, wenn ich für deinen Kaltsinn [o deutsches Publikum] oder gar Undank Kraft und Saft meiner Jugend aufopfern wollte; die bloße Gier nach dem Namen, bei Kennern der Mann zu heißen, der imstande war, den Homer zu verdeutschen, kann mich nicht spornen, das mühselige Werk zu vollenden . . . Ich erwarte danach aus dem Munde deiner Edlen und Weisen Antwort auf meine Frage." Und Weimar antwortete für Deutschland; schon im Februarheft des ‚Merkurs' bezeichnete Goethe den Gerichtsamtmann Bürger für den rechten Mann, den diese hohe Aufgabe verlange; darum wolle man ihm, um allgemeine Nachfolge zu erwecken, von Weimar aus eine Geldsumme versprechen für den Fall, daß ähnliche Versicherungen aus dem übrigen Deutschland seinen

endgültigen Entschluß herbeiführten, die ‚Ilias' ganz zu übertragen. Das Geld (51 Louisdor) zeichneten die vier fürstlichen Personen, und neben ihnen Witzleben, Putbus, Kalb Vater und Sohn, Einsiedel, Seckendorff, Knebel, Bertuch, Wieland, Goethe und zwei Gäste: Graf Marschall und Baron v. Hohenthal.

Nun gab Bürger auch im ‚Teutschen Merkur' Teile seiner Arbeit heraus. Bisher kannte man nur ganz unzulängliche Übertragungen, an denen der Leser gar bald ermüdete. Jetzt war zum ersten Male der Homer-Dolmetscher ein echter Dichter von deutscher Redeweise. „Klingt auch Das zu eintönig?" fragte er in Wielands Zeitschrift und ließ die Leser kosten. Zum Beispiel:

Als jeglich Heer, samt seinen Obersten,
Geordnet war, zog mit Gekreisch und Lärm,
Den Vögeln gleich, der Troer Schar einher.
So lärmet durch die Luft ein Kranichflug,
Von Schlackerwetter und Dezemberfrost
Verscheucht, und lärmet über'n Wogenstrom
Des dunkeln Ozeans dahin . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
„Elender Wicht, mit aller Wohlgestalt!
„Nichts als Verführer! Nichts als Weibergeck!
„Daß du doch nie geboren oder doch
„Nur ehlos wenigstens gestorben wärst!
„Das wollt' ich, Das! Weit besser wär's, als so
„Vor aller Welt ein solches Schandmal sein.
„Ha! welche Lache der Achäer nun
„Erheben wird, der ob der Schönheit dich
„Für Trojas tapfersten Verfechter hielt . . .

„Sollt' es wohl möglich sein, solche Stellen in Hexametern zu verdeutschen?" fragte Bürger, und

Wieland wie Goethe glaubten es mit ihm verneinen zu müssen.

Bald danach mußte Wieland seinem uralten Freunde Bodmer Lobesworte darbringen, der schon seit 1755 an einer Übersetzung in Hexametern arbeitete und im Jahre 1778 endlich die Ilias und Odyssee vollständig herausgab. Unterdessen ward aber auch bekannt, daß zwei ehemalige Hainbündler, Jeder für sich, den Homer im griechischen Versmaß übersetzten: Graf Friedrich Stolberg und der Rektor Voß in Otterndorf. Dieser letztere junge Mann war der ärgste Verächter Wielands gewesen; jetzt sammelte Wieland Besteller auf die ‚Odyssee', die Voß auf eigene Kosten drucken ließ, und jetzt freute sich Voß, im vielgelesenen ‚Merkur' eine Probe seiner Kunst geben zu können. Er wählte den vierzehnten Gesang: Odysseus ist nach zwanzigjähriger Kriegs- und Irrfahrt in Gestalt eines alten Bettlers in sein Königreich Ithaka zurückgekehrt und sucht zunächst den Schweinehirten Eumäos auf, der sich eben Sohlen aus Rindsleder schneidet:

Plötzlich erblickten Odysseus die wachsam-bellenden Hunde,
Und sie stürzten auf ihn lautschreiend. Aber Odysseus
Setzte sich klüglich nieder und legte den Stab aus den Händen.
Dennoch hätt' er auch dort unwürdige Schmerzen erduldet;
Aber der Sauhirt lief aus der Türe mit hurtigen Füßen
Hinter den bellenden her und warf aus den Händen das Leder.
Scheltend verfolgt' er die Hund' und zerstreute sie hierhin
und dorthin
Mit geworfenen Steinen, und jetzo sprach er zum König:
Alter, es fehlte nicht viel, so hätten die Hunde mit einmal
Dich zerrissen, und mich hätt' ewige Schande getroffen!
Und mir gaben die Götter vorhin schon Kummer und Trübsal.

Denn um den göttlichen König die bittersten Tränen vergießend
Sitz' ich hier und sende die fettgemästeten Schweine
Andern zum Schmause, da Jener vielleicht des Brotes entbehret
Und die Länder und Städte barbarischer Völker durchwandert,
Wenn er anders noch lebt und das Licht der Sonne noch schauet!
Aber folge mir, Greis, in meine Hütte, damit du,
Wenn sich deine Seele mit Brot und Weine gelabt hat,
Sagest, von wannen du kömmst und welche Leiden du littest.

Wieland fügte nach seiner Art hinzu, man werde in Vossens Übertragung nicht nur Homers Geist und kräftigen Ausdruck, sondern sogar den edlen, freien, männlichen Gang seines Verses und die Musik seines Gesanges wiederfinden. Viel Erfolg hatte freilich auch Wielands Hilfe nicht, denn es fanden sich in aller Welt nur 150 Besteller, und Voß klagte im Februar 1780: „Meine Odyssee, die ich mit Angst und Freude geendigt, Deutschland will sie nicht haben."

Viel merkwürdiger als dieses Eintreten für seine Gegner von gestern war, daß Wieland, dessen zynisches Heidentum so oft Mißfallen erregte, mit den neuen Freunden halb und halb in den Pietismus seiner Jugendjahre zurücksank. Zuerst erkannten die Grafen Stolberg und andere Christlichgesinnte, daß Wieland nicht so schlimm sei, wie man gedacht, und ein halb Jahr später fragte Lenz: „Wie wär's, wenn er frömmer wär' als wir alle?"[1]) Goethe erzählte gern von einer mütterlichen Freundin, die er in Frankfurt gehabt, einem

[1]) Lenz an Lavater, im Juni 1776.

Fräulein v. Klettenberg, die eine „schöne Seele" von wahrer Frömmigkeit gewesen war; der vielbelesene Wieland wußte dazu ein Gegenstück aus dem vorigen Jahrhundert: die höchst gelehrte Anna Maria v. Schurmann aus Köln, die von ihren Zeitgenossen, besonders von den Gelehrten, wegen ihrer Talente sehr angestaunt und in höchsten Tönen gerühmt wurde, bis sie sich entschloß, ein Leben nach Art der Urchristen zu führen und in die pietistische Sekte der Labadisten einzutreten. Wieland rühmte jetzt auch diese Vergessene öffentlich in seinem ‚Merkur' und begeisterte sich für ihr entschiedenes Christentum. Er erzählte, daß die Schurmannin, als sie den höchsten Grad der Frömmigkeit erreichte, ihre eigenen künstlerischen Gaben und überhaupt alles Kunstwesen und dazu allen Wissenskram verachtete; selbst dafür hatte Wieland inmitten seines Bücher- und Kunstlebens ein frommes Verstehen!

Wär' es möglich, daß alle Menschen diesen hohen Grad von Gottesgefühl haben und immer in sich erhalten könnten, so möchten alsdann Künste und Wissenschaften und die lieben Belles-Lettres und aller der ernsthafte und kurzweilige Tand, womit wir uns itzt aus Mangel oder Unfähigkeit bessern Genusses oder Geschäftes abgeben, immer dahinfahren! Der Verlust würde nicht groß sein![1])

Das klingt zusammen mit zornigen Worten gegen Fritz Jacobi (12. Februar 1777): die französischen Enzyklopädisten und übrigen littérateurs könnten allesamt zum Teufel gehen; er lese jetzt nur uralte Romane, Vater Homer und Mosen und die Propheten. Es stimmt auch zu Sätzen, die er bald nach Herders Ankunft

[1]) Teut. Merkur 1777, S. 83 ff., 165 ff.

in einem Briefe an den Staatsrat v. Gebler in Wien schrieb. Er meinte, Weimar sei, wie ehemals Bethlehem-Juda, jetzt nicht die Kleinste unter den Töchtern Deutschlands:

Wieviel oder wie wenig von dem durch ein seltenes und sonderbares Schicksal veranstalteten Beisammensein Herders, Goethes und Wielands unter den Flügeln eines jungen Fürsten von der edlen Sinnesart zu erwarten sei, weiß ich nicht. Und was ich sagen kann, ist nur: wir sind da und leben in Glauben, Liebe und Hoffnung einmütiglich und einfältig beisammen, frei von unartigen Leidenschaften und unlauteren Absichten und stolzer darauf, gute Menschen zu sein, als für außerordentliche Geister angesehn zu werden.

Wieland war der Vater in dieser Gesellschaft, aber einer von den guten Alten, die keinen Jüngeren drücken; man belächelt sie mit der Herablassung des Jugendmutes, indem man ihre guten Gaben gern hinnimmt. Die jungen Männer scherzten über seine Eitelkeit, die eigentlich nur darin bestand, daß er kindlich offen und reichlich viel über sich und seine Werke sprach. Man scherzte über seine ängstliche Unparteilichkeit, die sich als ein Pendeln von einer Partei zur andern zeigte, als eine Unfähigkeit, von dem Sowohl-als-auch zu einem bestimmten Standpunkte zu gelangen. Als Klopstock seinen alten Freund Christoph Bode einmal nach Wieland fragte, antwortete Dieser, Wielands wegen möchte er beim Jüngsten Gericht eine Viertelstunde Jesus Christus sein. „Was würd' Er dann tun?" fragte Klopstock, und Bode antwortete, er würde Wieland vor

sich fordern, und Dieser müsse seine sämtlichen Schriften mitbringen. Dann würde er ihn fragen: „Sind Sie Herr Wieland aus Weimar?" — Ja. — „Nun, Herr Wieland, sehen Sie, nach dieser Seite liegt Rechts und nach jener Seite Links. Gehen Sie nun, wohin es Ihnen beliebt! Ganz, wohin es Ihnen beliebt! Aber, nehmen Sie sich nur in acht, Das sage ich Ihnen, geben Sie wohl acht!" Dann würde Wieland in der größten Not sein, denn entweder rechts oder links gehen oder bloß und endgültig rechts oder links gehen, Das eben konnte er nicht.

Über seine geistige und leibliche Zeugungslust scherzte Wieland selber gern. Die Bändchen seines ‚Merkurs' bildeten eine immer längere Reihe, und seine brave, von der feinen Gesellschaft ganz entfernt lebende Frau, die seine Bücher nicht las und nicht einmal Du zu ihm zu sagen wagte,[1]) schenkte ihm in zwanzig Jahren vierzehn Kinder. Man war bei Wielands in einem Hause, „wo alle Augenblicke aus irgend einem Winkel ein ander Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen kommt." (W. an Gleim 1782.)

Unter den weimarischen Schriftstellern standen Bertuch, Goethe und Herder seinem Herzen am nächsten. Seinen ersten Gehilfen am ‚Merkur' sah er rasch

[1]) Es kam zu jener Zeit öfters vor, daß die Männer ihre Frauen duzten und von ihnen mit Sie angeredet wurden. Noch viel häufiger war, daß man das Du und Sie durcheinander gebrauchte. Auch das Ihr und das Er und Sie (der Einzahl) waren sehr häufig, auch unter Gleichstehenden. Im Ganzen war die Verwendung solcher Formen viel unfester als heute.

wachsen; denn Bertuch ward 1775 und 1776 Hofbeamter, Ehemann, Eigentümer eines sehr großen Gartens, den er trefflich bewirtschaftete.

Goethe stieg noch viel rascher und höher. Oft kam er in Wielands Haus, um sich an des Freundes Gespräch und der schönen Philisterei im Hause zu erfreuen, und die beiden Hausfrauen — auch Wielands alte Mutter waltete mit über der großen Familie — erwogen schon, ob Goethe wohl auf das Heranwachsen des ältesten Töchterchens warten würde. Nicht lange dauerte es, daß auch der stolze Herder die Freundschaft des stets Gutwilligen zu schätzen wußte. Zeitweise wenigstens vertrugen sie sich recht gut, und nie entstand ein ernster Streit zwischen ihnen.

So führte Wieland das Leben eines glücklichen Humoristen. Er saß in warmer Häuslichkeit, ohne Geldsorgen, ohne plagenden Ehrgeiz, ohne Amtsärger. Er gehörte zum Hofe oder gehörte auch nicht dazu, ganz wie es ihm selber paßte; seine vormaligen Gegner versammelten sich um ihn als Freunde und Mitarbeiter; seine vormalige Herrin war jetzt seine Freundin, und fast seine ganze Zeit konnte er den Büchern widmen, die er zu lesen oder zu schreiben wünschte. Kein Wunder, daß die Gedichte und Prosa-Erzählungen seiner ersten Ruhestandsjahre ihre Leser in recht behagliche Stimmungen versetzten. Mit einem köstlichen „Wintermärchen" begann er den Jahrgang 1776 seines ‚Merkurs': ein armer Fischer wurde von einem Geiste an einen wunderbaren See geführt, in dem gelbe, blaue, rote und silbergraue Fische herumwimmelten; als diese Fische dann in des Sultans Küche gebraten werden,

tritt plötzlich eine Fee aus der Wand hervor und stellt die strenge Frage: „Fische, tut ihr eure Pflicht?"

Da reckten die Fische die Häupter empor
Und sangen alle im hellen Chor:
Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie.
Hab'n viele Müh',
Sind spat und früh,
Rechnen und messen,
Essen und vergessen,
Und bauen Schlösser
Und malen sie.
Hätten's gern besser!
Zählen die Sterne
Und raten gerne
Und treffen's nie.

Diesen Fisch-Chorus wußten sogleich alle Hofleute in Weimar auswendig, und „Der Pflicht vergessen wir Fische nie," schrieb auch Goethe an den jungen Herzog.

Noch im gleichen Jahre ließ Wieland eine romantische Rittergeschichte folgen; ‚Gandalin' nannte er sie später nach ihrem Helden, zuerst war sie ‚Liebe um Liebe' getauft, und da der Dichter schon vorher unzählige Liebesgeschichten hatte drucken lassen, so sah er den Spott und Tadel voraus, den ihm Titel und Stoff eintragen würden:

„Schon wieder Liebe! und ewig Liebe!
Und nichts als Liebe!"
Närrchen, wovon
Denn sonst? Und was ist unterm' Mond
Denn wohl der Rede wert als Liebe?
Und unter'm Mond und über'm Mond
Was anders ist's als ewige Liebe,

Was überall atmet, wirkt und webt
Und Alles bildet und Alles belebt?
Der Geist der Natur! Was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang,
Der Gleiches an Gleiches drückt? Wo bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beim andern?
Und auch die Macht der Kunst,
Die Hand des Bildners, die höchste Gunst
Der Musen: was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer; mit Liebe
Schuf Raphael seine Galathee!
Du selbst! o Tugend, du höchste Höh
Der Menschenseele, was bist du als Liebe?
Du Gott in uns!
Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Anschau'n
Von diesem Geheimnis empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das seel-erfreuende Licht,
Wir leben das wahre Leben! Atmen
In reinen Lüften mit freier Brust
Und sehn, was ist, mit unbefangenen
Augen und hören Götterstimmen
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der Alles-bewegenden Räder
Und fürchten nichts. Und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns immer getrost
Die ewigen Wogen der Zeit hinab.[1])

Gleich danach aber zeigte Wieland, daß sein Kultus der Liebe durchaus kein Lobpreisen und Rechtfertigen alles Dessen bedeute, was die Menschen unter diesem

[1]) Der Wortlaut hier und vorhin nach dem ersten Drucke im ‚Merkur'.

heiligen Namen verstehen wollen. Die Macht Amors in Ehren, aber es bleiben noch andere Götter, oder prosaisch ausgedrückt: es bleiben Sittengesetze und Pflichten. Sehr wohl kann es sich ereignen, daß ein Mann gegen die Gattin seines Freundes in Liebe entbrennt und daß sie ebenfalls heiß gegen ihn empfindet; dergleichen heimliche oder auch nicht mehr heimliche Einverständnisse gab es in der weimarischen Gesellschaft und an gar vielen andern Orten, zumal unter den Vornehmen, deren Damen in Müßiggang lebten, und namentlich an den Höfen, wo die gesellige Unterhaltung fast zur Lebensaufgabe wurde. Für solche Kreise erzählte jetzt Wieland eine alte Geschichte neu, und diesmal nicht im Plaudertone; ganz gegen seine Art unterließ er jeden Scherz und jeden Seitensprung. Knapp und kühl berichtete er eine Geschichte aus der Ritterzeit. Ein wunderbarer alter Held, Branor genannt, ist am berühmten Hofe des Königs Artus erschienen und hat trotz seiner hundert Jahre die dreißig Tapfersten in den Sand geworfen; weil er selber über alle Jüngeren hervorragt, so bittet man ihn, von der großen Vergangenheit, der er noch angehörte, und den besten Helden, die er gesehen, zu erzählen. Da wählt er die Geschichte von Geron dem Adligen, der, als er die tapfersten Ritter zu Falle gebracht, das Schwerere und Schwerste leistete und sein eigenes Herz bezwang. Abenteuer und Zufall führten ihn und die Gattin seines besten Freundes in eine liebliche Waldeinsamkeit; sie lieben sich längst und wissen es von einander. Jetzt sind sie allein und, durch die Gelegenheit verführt, stehen sie im Begriff, ihre Begierde nach einander zu löschen: da fällt im letzten Augenblicke

Gerons Auge auf sein altes Heldenschwert, und in plötzlichem Erwachen aus dem Taumel stößt er es sich in die Brust. „Die Reue kam der Tat zuvor.“ Diese Mär aber wählte Branor auch deshalb, weil zu seinen Zuhörern die Gemahlin des König Artus, Genievra, und Lanzelot gehören, der Ritter, mit dem sie heimliche Stunden verbrachte.

Und Frau Genievra,
Die Königin, die, während er erzählte,
Bald todblaß worden war, bald feuerrot,
Rief, ihre Unruh zu verbergen, seufzend aus:
„S'ist eine traurige Geschichte!“ — „Und wie ging's
Nun Eurem Geron weiter?,“ fragte Lanzelot. —
„Nach der Geschichte,“ spricht der alte Branor, „hab'
Ich nichts mehr zu erzählen.“
Und der König Artus
Stand von der Tafel auf, und Alle standen auf.
Und Artus sprach zu Branorn: „Ritter, ein Gemach
Ist Euch bereitet in der Burg für diese Nacht
Und alle Tage, die Ihr bei uns bleiben wollt.“ —
„Herr König,“ gab der alte Mann zur Antwort,
„So gebe Gott Euch Ruhm und guten Mut,
Als ich gelobet hab', an keinem Hof
In meinem Leben über Nacht zu bleiben.“
Die Ritter sah'n einander schweigend an;
Und Branor neigte vor dem König sich
Und vor der Königin, nahm seine Waffen,
Bestieg sein Roß und ritt bei Sternenlicht
Zurück in seinen Wald.

Dann folgten wieder Geschichten, die ebenso fröhlich wie lehrreich waren: ‚Des Maultiers Zaum‘, ‚Hanne und Gulpenheh‘, ‚Der Vogelsang oder drei Lehren‘, ‚Schach Lolo‘, ‚Pervonte oder die drei Wünsche‘.

Die Geschichte der Abderiten unterhielt in ihren Fortsetzungen die Leser des ‚Merkurs‘ mehrere Jahre hindurch, zumal die „Onoskiomachia“ darin: der Prozeß um des Esels Schatten. Ein Zahnarzt aus Megara hatte sich nämlich, um sich in baumloser Einöde vor dem Sonnenbrande zu schützen, in den Schatten eines Esels setzen wollen, den er mit seinem abderitischen Treiber für einen Tag gemietet; der Treiber, der zugleich Besitzer war, verlangte jedoch für diese Kühlung besonderen Lohn, da er den Schatten nicht mitvermietet habe. Wer von Beiden recht habe, ward nun zuerst eine herrliche Streitfrage für die Rechtsgelehrten von Abdera, alsbald aber auch eine Angelegenheit der beiden Parteien, die es unter den Spießbürgern längst gab; die „Schatten“ und die „Esel“, wie sie nun kurz benannt wurden, bekämpften sich mit äußerster Wut und Ausdauer, und schließlich drohte die ganze Republik wegen eines Eselsschattens zugrunde zu gehen.

Noch ehe Wieland die sechsjährige Arbeit an diesem satirischem Prosa-Romane beendet hatte, begann und vollendete er ein ebenso großes romantisches Märchen-Epos, dessen Fabel er aus französischen und englischen Sagen gewann. ‚Oberon‘ nannte er das Werk; zwei Liebespaare flocht er in ihren Erlebnissen zusammen: Oberon und Titania im Geisterreiche, Hüon und Rezia, Königskinder aus der Ritterzeit. Schlimmste Abenteuer ließ er die Letzteren bestehen; mehr als einmal zittert der Leser für sie; aber ihr eigener Glaube, daß eine unsichtbare gütige Macht über ihnen walte, stimmt auch die Teilnehmenden heiter.

Wofür, wenn unser Untergehn
Beschlossen ist, wofür wär' alles Dies geschehn?

Mit dieser Frage spricht Hüon den weimarischen Glauben und auch den Glauben und Trost des ganzen kriegs- und plagenreichen Jahrhunderts aus. Die nach großen Gefahren und Nöten noch Lebenden fühlen sich geliebt von einer Gottheit, deren wunderbares Schaffen und Regieren sie mit Ehrfurcht erfüllt.

Mir sagt's mein Herz; ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß' uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten.

Ende Juli 1779, als der Hofmaler May im Auftrage der Herzogin von Württemberg in Weimar die Bildnisse Goethes und Wielands malte, bat Goethe den älteren Freund, ihm, während er still sitzen mußte, den Anfang seines neuen Gedichtes, eben des ‚Oberon', vorzulesen, und Wieland hatte dadurch „eine wahre jouissance," wie er an Merck berichtete:

Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten, rezeptivsten Laune und so amüsabel war wie ein Mädchen von Sechzehn. Tag meines Lebens habe ich Niemand über das Werk eines Andern so vergnügt gesehen, als er es mit dem ‚Oberon' durchaus, sonderlich mit dem 5. Gesang war, worin Hüon sich von dem kaiserlichen Auftrag verbotenus akquittieret.

Goethe war wirklich entzückt. „Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Kristall Kristall bleiben, als ein Meisterwerk poetischer Kunst geliebt

und bewundert werden," schrieb er an Lavater, und als Wieland nach siebenfachem, verbesserndem Abschreiben sein Gedicht in drei Merkur-Heften hatte abdrucken lassen, Ende März 1780, schickte ihm Goethe einen Lorbeer-Kranz:

Empfange aus den Händen der Freundschaft, was die Mit- und Nachwelt gern bestätigen wird!

Wieland war der beneidenswerteste deutsche Dichter; aber damit kein Glück vollkommen sei, hatte er auch jetzt noch als Dramatiker, der er doch auch gern sein wollte, fast nur Verdruß. Auf die ‚Alceste' ließ er zuerst ein komisches Singspiel, das aber gleichfalls in der griechischen Götter- und Sagenwelt spielt, folgen: ‚Das Urteil des Midas'; es ward gedruckt, aber nicht aufgeführt. Dagegen bekam er den Auftrag, mit Schweitzer zusammen eine neue ernste Oper zu liefern; er wählte zur Heldin Rosamunde Cliffort, die unglückliche Geliebte des Königs Heinrichs des Zweiten von England, von der berichtet wird, daß die alternde Königin Eleonore sie mit eigener Hand beseitigt habe. Mit seinem gewöhnlichen Eifer schrieb er die Szenen und Gesänge, und Schweitzer setzte alsbald die Musik. Aber Wieland war wieder einmal zu unvorsichtig gewesen. Sein Auftraggeber war ein Bruder des Erfurter Statthalters, der Freiherr Heribert v. Dalberg, der in Mannheim das im Jahre 1775 begründete Hoftheater des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz leitete. Da hätte er sich fragen müssen, ob es nicht in Mannheim

eine eifersüchtige Kurfürstin und eine schöne Mätresse gebe. Trotz dieses Verstoßes wollte man sein Werk aufführen; er wurde eingeladen, der Einstudierung und Aufführung beizuwohnen; als er aber die beschwerliche Reise gemacht hatte — im Januar 1778 — traten viele, zum Teil lächerliche, zum Teil ärgerliche Hindernisse ein; kurz, das mit so großen Hoffnungen vorbereitete Werk ward nicht aufgeführt. Und schließlich sagten Fritz Jacobi und Goethe dem Dichter noch gerade heraus, daß seine Arbeit nichts tauge. Wieland sah es nun selber ein, daß er zum Dramatiker nicht geboren sei, und gelobte, sich zu keiner Oper wieder verführen zu lassen. Im Juliheft 1779 stand aber doch wieder eine dramatisierte Götter- und Menschensage im ‚Teutschen Merkur'. ‚Pandora' war sie betitelt, auch Prometheus trat darin auf. Goethe hatte gleichfalls Blätter liegen, darin Prometheus und Pandora sich unterredeten; Goethe hatte auch ein ungedrucktes Gedicht: Prometheus, den Göttern Trotz bietend. Das Selbstgespräch, das Wieland dem Menschenbildner in den Mund legte, klang freilich viel gutmütiger:

Es ist nun endlich einmal wieder Zeit,
Zu sehn, was meine guten Menschen machen.
Wie doch aus Scherz so leicht Ernst werden kann!
Da ich mit meinen lieben Vettern im Olymp
Und ihren Weibern, Töchtern, Günstlingen
Und Hofgesind mich länger nicht vertragen konnte,
Stieg ich zur Erd' herab, um etwa da,
So lang es gehen wollte, mit den Tieren
Zu leben, die in jenen Tagen noch
Die einz'gen Erdbewohner waren. Eine Zeit lang

Ergötzte mich des tierischen Instinkts
Manchfaltiges Spiel; und als ich an Betrachtung Dessen,
Was jeder Art natürlich, jeder eigen ist,
Mich lang genug belustigt hatte,
„Laß sehen," dacht' ich, „ob die Kunst vielleicht
Die engen Schranken der organischen Natur
Erweitern kann!" — Ich machte den Versuch
Mit den gelehrigsten. Den Elefanten
Lehrt' ich, des nervenvollen Rüssels sich
Wie einer Hand bedienen, lehrte
Den Hund ins Wasser gehn, den Affen tanzen,
Den Papagei die Göttersprache schwatzen.
Auch Dessen ward ich endlich überdrüssig.
Des Elefanten Rüssel war doch keine Hand,
Und meine Affen tanzten just so ungeberdig,
Als meine Papageien albern schwatzten.
Was war zu tun? Vor lauter Langerweile
Kam mir der Einfall, zu versuchen, was
Sich wohl aus Leim [Lehm] und Wasser machen ließe,
Der Teig war gar zu mürb. Da knetet' ich
Ein wenig Luft und Sonnenfeuer drein,
Und fing nun an zu formen, drückte, bildete
Und bildete und drückte, ohne Plan und Absicht,
Bis unversehens ein gabelförmiges,
Possierliches, embryon'sches Ding zum Vorschein kam,
So ungefähr, als wenn ein ungeschickter Bildner
Aus einem feigenbaum'nen Klotz euch einen Gott
Karikaturenmäßig schnitzeln wollte.
Denn wie's auch einer anfängt, der was machen will:
Am Ende kömmt doch immer was heraus,
Das seines Machers Bild und Umschrift trägt.
Und da ich nun mein Händewerk besah,
Auf einmal blitzt mir der Gedanke auf:
Es könnte aus dem absichtlosen Spiel
Der Laune noch was leidlich Gutes werden!
Der Leimen war so folgsam, bildete
Mit jedem Druck sich schöner! Kurz, ich brütete

Mit Liebe über Dem, was ich aus Grille
Begonnen hatte, formte, leckte, putzte
So lange dran, bis nun das neue Leimgeschöpfe
Dem Ideal in meinem Kopf so ähnlich sah,
Als — Leim und Wasser es erlauben wollten.
Und wie ich fertig war, da stand's so schön
Vor meinen Vateraugen da,
Daß ich dem Drang nicht widerstehen konnt',
Es zu beseelen, um es glücklich machen
Zu können: und so wurden — Menschen draus,
Ein drolligt Mittelding von Tier und Gott.

Sechzehntes Kapitel

Herder und die übrigen Gelehrten

1776—1782

Ach, hätte doch Herder die Hälfte von Wielands Humor gehabt! Studierstuben-Menschen waren sie beide, Viellesende, Vielschreibende, Näscher in hundert Wissenschaften. Beiden fehlte es an Anschauung der Dinge, an der mit eigenen Augen und Ohren erworbenen unmittelbaren Kenntnis; darin war ihnen der jüngere Goethe weit überlegen. Beide waren reizbar, den Stimmungen und Launen sehr unterworfen. Beide konnten und mochten sich, den höchsten Dingen gegenüber, in verschiedene Aufnahme-Stellungen hineindenken

und hineinfühlen, von der Mystik bis zum kältesten Zweifel; dabei haßten sie beide stets die Pfaffen und Schulmeister. Beide fühlten sich am wohlsten bei ihren Büchern, ihren Frauen und Kindern. In der großen Zahl der leiblichen Sprößlinge schien Herder dem älteren Freunde nachzueifern. Aber die Unterschiede waren noch viel größer als die Ähnlichkeiten.

Herder war eine lyrische Natur, sehr weich, sehr empfindlich, sehr eitel, sehr anspruchsvoll, nie befriedigt von den empfangenen Ehren, obwohl man sie ihm reichlich zollte. Er fühlte sich an keinem Orte, in keinem Amte heimisch; sein Leben lang sehnte er sich „fort von hier." Er war stets übervoll von Plänen, so daß er die meisten gar nicht oder nur schlecht ausführen konnte. Als einen Reformator, als den geistigen Beherrscher eines Landes dachte er sich am liebsten. „Warum sollte die Zeit der Lykurge und Solone, der Kalvine und Zwinglis, dieser Schöpfer von kleinen glücklichen Republiken, vorbei sein?" So fragen sich andere Fünfundzwanzigjährige wohl auch; aber Herder litt auf die Dauer darunter, daß dieser Traum nicht in Erfüllung ging. Dabei fehlte ihm zur Ausführung das Nötigste: Tatkraft und Ausdauer; er war schwach von Willen, unschlüssig, ließ sich von Umständen und Zufällen lenken, statt selber sein Schicksal in die Hand zu nehmen; er ließ sich von andern Menschen, besonders von seiner Frau, leiten; er ließ sich sogar von Ahnungen und Vorzeichen bestimmen, denn dieser freisinnige Theologe war auch abergläubisch.

Er hatte in seiner Jugend nur mangelhaften Unterricht genossen und bereits den Lehrer machen müssen,

ehe er selber halb ausgelernt hatte. Die Unsicherheit oder Unzulänglichkeit seines Schulwissens hing ihm lange nach; viel mehr aber schadete ihm, daß sein Denken, sein wissenschaftliches Arbeiten ohne Schulung geblieben war. Er haßte von früh auf die Pedanten, zum Teil in dem Gefühl, daß er vor ihnen nicht bestehen konnte. Er orakelte schon in Druckschriften, wo andere werdende Gelehrte sich noch von solchen Pedanten in Zucht nehmen lassen, und gerade Herder, der Phantast, der Ideolog, der Liebhaber des Dunkeln, der von seinem eigenen Werk Erfüllte, hätte ein Ausreuten der Wildtriebe sehr nötig gehabt. Durch seine Vielleserei sammelte der begabte Mann dann zwar sehr große und ebenso mannigfaltige Kenntnisse; sein reger Geist schlug Verbindungsbrücken zwischen all diesen Wissenschafts-Fragmenten; er brachte viele neue Ideen hervor, richtige und falsche durcheinander, und diese neuen Ideen, womit ein vorsichtiger Denker einstweilen nur gespielt hätte, sandte er sogleich in kecken Aufsätzen, Rezensionen und Bücherbruchstücken in die Welt. Da sagte er dann immer viel Anregendes, auch Aufregendes für die nach neuen Ansichten begierige Jugend; er äußerte seine unklaren Gedanken in einer helldunklen Sprache, die ein tiefes, prophetisches Sehen andeutete und mehr Gefühl als Einsicht erweckte. Wer einen blauen Dunst zu machen versteht, findet allemal Bewunderer, nicht nur bei den Frauen. Herder weissagte am liebsten über Dinge, an die das menschliche Wissen nicht heranreicht, über die Ursprünge der Sprache, der Poesie, der Religion, der Moral, der Polizei, der Plastik usw. Durch solches Fragen nach den Anfängen erwarb er sich aber

auch ein sehr großes Verdienst; er lehrte ein geschichtliches Anschauen der Dinge, ließ das Seiende als Gewordenes erkennen, zog allerlei Tatsachen der Wissenschaften in eine allgemeine Entwickelungslehre ein. Die ganze Erde mit den Pflanzen, Tieren und Menschen auf ihrer Kruste wurde bei ihm ein ungeheurer Organismus, der sich beständig umbildet, und zwar in der Richtung zum Vollkommneren. Die kosmischen Gesetze, die dieses Weltgeschehen bewirken, sind im Grunde nur wenige und immer die gleichen; hinter den kosmischen Gesetzen steht Gott.

Es regte sich zu jener Zeit, als der junge Herder auftrat, ein großes Verlangen nach einer Erweiterung der geistigen Provinzen, nach einem Hinausschreiten über die paar Fachwissenschaften der Theologen, Philologen, Juristen und Mediziner. An verschiedenen Höfen waren Akademien begründet, in denen die Hofleute mehr Einfluß ausübten als die Schulfüchse; sie stellten gern Preisfragen, die sich gerade an solche Geister wie Herder wandten. Würden die Menschen, sich selbst überlassen, die Sprache erfinden können? Durch welche Mittel? Warum ist bei den verschiedenen Völkern der gute Geschmack in Verfall geraten? Welchen Einfluß hatte die Dichtkunst in den ersten Zeiten auf die Sitten der Völker und welchen hat sie jetzt? Welchen Einfluß haben die schönen auf die höheren Wissenschaften? Welchen Einfluß haben die Regierung auf die Wissenschaften und die Wissenschaften auf die Regierung? Herder gewann die Preise, die auf diese Fragen von Berlin und München aus versprochen wurden, und diese Siege steigerten noch seinen geistigen Hochmut.

Denn leider trug er sein kunterbuntes und oftmals unzureichendes Wissen, seine an Genie-Blitzen reichen, aber nicht eben sorgfältig geprüften Vermutungen nicht immer in bescheidener Form vor, sondern er liebte den Angriff, den Stich und die Stichelei. Er hatte einen meisternden Ton und sprach von oben herab zu Leuten und über Leute, die keineswegs bereit waren, ihn als einen Höheren anzuerkennen. Er schrieb gern ironisch, höhnend, gallig. Und noch dazu kämpfte er am liebsten aus dem Hinterhalte; er wollte seine Verfasserschaft gewöhnlich verheimlichen; ja, er scheute die Lüge nicht, wenn er zur Rechenschaft gezogen wurde. Überhaupt war er in Worten und Verhalten oft zweideutig; nicht selten schmeichelte er und hing das Mäntelchen nach dem Winde. Man konnte auch in den christlichen Glaubenslehren nie genau feststellen, was er eigentlich für wahr und recht hielt; stets klangen seine Worte heute anders als gestern. Er war freisinnig gewesen wie Nicolai und andere berlinische Geister, dann mystisch-gläubig wie sein alter Freund Hamann und sein neuer Freund Lavater; er fühlte sich an die Orthodoxie der Kirche gebunden und war doch oft so skeptisch wie irgend ein Philosoph. Wenn eine seiner rasch geschriebenen Schriften eben gedruckt worden war, verwarf er selber gewöhnlich schon den Inhalt oder doch den Ton.

Daß ein solcher Schriftsteller, der bald diesen, bald jenen angesehenen Zeitgenossen herausforderte, viele üble Erfahrungen machte, versteht sich. Und gewöhnlich waren ihm seine Gegner an Besonnenheit und Fachkenntnissen überlegen; auch war es leicht genug, Herders Blößen aufzudecken. Nicht nur konnte der berühmte

Göttinger Historiker Schlözer diesen Geschichtsdilettanten hart züchtigen, als Herder in einer leichtfertigen (und, wie stets, namenlosen) Buchanzeige sein, Schlözers, Ansehen als Geschichtskenner hatte zerstören wollen; nicht nur konnten und mußten die besten Theologen der Zeit in ihm einen Halbwisser, Heuchler, Zweizüngler, von einer wilden Phantasie hierhin und dorthin Getriebenen sehen, der in seinem Autorleben die christliche Sanftmut und Verträglichkeit, den guten Willen, Alles zum Besten zu kehren, völlig vermissen ließ; sogar der Buchhändler Nicolai in Berlin war imstande, die wissenschaftliche Liederlichkeit Herders vor aller Welt so darzulegen, daß der weimarische Generalsuperintendent im Schweigen und Vergessen sein Heil suchen mußte. Und hier — es handelte sich um die Geschichte des Templer-Ordens — hatte Herder, wie gewöhnlich, durch ein ganz unnötiges Besserwissenwollen den Gegner herausgefordert; er traute sich leider immer wieder zu, neben seinen Amtspflichten auch noch sämtliche höheren und schönen Wissenschaften als ein großes Licht erhellen zu können.[1])

Ein solcher Mann mußte auch im kleinen Weimar für Andere und sich selber viele Mißklänge herbeiführen. Herder konnte allerdings höchst liebenswürdig sein; nicht nur viele Frauen, auch manche Männer ließen sich von ihm bezaubern, wenn er seine gute

[1]) Die Grundlage zu diesen Urteilen wäre in Herders Schriften und in der großen Herder-Biographie Rudolf Hayms zu suchen.

Stunde hatte. Er war ein schöner Mann, stets sehr fein gekleidet; sein Auftreten in Gesellschaft sehr würdig-vornehm; er stellte also den höchsten Geistlichen des Ländchens sehr gut vor und wäre auch leicht als ein großer Kirchenfürst zu denken gewesen. Auch wirkte seine ruhige Rede- oder Predigtweise stärker als der gesalbte Ton der Kanzel-Schauspieler oder das Geschrei der Eiferer. Den altgläubigen Frommen genügte er zwar nicht ganz; er verletzte sie aber auch nicht. In einer Hinsicht war der Unvorsichtige stets klug: er hielt sich zu den vornehmen Weibern. Wie hoch er in seinen Schriften das Volk auch schätzte, so beachtete er, der einst ein sehr armer Schullehrerssohn gewesen war, doch nur die Spitzen der Gesellschaft. Und seine Frau, als Tochter eines kinderreichen und früh verstorbenen württembergischen Amtsschaffners gleichfalls in der Armut aufgewachsen, hielt es nicht anders; daß ihre väterliche Familie früher adlig gewesen sei, wurde mit mehr oder weniger Recht zu verstehen gegeben. Herders lebten auch stets über ihre Mittel; sie brachten Schulden nach Weimar mit und machten neue dazu. Sie ließen Handwerker und Krämer noch länger auf Bezahlung warten, als üblich war.

Herder war von Anfang an mit den Menschen und Dingen in Weimar unzufrieden. Das war er in Bückeburg ganz ebenso gewesen, aber nun war eben Weimar die Leidensstätte.

Ich freute mich auf diese Gegenden wie ein Kind, glaubte die Grundlage alter Anstalten wenigstens so tüchtig und gut zu finden, daß man mit Freuden darauf stehen und bauen könnte, bin aber sehr betrogen. Ewige Vormundschaften, schwache Tyrannen- oder Weiberregierungen haben Alles so hinsinken lassen, durcheinander gemengt und geworfen, daß Alles weicht, wonach man fasset. Kirchen und Kirchengebäude verfallen, Kirchen-Aratien erschöpft . . . schlechte Prediger- und Schuldienerstellen und Subjekte,[1]) die ihren Stellen oft gleich sind. Dazu meine Arbeiten und mein Sprengel so ohne Maß, daß gerade so viel Geistliche und Kirchen unter meine Spezialaufsicht gehören, als Tage im Jahre sind.[2]) [Dazu] die andre Superintendenturen zur Generalaufsicht, Konsistorialgeschäfte, zwei Predigtämter, da ich wieder tun soll, was sonst Zwei tun würden: als Oberhofprediger und Oberpfarrer der Stadtkirche, das Ephorat des Gymnasiums und aller Schulen des Landes. Das Alles zusammengenommen und im Ganzen noch immer keine Personen, durch die man wirken kann, zusamt Allem, was vorgegangen war und unnennbar vor mir, auf mir liegt und drückt, ohne daß man den Alp fassen kann, Das alles macht mein Hiersein noch bisher zum Traume, zu einem Traume, wo man nichts absieht und also auch wenig denkt und desto mehr röchelt und fühlet. Die ersten Zeiten habe ich ordentlich nach Luft geschnappt und sie auf den sonderbaren Bergen rings um den Kessel, der Weimar heißt, auch nicht gefunden . . . Meiner Hausehre geht's desgleichen. Unser großes, unbequemes Haus drückt uns ebenfalls.

So im Januar 1777 nach den vier ersten weimarischen Monaten. Im März des folgenden Jahres klagte er noch genau so.

[1]) Subjekte nannte man damals unverächtlich die Personen im Verhältnis zu Aufgaben und Ämtern als Objekten. Man suchte z. B. „ein passendes Subjekt" zur Erziehung von Kindern.

[2]) Die thüringischen Dörfer waren zumeist winzig klein und hatten trotzdem jedes Kirche und Pfarrer; fast alle Pastoren und Lehrer hatten nur Hungerstellen.

Herders Garten. Von Gertrud Bartning

Ich habe den Winter einsamer gelebt, als ich in meinem Leben je gelebt habe. Die Kirchenmauer, die gerade vor mir steht, scheint mir unaufhörlich die wahre Bastille, und ich habe von jeher mein Haus: groß und verschnitzelt, unbewohnbar und, wo es bewohnt wird, eingeklemmt und drückend, als das wahre Symbol meines Amts angesehen. . . . Es ist und bleibt doch immer ein elend Leben, sich früh auf die hölzerne Folterbank zu spannen und unter dem alten sächsischen Dreck zu wühlen.

Das Jahr 1780 nennt er dann „für mich überhaupt arm, oder vielmehr noch ärger als Das: beraubend."

In der Literatur reizt mich Wenig oder Nichts; das Meiste ärgert mich. . . . Keine Kraft ist in meinen Gebeinen und kein Lebenssaft in meiner Seele. Die Lage meiner lieben geistlichen Geschäfte ist auch, daß Gott erbarm! Überall Ekel und nirgend Aufmunterung, nirgend Hoffnung, nirgend kaum wert, daß man den Finger rühre.

Der stolze, herrschsüchtige Mann verdarb sich seine Lage selber. Auf die übrigen Geistlichen sah er von seiner Höhe herab, wenn er auch wohl mit seinem Nachbar Stiftsprediger ein gnädiges Pfeifchen rauchte. Im Konsistorium brachte er es bald so weit, daß seine sechs Amtsgenossen gewohnheitsmäßig gegen ihn stimmten; seine Verbesserungspläne förderte er also sehr wenig, zumal da ein zähes Verfolgen der Ziele ihm nicht lag. Weder zum Präsidenten des Konsistoriums, v. Lyncker, noch zum frommen Minister v. Fritsch gewann er ein gutes Verhältnis. Im jungen Herzog sah er anfangs einen guten, naturvollen Menschen, „der Blicke tut, daß man erstaunet;" als aber Karl August seine Belehrung kaum je begehrte, und Goethe der erste Berater des jungen Herzogs, ihn nicht bei seinen Kämpfen und

Plänen unterstützte, ward er auch gegen sie immer grimmiger gestimmt. In die Kirche kam der Herzog höchst selten, Goethe nie. Herder schrieb es sogar ihrem Einflusse zu, daß Lavater, den sie in Zürich besucht hatten, von ihm abrückte.

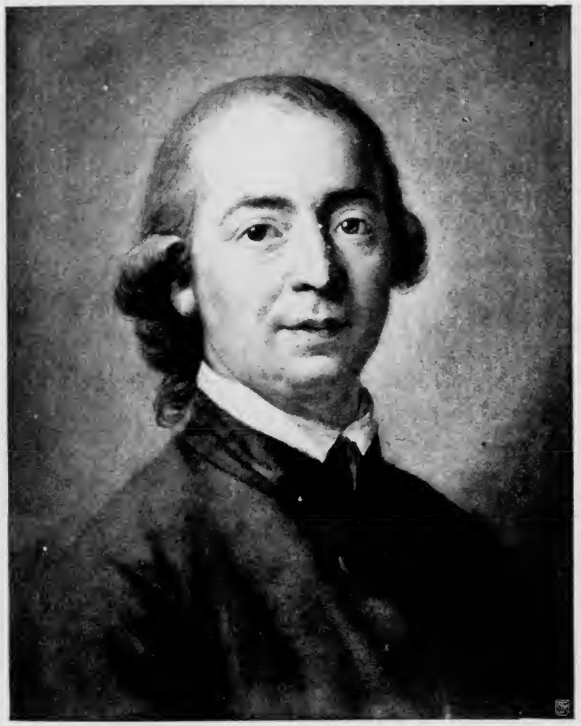
Und doch ist's und bleibt's gegen diese Herren mein Vorsatz, sie gehen zu lassen und mich um sie nichts zu kümmern. Ihre Werke, die Arbeit und Verfassung von drei Jahren, denen noch immer jeder Tag entspricht, zeugen von des Baums Saft und Wesen.

Sie haben mich ihm [Lavatern] als einen Gallsüchtigen geschildert, der mit ihnen nicht leben wolle, oder vielmehr: mit dem sie nicht leben könnten. Und doch habe ich gegen all ihr Beginnen, das übrigens nicht meines Amts ist, kein Wort gesagt. Mein Stillschweigen und stumme Entfernung mit Absagung all ihrer Ehren und Blendwerke drückt sie, ohne doch, daß sie sich im mindesten um etwas Anderes bemühen wollten. Also sind wir durch Gott, unsre Ämter und unsre Naturen geschieden.

Der Herzog, der in Zürich den „lichtbedürftigsten, wahrheitssuchendsten Religiösen" gemacht hat, soll zu Lavater gesagt haben, da Dieser ihn vermutlich in Manchem auf mich verwiesen: „ich gebe ihm nur Blitzlicht in der Religion, aber Goethe gebe ihm das wahre, bleibende Licht!" — Ich wollte, daß meine Blitze ihm etwas Anderes als Licht wären! (An Hamanen im November 1780.)

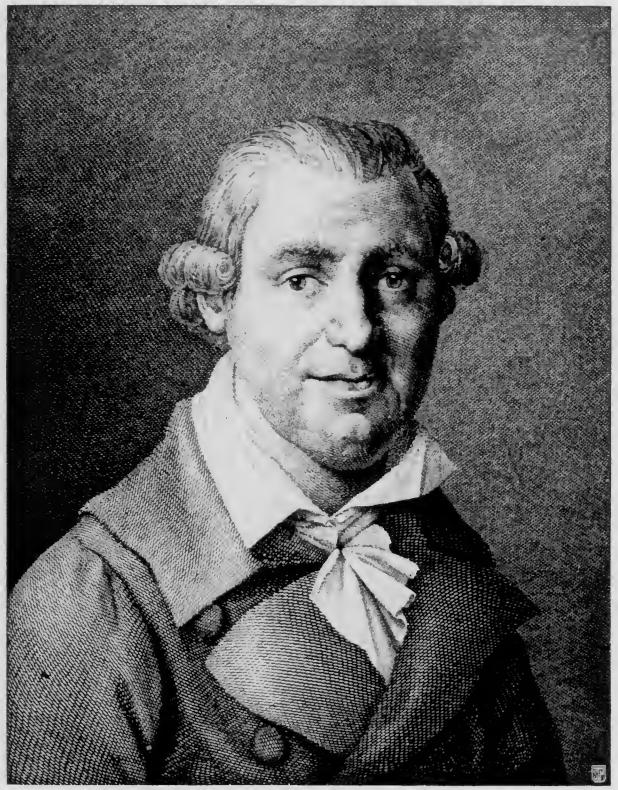
Nur mit Wieland stand sich Herder ziemlich gut, denn Wieland war der gutwilligste Bewunderer — und außerdem Honorarzahler. Obwohl Herder den ‚Merkur' nicht sehr hoch einschätzte, lieferte er doch gern Beiträge hinein, denn er verfaßte trotz seiner vielen Amtsgeschäfte noch immer in seiner hastigen Weise Bücher und Aufsätze.

Einen andern Freund hatte er in dem jungen August v. Einsiedel, einem Bruder des dichtenden und



Herder.

Nach dem Gemälde 1785 von A. Graff.
Aus dem Corpus imaginum der Photographischen Gesellschaft Berlin-Charlottenburg.



Musäus.

Gemalt von Heinsius. Stich von Steinla.

musizierenden Kammerherrn; mit ihm konnte man die anregendsten Gespräche über naturwissenschaftliche, geographische, geschichtliche Dinge führen, denn dieser gewesene Leutnant und angehende Bergmann, der aller Kunst kalt gegenüberstand, war ein sehr scharfer Denker und reich an Kenntnissen.

Aber bei diesen paar männlichen Halbfreunden hätte Herder, der so sehr nach Ruhm und Verehrung dürstete, verzweifeln müssen, wären nicht die Frauen viel bereitwilliger gewesen, ihn zu bewundern und seine Fehler zu ertragen. Sie erheiterten und trösteten ihn manches Mal, regten den Dichter in ihm an, gaben ihm wieder den Glauben an sich, wenn er verzagen wollte. Und so blieb er Jahr für Jahr in Weimar, obwohl er sich beständig fortsehnte.

Nach Herkunft, Ausbildung und Geistesgaben stand Professor Musäus gar nicht weit von Wieland und Herder ab; aber er bewegte sich nicht auf den gleichen Höhen, sondern schritt im Tale munter fürbaß. In seinen Ämtern als „Schulkollege“ am Gymnasio und als Pagenlehrer verdiente er nur eben das tägliche Brot für die Familie; wollte er auch einmal einen Schoppen Wein im Posthause oder beim Italiener trinken, so mußte er Hausstunden an reiche Schüler geben und Zöglinge in Wohnung und Kost nehmen. Er bewohnte ein kleines Haus, das zwischen den Fenstern der Frau v. Stein und denen der Herzogin Luise lag; in vornehme Gesellschaft kam er nur, wenn er bei einer Lieb-

haber-Aufführung gebraucht wurde, oder wenn ihn die Herzogin-Mutter nach Ettersburg fahren ließ, damit er nun auch einmal Zuschauer sei, wenn sie sich selber auf der Bühne zeige. Für gewöhnlich lebte er mit den andern kleinen Gelehrten und Staatsdienern; er schwätzte aber gevatterlich auch mit jedem Handwerker, der ihm begegnete. Er kannte also das Volk und des Lebens Wirklichkeiten zehnmal besser als seine berühmten Brüder in Apoll. August Kotzebue, sein Neffe, hat später geschildert wie Musäus um 1775 und 1780 auftrat:

Noch sehe ich ihn, wie er täglich mit dem Buche unter dem Arm aus seinem Hause in's Gymnasium ging, wie rechts und links die Bürger ihn so freundlich grüßten und er so höflich, immer mit dem Hute in der Hand, seinen „schönen Dank" ihnen zulächelte. Und wenn er spazieren ging, vor das Tor, an den Krautländern herunter, und die Bürger arbeiten sah, so unterhielt er sich mit einem Jeden, und immer sprach er so, daß er Den interessierte, mit welchem er sprach: von Wirtschaft und Hauswesen, von Rüben und Kartoffeln. Gern ließ dann der fleißige Landmann Hacke und Spaten ruhn, hielt seine Mütze in der Hand und wurde geschwätzig. Aber auch er hielt seinen Hut in der Hand und bedeckte sich nicht eher, bis der Andere seine Mütze aufsetzte. So stahl er sich in alle Herzen, und man durfte nur den Professor Musäus nennen, wenn man ein freundliches Gesicht sehen wollte . . .

Es liegt manchem Narren so viel daran, im Gespräch seinen Titel zu hören. Musäus ermangelte nie, denselben alle Augenblicke einfließen zu lassen, und wenn er z. B. nicht recht gewiß wußte, ob Der, mit dem er sprach Rat oder Hofrat sei, so nannte er ihn lieber „Herr Hofrat", um auf keinen Fall zu verstoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähndrich, war bei ihm immer ‚Ew. Gnaden'. „Das", sagte er oft ganz trocken, „kostet mich nichts." Niemand verstand

besser als er, die Ansprüche jedes Narren in Gottes Namen gelten zu lassen, Jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war, Recht zu behalten, keine Torheit anzutasten, außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, seine eigenen ausgenommen. Ja, seine eigenen kleinen Launen und Sonderbarkeiten waren oft das Ziel seines Witzes. Stundenlang erschütterte er das Zwerchfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmütigsten und trockensten Laune von der Welt anfing, sich über sich selbst oder über seine Frau lustig zu machen.

Uberall hatte man zu jener Zeit in Thüringen Reimer und Reimerinnen, die ihr Talent bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, fürstlichen Geburtstagen usw. anstrengten, teils gegen bar Geld, teils, um sich den Mächtigen zu empfehlen oder auch nur aus Freude an ihrer Kunst und dem Beifall, den sie gewann; solche Gedichte wurden in Zeitungen oder auf losen Blättern und Bogen, für die Vornehmsten auch auf Seide gedruckt; sie gehörten zum würdigen Begehen von wichtigen Ereignissen. So ein Gelegenheitsdichter war für Weimar neben dem Geheimen Kanzlisten Burckhardt und der Johanna Susanne Bohlin, geborenen Eberhardt in Lobeda, auch Professor Musäus. Er machte kein Hehl daraus, daß er heitere und Trauer-Gedichte für einen Laubtaler das Stück zu liefern bereit sei. Regelmäßig bediente er den Küster der Stadtkirche, der zu Neujahr eine Liste der im letzten Jahre Geborenen und Gestorbenen und zugleich ein Glückwunsch-Gedicht herumtrug, um sich Neujahrsgeschenke einzusammeln. Den altbiblischen Psalmenton schlug er an, wenn der Jude Elkan bei großen Festen der Landesherrschaft seine Mitfreude und Ergebenheit

ausdrücken wollte. Früher hatte er die Kirchen-Kantaten gedichtet und die Bibelworte zusammengestellt, die der Hofkapellmeister zu hohen Festen komponierte; jetzt ließ sich Herder diese Aufgabe nicht nehmen.

Musäus war also ein sehr bekannter Dichter in Weimar; um 1780 aber ward er auch noch berühmt. Er verdankte Das zunächst seinem neuen, auf Lavater und seine Freunde gemünzten satirischen Roman ‚Physiognomische Reisen', der 1778 und 1779 heftweise ohne den Namen des Verfassers herauskam und großen Beifall fand, ehe man noch wußte, was für ein witziger Kopf sich hier so glücklich neben Swift und Rabener stellte. Man riet auf diesen und jenen schon berühmten Verfasser, bis man erfuhr, Musäus sei es.

Da blickten auch die schönen Geister, deren das feine und glückliche Weimar so manchen beherbergt, verwundrungsvoll sich untereinander an, staunend, einen Mann in ihrer Mitte zu sehen, den sie bisher nicht für ihren Gildegenossen erkannt hatten.

So erzählt Kotzebue, und weiter:

Alles drängte sich zu ihm. Alles wetteiferte, ihm Bewundrung zu zollen; sein Haus wurde nicht leer, und sein kleiner Knabe war dieser steten Besuche schon so gewöhnt, daß er einst durchs Fenster blickend rief: „Da kommt wieder Einer, der den Papa loben will."

Viel größere Wirkung aber hatte er noch mit seinen ‚Volksmärchen der Deutschen', die er von 1782 an in Gotha erscheinen ließ; sie gehörten auf ein Jahrhundert zu den Büchern, die am meisten gelesen wurden. Die Fassung der Märchen war ganz sein Eigentum; den Stoff hatte er von alten Weibern, neben deren Spinnrocken er ausgehalten, von einem alten Soldaten, dessen Tabaksqualm er erduldet, von Kindern, die er von der Gasse heraufgerufen und denen er für jedes Märchen einen Dreier gegeben hatte.

Auch andere Gelehrte der Stadt trugen zur höheren Bildung und feineren Unterhaltung ihr Teil bei. Jagemann gab ‚Briefe über Italien' heraus, ferner eine ‚Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien' (nach Tiraboschi) und begann 1780 ein ‚Magazin der italienischen Literatur und Künste'. Bertuch übersetzte den ‚Don Quixote' und machte dies Meisterwerk in Deutschland viel bekannter, als es vordem war. Seckendorff übersetzte gleichfalls aus dem Spanischen, erschloß aber auch die seinen Landsleuten noch ganz unbekannten Schätze des portugiesischen Dichters Camoëns. Seine Übertragungen wurden in dem ‚Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur' abgedruckt, das Bertuch von 1780—1782 herausgab. Bertuch begann dann auch eine Sammlung ‚Theater der Spanier und Portugiesen'. Bode fuhr fort, seine Meisterhand an der Verdeutschung englischer und französischer Bücher zu bewähren. Einsiedel übertrug lateinische Theaterstücke, die er sehr liebte. Der junge Tobler aus Zürich, der im Jahre 1781 in Weimar recht heimisch wurde, ein hübscher, genialer Mensch, den außer den Damen auch Knebel und Goethe in ihr Herz geschlossen, übertrug hier am Orte ‚Die Perserinnen' von Äschylos. Knebel versuchte, die Elegien des Properz wiederzugeben. Da nun auch Wieland

an den ‚Episteln' des Horaz arbeitete und das Fertige in Gesellschaft vorlas, da Herder seinen Vorrat an Liedern aller Völker beständig zu mehren suchte, so war das kleine Weimar schon jetzt eine Stätte, wo sich gleichsam die Dichter der verschiedensten Zeiten und Zonen versammelten.

Mit den französischen Zeitgenossen hatte man eine besondere Verbindung durch den befreundeten gothaischen Hof, dessen beide Herren, der edle Herzog Ernst der Zweite und Prinz August, sein jüngerer Bruder, häufig nach Weimar kamen. Sie erhielten die sehr kostspielige handschriftliche Korrespondenz, die 1747 von Abbé Raynal begonnen und später von Diderot, Grimm und Meister fortgesetzt wurde. In diesen Blättern fanden sich von Diderot, Voltaire und Anderen manche Schriften, deren öffentliche Verbreitung durch den Druck noch unmöglich war. Von ihren Herausgebern war der Deutschfranzose Friedrich Melchior Grimm, seit 1776 Freiherr v. Grimm, gothaischer Minister in Paris: ihr Begründer, der Abbé Raynal, kam 1782 zu Besuch nach Gotha, als er nämlich aus Frankreich verbannt und seine letzte Schrift wegen Freigeisterei von Henkershand verbrannt worden war. Er besuchte auch den weimarischen Hof. „Wir haben die ganze Zeit mehr Fremde hier gehabt, als seit vielen Jahren hier zusammen sind gesehen worden," schreibt Karl August im April 1782 an Merck; „auch heute Abend kommt ein neuer Transport, und zwar von der interessantesten Art. Es ist der Prinz August von Gotha mit dem berühmten

Abbé Raynal. Man sagt Wunder von der Geschwätzigkeit dieses Mannes. Hier spannt Alles auf ihn, von den Häuptern bis zu den Heiducken." Und einige Tage später erzählt Hofrat Ludekus dem Major v. Knebel:

Alle Knie beugten sich vor ihm. Raynal ist klein, trägt eine runde Perücke, einen braunen Rock, Weste und Beinkleider, schwarze Strümpfe. Er hat ein schönes Auge und eine kluge Nase. Er ißt sehr wenig, spricht ohne Aufhören und soll einen Umfang von Kenntnissen zur höchsten Bewunderung haben. Er spricht so viel, daß unsere Gelehrten nicht soviel Zeit haben, nur einigen wörtlichen Anteil am Gespräche zu nehmen. Er liebt und schätzt die Damen sehr hoch. Klauer hat ihn bossiert. Er logierte im Landschaftshause.

Auch Goethe schrieb an Knebel über den Gast, der eine sehr angenehme Unterhaltung war, und über dessen Hauptwerk, das man nun erst gründlich zu lesen anfing:

Er steckt voll der angenehmsten Anekdoten, die er mit dem französisch-philosophischen Weltgeiste untereinander verbindet. Er sagt den Königen die Wahrheit und schmeichelt den Frauen, läßt sich aus Paris verbannen und weiß sich sehr gut in jeden kleinen Hof zu schicken. Wir haben auf [seine] ‚Histoire philosophique des Indes' eine Gesellschaft gegründet, die wöchentlich dreimal zusammenkommt und es durchlesen will. Wir nehmen die Karten dazu, und ein Jeder trägt zur Erklärung für die Damen das Seinige bei.

Ein anderer berühmter Franzose, Gaspard d'Anse Villoison, kam aus eigenem Antrieb. Er hatte sich schon in sehr jungen Jahren als Altertumskenner ausgezeichnet; dreiundzwanzigjährig ward er Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften; später veröffentlichte er die griechischen Schätze der Markusbibliothek zu

Venedig, namentlich einen berühmten Kodex der ‚Ilias'. Er hatte sich an Karl August und Knebel herangedrängt, als Diese im Winter 1774/75 sich in Paris aufhielten; nun zappelte sein Herz nach einem weimarischen Orden oder Titel, damit seine Glückseligkeit vollkommen werde; im Mai 1782 kam er selber nach Weimar, und erst im März des nächsten Jahres gelang es, ihn zum Abschiednehmen zu bewegen. Denn der gelehrte Franzose fand Weimar und Tiefurt den elysäischen Gefilden gleich; die Fürsten und Fürstinnen dort erschienen ihm wie Halbgötter; ihre Hoffräuleins nannte er Ilmnymphen, was sie gar nicht gern hörten; an Knebel, der damals in Nürnberg war, ließ er bestellen, eine faule Birne in Weimar sei köstlicher als die edelste Traube anderwärts, und auch für Herder, Wieland und die Andern hatte er die schmückendsten Haupt- und Eigenschaftsworte seiner höflichen Muttersprache stets bereit. Schließlich fütterte ihn Herzogin Amalie ganz gern ein Jahr lang durch; er war ein gutmütiger, anspruchsloser Mensch, und seine Schmeicheleien waren so haarsträubend, daß sie viel Vergnügen bereiteten. Man konnte Manches von ihm lernen und konnte ihm glauben, daß auch er auf der fürstlichen Bibliothek Vieles entdecke und lerne. Seine ‚Epistolae Vimarienses'[1]) zeugten der gelehrten Welt von seinen damaligen Studien; der erste dieser lateinischen Briefe war mit gutem Grunde ad Serenissimam Principem Annam Amaliam gerichtet.

[1]) In Zürich 1783 erschienen.

Siebzehntes Kapitel

Goethe

1776—1782

Die Menschen, die wir hier anzuschauen und durchzuschauen suchen, standen alle mitten in der großen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts, die mit den englischen Deisten und den deutschen Pietisten beginnt und mit der französischen Revolution und der deutschen Philosophie abschließt. Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, so viele, so verschiedene, auch so heftig einander widerstrebende Geister als Verwandte und Weggenossen zu vereinigen; das Gemeinsame ist jedoch da. An die Stelle der alten Lehre trat eigenes Denken und Erleben; die Vergangenheit sollte nicht mehr den neuen Tag verdüstern, und der Einzelne verfocht sein Recht gegen die äußeren Gewalten. Überwinden wollte man das Alte, die Orthodoxie, das Dogma, die Kirche, die Schule, die Tradition, die politische Despotie, das Philistertum. Und gewinnen wollte man die Freiheit, das persönliche Recht, die subjektive Anschauung, die eigene Erkenntnis, das eigene Gefühl, das Natürliche, Jugendliche, Ursprüngliche, Unverbildete. Was man als Religion überkommen hatte, war zur Hälfte eine Weltgeschichte in priesterlicher Darstellung; die Kirchen forderten ein Fürwahrhalten von Wundertaten, die in alten Zeiten geschehen sein sollten, und sie begründeten ihre sittlichen Vorschriften mit Geschichten oder Aus-

sprüchen aus alten Schriften oder mit uralter Sitte und Überlieferung. Die neuen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts dagegen wollten den Glauben an Gott, Christus, Unsterblichkeit, Tugend annehmen oder ablehnen, weil sie von der eigenen Vernunft oder der eigenen Empfindung und vom gegenwärtigen Tage aus diese Wahrheiten ergreifen oder nicht ergreifen konnten. Die drei Worte: „es steht geschrieben" verloren ihre Kraft.

Dies neue Leben, dies Von-vorn-anfangen zeigte sich auf allen Gebieten. Also haben wir uns auch den Dichter Goethe im Strome der großen Bewegung zu denken: bald mitgerissen, bald mitreißend.

Als er aufwuchs, gehörte die Poesie zu den „schönen Wissenschaften;" man sah also in den Dichtern eine Art Gelehrte. Es waren sprachgewandte, der alten Muster und Vorschriften kundige, an den lateinischen Autoren geübte, in Geschichte und Sage belesene Leute, die kunstvoll mit Zieraten und Umschweifen Das vorzutragen wußten, wofür ungelehrte Menschen nur schlichte oder gar keine Worte finden. Hatten diese Gelehrten auch noch Geist und Erfindungskraft, so füllten sie den Poetenberuf auf's schönste aus. Wieland und die Andern, die unter der Regentschaft Amaliens ihre Scherflein zur Belustigung des Verstandes und Witzes zusammentrugen, waren noch Vertreter dieser Belles-Lettres.

In diesen Kreis drangen vom Westen, von den Rhein- und Weinlanden her Goethe, Lenz und Klinger ein. Sie waren Ungelehrte, und zwar nicht nur infolge ihrer Jugend und der Unregelmäßigkeit und Unfertigkeit ihrer Studien, sondern aus Grundsatz. Sie wollten

gar nicht lernen, wenn man nämlich unter diesem Worte das alte, übliche, vorgeschriebene Aneignen der Kenntnisse und Fertigkeiten versteht: das Lernen in Schulen, aus Büchern, von Lehrern und Meistern. Vielmehr wollten sie sich die Kenntnis der Welt aneignen: durch den Gebrauch ihrer Sinne und Seele, durch eigenes Anschauen, Hören, Schmecken, Empfinden, Ahnen, Erfahren, Handeln und Leiden, durch ein mannigfaltiges, starkes Erleben. Sie hielten Dumpfheit der Seele für fruchtbarer als Klarheit, erwarteten Besseres vom Gefühle als vom Verstande. Sie wollten wie Ganymed durch Hingabe Gott ergreifen, „umfangend umfangen." Sie ergaben sich der Magie, ohne zuvor, wie Faust, alle Wissenschaften zu erproben. Sie glaubten an Rousseaus Lehre von der Vorzüglichkeit des Naturzustandes.

Sie waren also auch Freiheitsschwärmer und Umstürzler. Das, wogegen sie sich auflehnten, trägt viele und sehr angesehene Namen, denn nicht bloß gegen Wissenschaft, Studium, Gelehrsamkeit wandten sie sich, sondern auch gegen die Begriffe: Gesetz, Sitte, Regel, Ordnung, Autorität, Vorbild, das Klassische, das Korrekte, das Kluge, das Politische, das Schöne, der gute Geschmack, die Kunst, der gesunde Menschenverstand, das Denken, die Logik. Der gute Bürger durfte wohl erschrecken vor Aufrührern, die solchen herrlichen Besitz der Menschheit mißachteten!

Was hatten denn die jungen Männer dagegen einzusetzen und anzubieten? Mit einem Worte: das Genie, und darunter verstanden sie eine große Stärke der Seele, einen kühnen, verwegenen Geist, auch Ur-

sprünglichkeit und Besonderheit. Und weiterhin war gemeint das aus solchen Heroen und Übermenschen Entspringende, ihr eigenes Gesetz, ihr innere Stimme, ihr Trieb, ihr dumpfes Gefühl. All Dies aber ist als Angeborenes zugleich ein Ausfluß der Natur: der Natur vertrauten sich diese Schwärmer völlig an, wie Kinder ihrer bei aller Strenge unendlich liebreichen Mutter. Das freie Naturwesen in seiner ungestümen Kraft und Wildheit, der Löwe in der Wüste: Das erschien ihnen als das eigentlich Schöne und Wahre. Es denkt nicht, sondern es fühlt; es plant und prüft nicht, sondern es wird getrieben. Es gleicht dem Sturmwind, der mächtig dahinfährt und nicht erwägt, woher er kommt und wohin er will. Nicht Kunst wollten diese neuen Menschen schaffen oder genießen, sondern Natur. Zum Beispiel im Drama. „Aus Shakespeare weissagt die Natur!" rief Goethe. Und wenn von den Charakteren dieses Dichters die Rede war: „Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen."

Zum Dichten nutzt also Studium, Nachahmung und Verfeinerung wenig oder nichts: vielmehr wird die große Leistung uns, den Genies, zur guten Stunde geschenkt; sie senkt sich wie die göttliche Taube vom Himmel; wir lallen nach, was uns der Geist eingibt. Poesie ist Sprache der Sinne, der Leidenschaft, der Einbildungskraft — so lehrte Herder. »La poésie audacieuse est la vraie poésie«, verkündete ein Anderer der neuen Propheten: »la poésie élégante n'est que de la versification«. Und derselbe Franzose Mercier — gerade unter seinen Landsleuten ein besonderer Ketzer — lehrte weiter, daß das Genie in der Dichtkunst keine Regeln anerkenne oder annehme, sondern seine eigenen Gesetze im Schaffen selber erzeuge. „Das Genie ist in seine Freiheit verliebt; es ist stolz auf sie; es fühlt eine unsagbare Abneigung gegen Alles, was sie bedrängt und belästigt." Nicht Schönheit sei das Ziel, betont er, sondern die Aufgabe, Fähigkeit und Tätigkeit des Dichters bestehe darin, Andere Das fühlen zu lassen, was er selber empfunden hat.

Bisher galt es für eine Hauptaufgabe der Künstler, bei ihrer Arbeit die Gattungen auseinanderzuhalten und für jede Gattung ihre eigentümlichen Gesetze zu erkennen und ihnen zu folgen. So mußte ein Drama vor allen Dingen die drei Einheiten des Aristoteles haben:

> Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
> Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.
> (Boileau, Art poétique.)

Die neuen Revolutionäre fragten nach keinem alten oder neuen Poetik-Lehrer und lehnten sich auch gegen die alten klassischen Muster auf. Die Griechen wollten in ihrem Drama das Schicksal sehen, meinte Jakob Lenz, wir dagegen unseren Bruder, den Helden. Auf das Heldenmäßige kommt es also im Schauspiel an; wird ein Götz oder Faust oder Caesar oder Prometheus mit der gehörigen Kraft dargestellt, so gibt es ein herrliches Werk. Fabula est una si circa unum sit: die Handlung hat die nötige Einheit, wenn sie sich um Einen dreht.

Nach der neuen Lehre mußte man unter den bisherigen Dichtern die kühnsten und freiesten am höchsten schätzen: Männer, die nicht von Magistern gebrochen und gezähmt waren. Shakespeare war in neuerer Zeit der Wildeste und Gewaltigste gewesen. Und weiter mußte die Poesie um so echter sein, je älter und volkstümlicher sie war, je besser sie die Naturzustände widerspiegelte. Man verehrte jetzt den Homer und die homerische Welt viel höher als früher: Gottsched, Voltaire und auch noch Kant hatten nur geringe Achtung dafür gezeigt. Man pries ebenso die Erzählungen und Lieder der Bibel, die jetzt erst als Poesie erkannt und empfunden wurden. Man entdeckte und sammelte jetzt die Volkslieder der Heimat und der Fremde; man forschte nach den vergessenen Gedichten der deutschen und nordischen Vorzeit und schwärmte für Ossian, den man dazu rechnete. Die bisherigen Dichter waren lateinisch-französisch geschult worden; die neuen Männer fühlten germanisch-englisch.

In dieser Bewegung hatten die Dichter des glücklichen Bürgerstaates England die Führung, ebenso die britischen Kritiker oder Literaturgelehrten: Lowth, Wood, Warton, Young und Bischof Percy. Einige Franzosen, die mehr deutsches als romanisches oder keltisches Blut hatten, schlossen sich ihnen an: Rousseau vor Allen, dessen Wirkungskreis sehr groß war. Die Deutschen aber ereiferten sich noch mehr als ihre Vorläufer. Etwa 1759 begann für Deutschland die Entdeckung Shakespeares: Lessing, Hamann, Wieland, Gerstenberg, Herder, Goethe und Lenz waren seine ersten Verkünder. Um dieselbe Zeit gelangte man zur größeren Würdigung

Homers. Jetzt verbreiteten sich namentlich die Romane Richardsons, Fieldings, Sternes und Rousseaus. In Klopstock erstand gleichzeitig ein deutscher Dichter, dessen Verse aus der Quelle tiefen Gefühls flossen. Der eigentliche deutsche Lehrer der neuen Schar war Herder. Herder grübelte viel über religiöse Grundfragen und suchte namentlich die Geschichte der Mythen und der Gottesverehrung zu durchleuchten. Er war ja Theologe von Beruf; aber auch unter den allerersten Schriften, die Goethe drucken ließ, waren zwei geistliche Abhandlungen; sie erschienen in seinem vierundzwanzigsten Jahre. Lenz war erst recht tiefreligiös; auch er schrieb fromme Gedichte und Aufsätze. Die ganze neue Partei war zur Gläubigkeit gestimmt, sowohl die göttingisch-niedersächsische, wie die rheinische Gruppe; sie fühlten sich abgestoßen von den kalten und nüchternen Aufklärern von Nicolais, oder den Spöttern von Wielands Art. Sie neigte aber keineswegs zum lutherischen oder einem sonstigen Formel-Glauben; vielmehr war sie mit den Pietisten innerlich verwandt; auch bei Diesen gilt und entscheidet ja die innere Stimme, der göttliche Zuruf, und auch diese „Stillen im Lande“ wollen Überzeugung und Leben völlig und innig vereinen. Der lebhafteste und bald auch berühmteste Theologe im Kreise war der Züricher Prediger Kaspar Lavater, der im Alter genau zwischen Wieland und Goethe stand; er dichtete viel und schrieb zahlreiche Aufsätze; am meisten aber wirkte er durch die herzliche Menschenliebe, die er im Umgang und Briefwechsel mit Unzähligen, Hohen und Niedrigen, tagtäglich bewährte, also durch ein gelebtes Christentum. Obwohl er sehr

fleißig Briefe schrieb, hatte er doch der noch nicht beantworteten zuweilen fünfhundert oder tausend liegen. Er war der stärkste religiöse Erwecker in deutschen Landen; mit den neuen deutschen Genies stand er zumeist auf Du und Du; namentlich arbeitete auch Goethe ihm in die Hände.

Alle diese neuen Menschen sahen sich einer alten Welt gegenüber und lebten, wenigstens in Deutschland und Frankreich, in Staatsordnungen, die den einzelnen freien Mann, der zu wirken suchte, immer wieder in den Fürstendienst verwiesen. Lavater entstammte und diente lebenslang der Republik Zürich; aber er hatte es beständig mit pietistisch gestimmten deutschen Fürsten und Fürstinnen zu tun. Basedow, der kühne Feind der Orthodoxen und Schulpedanten, kam aus der freien Stadt Hamburg, aber nur der Fürst von Dessau gab ihm Raum zu praktischen Versuchen im Erziehungswesen. Der Ostpreuße Herder fand sein erstes Amt in der Handels- und Seestadt Riga, ward aber alsbald eutinischer Prinzenbegleiter und bückeburgischer Hofprediger. Und Goethe, der mit dem jungen Füllen verglichen wurde, das Zaum und Zügel nicht leiden will, siedelte aus der freien Stadt Frankfurt in eine kleine Residenz über und ward gleichfalls ein Fürstendiener. Auf solche Weise begaben sich die Freiheitsgläubigen tiefer in die alten Ordnungen hinein, als ihnen deutlich war.

Von allem Handschriftlichen, was Goethe den neuen Freunden in Weimar vorlas, war das Eindrücklichste

seine neue Dramatisierung der alten Faustfabel.[1]) Auch von andern, ebenso kühn entworfenen Schauspielen hatte er Entwürfe und Anfänge; die Helden waren Mohammed, Julius Caesar und Prometheus.

Das war aber alles aus Frankfurt mitgebracht, wo Goethe in den letzten Jahren mit ungemeiner Fruchtbarkeit poetische Schöpfungen der verschiedensten Gattungen auf das Papier geworfen hatte. Hier in Weimar hatte er nicht die Ruhe, bald auch nicht die Zeit mehr zu größeren Werken dieser Art; auch war er mit der Wirkung des bisher Veröffentlichten keineswegs zufrieden. Es kam wohl vor, daß Goethe auf die Frage nach seinen poetischen Arbeiten auf seine Staatsdiener-Pflichten hinwies und hinzufügte: seine literarische Laufbahn habe er Lenzen überlassen.[2])

Aber auch Lenz war in Weimar mit den neuen Erlebnissen und seiner eingebildeten Reformer-Aufgabe auf militärischem Gebiete viel zu sehr beschäftigt, als daß er große Schauspiele oder Erzählungen hätte fertigstellen können; er brachte die Ansätze zu einer Tragödie ‚Katharina von Siena' und zu einem Roman nach Art des ‚Werther' mit; er dichtete beständig, aber es blieben Schnitzel. Er las oft bei Hofe oder seinen Freunden

[1]) Unter Goethes ‚Faust' ist hier zu verstehen, was Erich Schmidt 1887 in der Abschrift der Frl. v. Göchhausen aufgefunden hat. Dieser ‚Urfaust' beginnt mit dem Selbstgespräch: „Hab' nun ach die Philosophei, Medizin und Juristerei Und leider auch die Theologie Durchaus studiert mit heißer Müh" und reicht bis Gretchens Tod, geht also weiter als das Fragment von 1790, enthält aber manche Szenen noch nicht, die wir heute lieben.

[2]) Weiße an Blankenburg, Goethe-Jahrbuch 13, 122.

vor; einige Male auch Arbeiten des Genie-Verwandten Friedrich Müller, den wir als „Maler Müller“ schon kennen. Dem Herzoge, der ihm stets gewogen blieb, widmete Lenz auch eine halbfertige Übersetzung von Shakespeares ‚Coriolan‘; er hatte die Begabung zu einem großen Dolmetscher fremder Dichter — freilich seine englischen Sprachkenntnisse waren noch recht mangelhaft.

Lenz und Goethe litten, als sie nach Weimar kamen, an Liebes- und Sehnsuchtsschmerzen; Beide verzichteten auf die Mädchen, die vor kurzem noch ihre Träume beherrscht hatten. Beide fühlten ihre Herzen von weimarischen Damen neu bezwungen. Lenz spielte dabei mit Todesgedanken; er zeigt sich als den untätig Hinsinkenden, während sich mit Goethes Leidbekenntnissen ein starker Lebens- und Kampfesmut mischt. Wohl erbat auch er in weicher Stimmung vom Himmel „süßen Frieden“: „Komm', ach komm' in meine Brust!“ Aber sogleich heißt es dann: „Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen!“ Oder der wilde Reiter wird zum kühnen Seemann, der im Sturme „männlich an dem Steuer“ steht. Oder er sieht sich als mutigen Schlittschuhläufer über dünnes Eis sausend:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst —
Mache dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Auch in die Stücke, die er jetzt zur Unterhaltung des Hofes und der Theaterliebhaber schrieb, ließ er diesen Aufruf zur Tapferkeit gern einfließen; immer wieder kämpfte er gegen die Gefühlsseligkeit und Schwäche an, der er selber im ‚Werther‘ den wirkendsten Ausdruck gegeben hatte. Zum Geburtstag der Herzogin Louise 1777 ward seine ‚Lila‘ aufgeführt; die Heldin war eine höchst schwermütige und durch Schwärmerei verblendete Dame; sie wird geheilt, indem ihre Freunde sich vermummen: zu einem Magus, einer Feenkönigin usw., auf ihre phantastischen Vorstellungen eingehen und sie zu gesunden Auffassungen anleiten. „Der Mensch hilft sich selbst am besten,“ ist die große Lehre, die sie empfängt. „Er muß wandeln, sein Glück zu suchen; er muß zugreifen, es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.“

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Im nächsten Jahre zeigte Goethe bei derselben Gelegenheit ein männliches Gegenstück zur wehklagenden

Träumerin Lila. Prinz Oronaro, der Held im ‚Triumph der Empfindsamkeit', ist „der empfindsamste Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt als den zärtlichen Umgang mit der Natur." Da aber in der Natur oft zu große Hitze oder Kälte oder Nässe oder Nebel oder rauhe Luft oder Mückenplage oder sonst etwas Verdrießliches herrscht, so hat dieser gute Prinz sich eine künstliche Natur machen lassen, die im wohlgeschützten Zimmer aufgestellt werden kann, und auf seine Reisen nimmt er eine kleinere Reisenatur, die immerhin noch sprudelnde Quellen, singende Nachtigallen und Mondschein enthält, in vielen Kisten und Ballen mit sich. „Jeder Mensch," erklärt sein kluger Kavalier, „treibt seine Liebhabereien sehr ernsthaft, meistens ernsthafter als seine Geschäfte." Oronaro zieht auch die künstliche Liebe der natürlichen vor; er glaubt die Gemahlin des Königs Andrason zu verehren; sein Herz meint aber eine Puppe, die er sich nach ihrem Bilde zurechtgemacht hat und in deren Seele er dieselben sentimentalen Bücher hineindenkt, die in der seinigen spuken: ‚Die Leiden des jungen Werthers', ‚Siegwart, eine Klostergeschichte', ‚Die neue Heloise' und dergleichen. Ungemein witzig stellte Goethe die Erlebnisse dieses Idealisten und seiner Gesellschaft dar; seine Angebetete, die von seinen Phantasien angesteckt war, wird in die natürliche Welt zurückgerufen; Oronaro zieht als ungeheilter Narr von dannen — wie der arme Jakob Lenz, der sich der Wirklichkeit durchaus nicht anpassen wollte, und wie ein paar ähnliche Schwärmer, die dem Dichter des ‚Werther' mit ihren

Phantasie-Nöten und ihrer Abneigung gegen nötige Arbeit gleichfalls zu schaffen machten.[1])

Noch ein paar Possen mit literarischer und gesellschaftlicher Satire: ‚Die Vögel' und ‚Das Neueste von Plundersweilern' ließ Goethe folgen; auch „Maskenzüge" dachte er aus und schrieb Verse dazu. „Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst," scherzte er gegen Lavater, „so schmücke ich die Aufzüge der Torheit." Er wies auf das Nützliche auch dieser Tätigkeit hin: „Man übertäubt mit Maskeraden oft eigene und fremde Not" und „Ich traktiere die Sachen als Künstler." Sein alter Vater und sein ehrlicher Freund Merck schalten freilich, daß er seine großen Gaben verzettele; aber man konnte sich auch mit Wieland darüber freuen, „daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Sacke" behielt.

Auch aus eigenstem Bedürfnis schrieb Goethe einige Dichtungen, trotz seiner vielen Geschäfte und trotz seiner Gleichgültigkeit gegen die Wirkungen auf

[1]) In Goethes Tagebuch liest man unter dem 10. Februar 1778 nach der zweiten Aufführung des Stückes: „Das Publikum wieder in seinem schönen Licht gesehn. Dumme Auslegungen." — Diese Auslegungen dauern bis heute an, indem man dies Stück und zumal die ‚Lila' auf das Verhältnis zwischen Karl August und Luisen bezieht und Goethen die Dreistigkeit und Taktlosigkeit zuschreibt, daß er als „moralischer Leibarzt" das fürstliche Ehepaar vor versammeltem Hofe von Irrtümern oder Fehlern, die sie gegeneinander begingen, habe heilen wollen.

ein entfernteres Publikum. Sein erstes weimarisches Schauspiel entstand im Oktober 1776. Es hieß ‚Die Geschwister'; der Dichter tat viel eigenes Erleben und Hoffen hinein. Von einer Charlotte war darin die Rede; ihr verdankte es ein vormaliger Verschwender, daß er ein ernster, im Kleinen sorgfältiger, für bescheidene Erfolge dankbarer Kaufmann geworden war — eben wandelte sich ja Goethe vom poetischen Sausewind zum „Geschäftsmann" um, der die nächste Pflicht sucht und tut. Und das Stück handelte von einem Bruder und einer Schwester, die sich anders lieben, als Natur und Sitte es bei Geschwistern zulassen. In diesem Falle entdeckt man, daß sie gar nicht blutsverwandt sind: wie glücklich wäre der Dichter gewesen, wenn Charlotte v. Stein ihm plötzlich mehr als eine „Schwester" hätte sein können!

Von seinen alten Plänen förderte Goethe nur den ‚Egmont' oder ‚Das Vogelschießen vor Brüssel', wie seine Freunde, die nur den Anfang gehört hatten, das Stück nannten. Der ‚Faust' schien Bruchstück zu bleiben wie ein paar andere Schauspiele. Dagegen trug der Dichter viele Tage und Wochen seine starke Neigung zum Theaterwesen in einen Roman hinein, dessen erste Kapitel er von Juli 1777 ab den Freunden in Weimar vorlas. ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung' war der Titel; der Held sehnt sich aus einem verdrießlichen Kaufmannshause heraus in eine buntbewegte Welt; er hat sowohl zum dramatischen Dichter wie zum Schauspieler Talent und Trieb, vermutlich mehr Trieb als Talent; er entflieht der Heimat, schließt sich einer Schauspieler-Gesellschaft an und lebt nun der frohen

Hoffnung, demnächst als der Schöpfer eines von allem Bombast und Schmutz, von allem Handwerksmäßigen und Eigennützigen gereinigten Theaters, als ein Wohltäter und Erlöser des Schauspielervolkes und als ein Diener der großen dramatischen Dichter über sein ganzes Volk hin Licht zu verbreiten und Segen zu stiften. Zunächst ist er allerdings noch kein Führer, sondern ein Mitgeführter, zuweilen auch ein Genasführter; aber dem Jüngling bleibt ja immer noch Zeit zu großen Taten, und seine Jahre sind gut angewandt, wenn er Erfahrungen sammelt und lernend fortschreitet. Erreicht er das gesetzte Ziel nicht, so doch ein anderes, wo sich vielleicht noch besser wohnen und wirken läßt.

Goethe bildete den ewigen Schüler, den er ironisch Meister nannte, nach seinem eigenen Bilde; viele eigene Erinnerungen hob er in diesen Kapiteln auf, auch manche Gestalten und Szenen, die ihm in den letzten Wochen oder Jahren vorgekommen waren. Am lebhaftesten war die dichterische Tätigkeit des Vielbeschäftigten allemal, wenn auf Ritten oder Fahrten über Land seine Phantasie Ferien hatte. „Zuletzt führt' ich meine Lieblingssituation in ‚Wilhelm Meister' wieder aus," schrieb er einmal, als ihn ein etwas langsames Pferd von Weimar nach Erfurt und endlich nach Gotha gebracht hatte.

Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam . . . Ich wollte gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von ‚Wilhelm Meister' aufgeschrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durch's Feuer. Diktieren könnt' ich's noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte!

Auch in seinen lyrischen Gedichten kam der Glaube an eine gütige Vaterhand, die uns auf verworrenen Pfaden doch endlich aus dem Dunkel führt, zuweilen zum Ausdruck. Wir kennen schon seine Ermahnungen zur Tapferkeit; an anderen Tagen bekannte er sich zu einem ausharrenden und duldenden Gottvertrauen. „Ich fühl's: im Stillen werden wir zu neuen Szenen vorbereitet," sprach er dann von sich und dem geliebten fürstlichen Jüngling, indem er sich wie betend an das „Schicksal" wandte:

Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Aber zuweilen krampfte sich ihm das Herz zusammen, wenn er das Leiden gewisser Menschen sah, denen er gern geholfen hätte. So flößten ihm die Briefe eines Predigerssohnes Plessing aus Wernigerode herzliche Teilnahme ein; er dachte viel an ihn, als er im Dezember 1777 seinen ersten Ritt in den Harz unternahm:

Leicht ist's: folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.
Aber abseits, wer ist's?

In's Gebüsch verliert sich sein Pfad;
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen:
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Dieser Plessing war eine Werther-Natur; unglückliche Liebe und der Weltschmerz des Idealisten machten ihn zum untätigen Grämling.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungenügender Selbstsucht.
Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke dies Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Solchen Verzärtelt-Kränkelnden wie Plessing und Lenz konnte man Rat geben und Vorwürfe machen; Goethe sagte ihnen, wie er selber sich von den gleichen Übeln befreit habe und noch befreie. Viel tieferes Mitleid fühlt der Mann mit dem unglücklichen Weibe, ist doch der Tochter oder der Gattin die Selbsthilfe fast immer unmöglich. Unser Dichter wußte seine einzige Schwester unglücklich in der Ehe (obwohl ihr Gatte ein

sehr vortrefflicher Mann war); er sah die junge Herzogin Luise in der gleichen Lage; seine geliebte Frau v. Stein war an einen gleichgültigen Mann gebunden, der über ihr Streben nach einem höheren Leben lächelte. Auch Glucks, des alternden Mannes, Wunsch nach einem Trauergedicht für seine geliebte Nichte, die seine zartesten Lieder so schön gesungen hatte, ließ ihn viel an das Unbarmherzige des Schicksals denken, dem er doch gern Sinn und Güte zugeschrieben hatte. Und schließlich bekam er die Nachricht, daß seine Schwester nach dem zweiten Kindbett gestorben sei; also war für seine Blutsgenossin nun alle Möglichkeit vorbei, nach trüben Wolkentagen noch der wärmenden Sonne zu genießen. In den Namen Proserpina faßte er all dies Frauenleid zusammen. Proserpina, Tochter der Ceres, ist von Pluto, dem Gott der Unterwelt, in sein Reich heruntergerissen und mußte seine Gattin werden: nun sehnt sie sich nach dem Glück der Mädchenträume zurück:

Gespielinnen!
Als jene blumenreichen Täler
Für uns gesamt noch blühten,
Als an dem himmelsklaren Strom des Alpheus
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupt unser Herz sie widmete:
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir, voll Lust zu leben,
Früh im Tau die Rosenfüße badeten.

Das ist eine allgemeine Not: das spätere Leben erfüllt nicht, was uns Kindheit und erste Jugend versprechen. Blicken wir aber von unseren eigenen Schmerzen und Ängsten auf die Mitgeschaffenen, da peinigt uns am stärksten das Mitleid mit Jenen, die, zuvor von den Göttern verwöhnt, nun am schlimmsten geplagt werden.

Ach, das fliehende Wasser
Möcht' ich dem Tantalus schöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn sättigen!
Armer Alter,
Für gereiztes Verlangen gestraft!
In Ixions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten seinen Schmerz!
— — — — — — — — —
Trostlos für mich und für sie,
Wohn' ich unter ihnen und schaue
Der armen Danaiden Geschäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht einen Tropfen Wassers zum Munde,
Nicht einen Tropfen Wassers in ihre Wannen:
Leer und immer leer!
Ach, so ist's mit dir auch, mein Herz!
Woher willst du schöpfen? — Und wohin?

Die Götter sind grausam, müssen wir uns eingestehen. Oder aber: sie sind fühllos und achten den Menschen so wenig, wie wir die Ameise und den Wurm zu unseren Füßen.

Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldenen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich anderen Opfern ein leichter Rauch. — —

Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht! Sie haben Macht und brauchen sie, wie's ihnen gefällt.

Auch in einem Drama ‚Iphigenie' — die eben gelesenen Sätze finden sich darin — rang Goethe mit diesen schwersten Fragen. Die Heldin dieses Schauspiels ist eine Schicksalsschwester der Proserpina: auch Iphigenie lebt in der Verbannung und sehnt sich zur Heimat und Jugend zurück; auch sie klagt über des Weibes Hilflosigkeit:

So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich, wie im ersten, fremd. Denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen. Und immer möcht' ich über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen.

Weh' Dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt! Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen! Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldene Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgeborenen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften.

Der Frauen Zustand ist der schlimmste vor allen Menschen: Will dem Mann das Glück, so herrscht er und erficht im Felde Ruhm; und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod. Allein des Weibes Glück ist eng gebunden. Sie dankt ihr Wohl stets Andern, öfters Fremden; und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, führt sie aus rauchenden Trümmern durch der erschlagenen Liebsten Blut der Überwinder fort.

Weit beklagenswerter aber findet die im fremden Lande unfreie Iphigenie alsbald ihren Bruder. Auch er leidet am Vergleich seines jetzigen Zustandes mit dem goldumsäumten Morgen des Lebens. Viel Schwereres als dies allgemeine Menschenlos des Sichbescheiden- und Verzichtenmüssens ist ihm aufgeladen;

an gräßlichen Erlebnissen ist seine Seele krank geworden; die Furien verfolgen ihn als Rächerinnen unschuldiger Schuld. Er und seine Blutsgenossen sind innerem und äußerem Verderben geweiht; sie sind die Enkel des Tantalus! Und droben lachen die harten Götter!

Von ganzen Geschlechtern wenden sie weg ihr segnend Aug' und hassen im Enkel die ehemals geliebten und nun verworfenen Züge des Ahnherrn.

‚Proserpina' und ‚Iphigenie': Das sind Gestalten aus der klassischen Welt, wie sie Corneille und Racine, wie sie die welschen Operndichter und vor einigen Jahren in Weimar Wieland, Einsiedel, Gotter und Bertuch auf die Bühne stellten. Und auch Goethes Sprache in diesen neuen Werken war nicht mehr die Sprache des ‚Götz' oder des ‚Faust', sondern eine vornehme, gehobene, von allem Mundartlichen und Rohen gesäuberte Rede. Goethe schritt jetzt auf dem Wege von Hans Sachsens Deutschheit zum Griechentume. Und man merkte in diesen Gedichten auch den Hof- und Staatsmann, den Freund der Frau v. Stein, den Erlerner des Verzichtens und Sich-Einfügens.

Für Weimar war der „Sturm und Drang" überwunden! Klinger und Lenz irrten in der weiten Welt herum; nur aus Mitleid bekam Lenz noch einige Geldmittel vom weimarischen Hofe. Klinger aber schrieb unzüchtige Romane, um das Nötigste zu verdienen, denn sein Freund Seyler war wieder einmal zahlungsunfähig geworden. Friedrich Müller, den man auch

von Weimar aus zu seiner Ausbildung in der Malerei unterstützte, ward von Goethe gescholten, weil er als Maler genialisch sudelte, statt mit der entsagenden Hingabe und Sorgfalt eines Raphael oder Albrecht Dürer zu arbeiten. Als er aber seine Dichtungen Bruchstücke eines ‚Faust' und eine ‚Niobe' herausgab, da glaubten die Weimarer, er sei zum Autor ebenso verdorben wie zum Maler. Müller war jedoch ein echter Dichter; sein Verbrechen bestand nur darin, daß er jetzt, 1778, noch im selben Sturm und Drang lebte, über den sich Goethe seit kurzem erhoben hatte. Wieland nahm diese Genies nun wieder in sein Spottbilder-Album, nämlich in seine Geschichte der Abderiten, hinein. Da war z. B. von einem Stück die Rede, „worin der Held gleich in der ersten Szene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweiten seine leibliche Schwester heiratet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird." Oder es ward dargestellt, wie ein junger Abderit mit einem klassischen Stoffe von der Art der goethischen ‚Iphigenie' oder der wielandischen ‚Alceste' umspringt und wie er sein Publikum findet:

„Nein, es ist nicht zum Aushalten," schluchzten die schönen Abderitinnen. — „Der arme Prinz! Wie er heulte, wie er sich herumwälzte!" — „Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte," rief die Andere. — „Und die Furien, die Furien!" schrie eine Dritte; „ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zutun können!" — „Es war schrecklich, ich muß es gestehen," sagte die Vierte, „aber, o, die arme Niobe! Wie sie mitten unter ihren übereinander hergewälzten Kindern dasteht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herumrollt, dann mit ihren eigenen Nägeln sich die Brust aufreißt und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft!"

Goethe hatte die weichliche Empfindelei von sich gestoßen und ballte auch nicht mehr die Hände gegen die Oberen im Himmel; er entschloß sich zur Einschränkung und Entsagung. Er wollte sich fassen, wollte mit Haltung und Ruhe dem Übel der Welt begegnen. Sein Betragen ward mit jedem Jahre gemessener, seine Rede vorsichtiger; am liebsten schwieg er ganz, wenn Fremde oder Halbfremde zugegen waren. Da sein Sinn und Vorsatz auf gemeinnütziges Wirken und künstlerisches Schaffen gerichtet war, so wandte er die Augen ab von Anblicken, die seine Kraft lähmen konnten, und hütete sich vor Einflüssen, die den Leib schwächen oder den Geist trüben. Er wählte aus der grausigen Geschichte der Nachkommen des Tantalus das einzige tröstliche Stück, um es im Drama darzustellen. Er wollte gern an gütige Lenker unseres Schicksals glauben und suchte nach Erfahrungen, die diesen Glauben zu bestätigen scheinen. Er pries Alles, was uns in den Lebensnöten stärken kann. So die treue Freundschaft zwischen Männern, die ihr Schicksal verbanden:

Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie den erschütternden schnellen Wechsel von Freude und

Schmerz bereiten. Dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.[1])

Oder eine gleiche Verbindung von Mann und Weib.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit Dem genießt,
Was von Menschen unbewußt
Oder wohl veracht't
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.[2])

Oder die Freude am Kunstwerk und besonders diejenige am eigenen Schaffen. Der mit vielen Aufgaben beladene Staatsbeamte mußte zwar oft gegen seine Lust zum Dichten und Phantasieren ankämpfen. „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen," schrieb er im September 1780 von einer Geschäftsreise an Frau v. Stein; aber, „wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab: auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon." Und dann rühmte er das „Schoßkind Jovis," die Phantasie, und ihre ernstere Schwester, die Hoffnung. Die Phantasie ist eine schweifende Törin, aber sie bringt Freude, wo sie erscheint! Von einer anderen Reise schrieb er der gleichen Freundin, es sei gut, daß der Mensch sterbe, weil er

[1]) Iphigenie, 4. Aufzug.

[2]) Schluß der ersten Fassung des Liedes ‚An den Mond'. Februar 1778.

dadurch von den schlimmen Eindrücken befreit werde und reingebadet wiederkomme.[1]) Es war ihm eine Gewißheit, daß die Seele nach der Erstarrung und Auflösung ihres Leibes in neuen Gestalten wiederkehrt: wie das Wasser vom Himmel kommt, auf Erden in verschiedensten Gestalten je nach den Umständen eine Zeitlang verweilt, dann zum Himmel hinaufsteigt, um alsbald wieder nieder zur Erde zu sinken.[2]) Eine Erneuerung

[1]) Aus Ilmenau, 2. Juli 1781.

[2]) Den ‚Gesang der lieblichen Geister in der Wüste' hat Goethe im Oktober 1779 an Frau v. Stein gesandt, aber schon früher, im Anschluß an seinen Mohamet-Plan erdacht. Vgl. ‚Stunden mit Goethe' IX, 241—261. — Der Glaube an die Seelenwanderung beschäftigte damals die Gedanken Vieler. Er war an die Stelle des älteren, kirchlichen Auferstehungsglaubens getreten; doch suchte man ihn mit christlichen Vorstellungen zu verbinden und zu versöhnen. Goethes Schwager Schlosser gab 1781 im Anschluß an Lessings ‚Erziehung des Menschengeschlechts' ein Gespräch ‚Über die Seelenwanderung' heraus; er glaubte, daß die Seele viele Male in neuen menschlichen Gestalten erscheine, also unendliche Erfahrungen sammle, zunächst ohne Erinnerung und Zusammenfassen; schließlich aber erwache die Erinnerung, wenn die Wanderung im Schoße Gottes aufhöre. Gegen ihn wandte sich Herder im ‚Teutschen Merkur' 1781 (‚Drei Gespräche über die S.'), und ihm antwortete dann Schlosser wieder. (Basel, 1782.) Herder leugnete unser Vormalsdasein und verwarf den Gedanken der öfteren Reisen in die Welt; er glaubte vielmehr an ein Hinaufsteigen durch das einmalige Erdenleben. „Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, Das ist die wahre Palingenesie [Wiedergeburt] dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose [Seelenveränderung] bevorsteht."

des Menschen durch eine Ruhepause, ein Auslöschen seiner Pein, seiner Angste, seiner Zweifel bewirkt in minderem Maße und doch zu unserm größten Segen auch der Schlaf, und so ist jeder Abend ein Glücksbringer:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vögelein schweigen im Walde:
Warte nur, balde
Ruhest du auch.[1])

So befreit auch ein Rückzug aus der Welt in die stille, frische Natur unsere Seele und gibt uns Kraft zum neuen Anfang. In der Einsamkeit der Felder und Berge flüstern Geister oder Feen dem verzagenden Menschen freundlich zu:

Sei nicht beklommen!
Sei uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!
Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.
— — — — — — —

[1]) 6. September 1780 auf dem Kickelhan bei Ilmenau.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.
Rufen die Armen
Unser Erbarmen:
Gleich sind wir da![1])

Die beste Hilfe jedoch gegen alles Feindliche müssen wir in der eigenen Brust tragen: das gute Gewissen. Goethes sittliches Streben ging vor Allem auf Reinheit, und Das bedeutete zunächst Uneigennützigkeit. Sein Eintritt in den weimarischen Dienst und seine Handlungen darin wurden immer noch getadelt; da konnte er im Stillen erwidern, daß er nie seinen eigenen Vorteil suchte und in jeder Stunde dem Fürsten treu war, der ihn auf seinen Platz gestellt. Er galt für ehrgeizig, aber nie strebte er nach Ehre und Ruhm unter den Leuten; ja, wenn man Übles von ihm redete, schwieg er und vertraute sogar seinen nächsten Freunden seine Rechtfertigung nur an unter der Bedingung, daß sie ihn nicht verteidigten.[2]) Er nahm die unangenehmsten, langweiligsten Arbeiten auf sich, auch die peinlichsten Aufträge, um nicht seine Neigungen, sondern sein Pflichtgefühl zu befriedigen. Seine schöne Wohltätigkeit gegen junge und ältere hilfsbedürftige Menschen hielt er ganz geheim. Von den Männern und Frauen, die ihn umgaben, liebte er die ehrlichsten und selbstlosesten. Er bekannte sich zu der Überzeugung, die selbst viele gute

[1]) Almaide und ihr Chor in ‚Lila', 2. Aufzug; wie Ariel und seine Geister zu Beginn des 2. Teiles vom ‚Faust'.

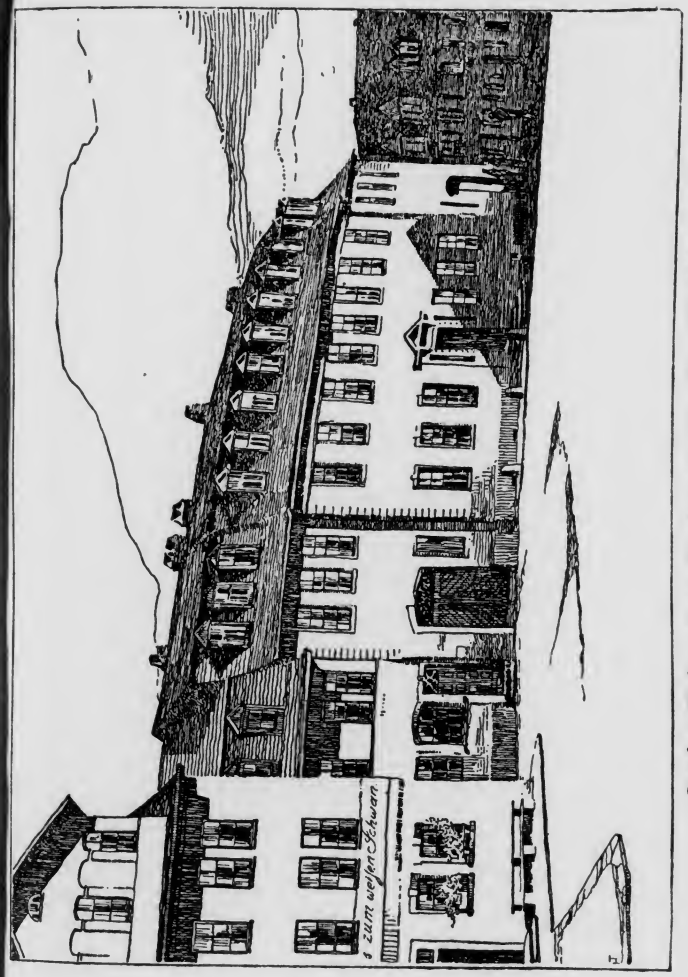
[2]) An Charlotte v. Stein, 5. Juni 1780; an Knebel, 27. Juli 1782.

Menschen nicht annehmen wollen: daß wir erlaubte oder rühmliche Zwecke nur durch reine Mittel erreichen dürfen. Seine Iphigenie, die er in ihren Zügen bald nach der keuschen und schönen Korona Schröter, und mehr noch nach seiner stets wahrhaftigen Seelenschwester Charlotte v. Stein bildete, erhob sich über Weibtum und Griechentum durch ihre Unfähigkeit, List und Lüge zu der doch so heiß ersehnten Rettung des Bruders, des Freundes und ihrer eigenen Person anzuwenden.

Fünf Monate nach der ersten Aufführung der ‚Iphigenie' ward ihr Dichter, der eben sein dreißigstes Jahr vollendet hatte, neben zwei erheblich älteren Beamten zum Geheimen Rate ernannt. Damit bezeugte der Herzog, daß sein Vertrauen auf diesen Freund nunmehr durch dessen redlichen, eifrigen und geschickten Dienst bestätigt und das Verhältnis für die Dauer sei.

Wenige Tage später begab sich Karl August mit Goethe und Wedel auf eine große Reise, die zuerst nach Frankfurt, danach in die Schweiz und schließlich an verschiedene Höfe führte. Diese von Goethe gewünschte Abwesenheit hatte den Zweck und die Wirkung, die Lehrjahre des jungen Fürsten abzuschließen. Karl August erschien nach der Rückkehr gereifter und weltkundiger; er war im „Auslande" wohl empfangen und gut beurteilt worden und somit konnte er auch daheim mit größerer Kraft eingreifen.

Bald danach verschaffte der Herzog seinem Freunde den Adelsrang — das kaiserliche Diplom ist vom



Goethes Wohnung am Frauenplan. Von Heinrich Tessenow

10. April 1782 — und lud ihm neue wichtige Ämter und Aufgaben auf. Indem Goethe früh zu hohen Würden emporstieg, wurde er früh alt. Von jugendlicher Empfindsamkeit und jugendlicher Freiheitsschwärmerei und Neuerungslust wollte er nichts mehr wissen. Es war ihm peinlich, daß sein Name in der Welt gerade durch die Zeugnisse solcher Entwicklungs-Krankheiten berühmt geworden war. Um so mehr neigte er jetzt zum Altbewährten, zur Ordnung und Gesetzlichkeit.

Im Sommer 1782 siedelte der Dichter aus dem kleinen Häuschen vor der Stadt in ein großes Haus am Frauenplane über. Gegen die Welt versteifte er sich jetzt ganz zum vornehmen, kalten Geheimen Rate; im stillen Kämmerlein blieb er daneben für sich und einige Vertrauteste der Dichter, der Maler, der Naturforscher, der Verehrer bildender Künste, der liebreiche Mensch. Gar oft sehnte er sich nach einer ganz anderen Lebensweise und Umgebung.

Achtzehntes Kapitel

Die Damen

1776—1782

Wenn man von Karl August, Goethe und wenigen andern kraftvollen Persönlichkeiten unter den Männern absieht, so erscheint im geistigen Leben Weimars das schöne Geschlecht wichtiger und maßgebender als

das starke. Immer haben ja die Franen die Lenkung in den Händen, sobald beide Geschlechter zur „Gesellschaft" versammelt werden; auch widmen sie sich viel fleißiger der Geselligkeit, dem Unterhaltungstreiben; die Männer sind dann gleichsam nur ihre Gäste. Da nun aber in Weimar das Dichten, Malen, Musizieren, Studieren gern in der Gesellschaft und für die Gesellschaft betrieben wurde, so hatten hier die Frauen noch mehr Einfluß als anderwärts. Die Männer besorgten den Tag über ihre Ämter und waren in ihren Mußestunden nicht mehr so frisch und offen für Poesie und Kunst wie ihre Gattinnen und Töchter; also wandten sich die weimarischen Poeten lieber an das weibliche Publikum, das ja auch viel unkritischer, viel dankbarer und entgegenkommender, also für die Aufnahme des Kunstwerks reifer zu sein pflegt.

Nun waren die Frauen in Weimar aber auch in der Überzahl, zumal in allen Gesellschaften. Das Städtchen galt von Amaliens Zeiten her für eine Bildungsstätte, in der auch angenehmer Zeitvertreib leicht zu erlangen war; alleinstehende Frauen wählten also gern diesen Wohnort, und namentlich gaben wohlhabende Eltern, die auf dem Lande oder sonst in unbefriedigender Umgebung lebten, gern ihre Töchter in befreundete weimarische Häuser. So wohnten zwei verwaiste Fräulein v. Künsberg aus Ansbach und drei Fräulein v. Raschau aus Bergsulza in der Familie des Konsistorialpräsidenten v. Lyncker; ebenso waren zwei Fräulein v. Ilten und Andere mehr für ihre Mädchenjahre in adligen Häusern zu Weimar einstweilen heimisch.

„An schönen Fräulein war ein Überfluß," so erinnerte sich später Karl v. Lyncker, der Sohn jenes Konsistorialpräsidenten; „Fräulein" aber hießen damals nur die adligen Mädchen. Ein Reisender, der im Januar 1785 im ‚Deutschen Museum' seine Eindrücke wiedergab, fand diese Überzahl auch im Bürgerstande. Ihm schienen die weimarischen Frauen und Mädchen recht lobens-, aber nicht ebenso beneidenswert:

Überhaupt ist der schöne Teil der Einwohner von sehr guter Art. Weil die Mädchen nicht reich sind, bestreben sie sich, andere Vorzüge zu erwerben, die diesen Mangel ersetzen. Sie suchen ihren Geschmack zu bilden, lernen Zeichnen, legen sich auf Sprachen, studieren die große Kunst der gesellschaftlichen Gefälligkeit mit Glück und wissen einen glücklichen Mittelweg zwischen gelehrten Damen und anderen, die außerhalb der Küche nirgend zu Hause sind, zu halten. Aber es jammert mich der wackern Mädchen! Es sind ihrer so viel und der heiratslustigen jungen Männer so wenig! Ich habe diese Disproportion nicht auffallender bemerkt als bei den Konzerts, die der Hof gibt und wobei sich Alles, was jung ist, von beiden Geschlechtern einfindet. Die Damen nehmen die ganze Vorderfront der Galerie ein, und hinter ihnen stehen die jungen Herren so einzeln, daß einem menschenfreundlichen Herzen bange wird.

Da in Weimar viel gelesen wurde, so gedieh auch die Empfindsamkeit im dortigen Frauenvolke sehr, und natürlich wandten sich die zärtlichen Seelen gern solchen Männern zu, von denen sie sich verstanden fühlten, besonders den Dichtern. Nicht selten wuchsen jetzt auch den Mädchen und Frauen die poetischen Schwingen. Schon Wieland rief, als er die Julie v. Keller aus Stedten

an der Gera besang und sie „Psyche" nannte, eine weibliche Erwiderung seiner poetischen Schmeicheleien hervor:

Kaum erst entschwebend lichtem Flügelkleide,
Sah ich ihn nah'n dem heimatlichen Tale:
Da ging mir auf, geweckt vom goldnen Strahle,
Ein schönres Sein, umblüht von holder Freude.
Er führte mich auf immergrüner Weide
Durch seinen Geist zum hohen Ideale
Und reichte mir in süßer Zauberschale
Der Weisheit Gold für — Röslein auf der Heide!
Den Grazien, die liebend ihn umschweben,
Mußt' ich geloben das erweckte Leben,
Und Psyches Name ward des Bundes Siegel.
Es wehte leis, es rauschte sanft die Quelle;
Ich fühlte schweben mich dahin in's Helle,
Denn angezaubert waren mir nun Flügel.

Die unverheirateten und jüngeren Dichter Goethe, Lenz, Klinger, Seckendorff, Einsiedel, Knebel, hatten noch viel größere Macht über die Herzen. Die Damen lasen nun noch mehr Romane und Gedichte als sonst, sangen zärtliche, wehmütige, sehnsüchtige Lieder, wandelten in den Hainen, die an der Ilm entstanden, und seufzten den Mond an. Karl v. Lyncker sah dieser gesteigerten Weiblichkeit als unbeachteter Knabe zu.

Der silberne Mond, die rauschenden Wasserfälle, der Ton der Nachtigall, die Blumen der grünen Wiesen waren von diesen zarten Gemütern noch nie so wertvoll erkannt und verehrt worden als damals. Goethe dichtete und Siegmund v. Seckendorff komponierte und sang den Huldinnen die gefühlvollsten Lieder. Jede dieser Damen hatte folgerecht auch ihren Anbeter, die sich dann öfters bei uns einstellten,

und so hatte ich schon als Knabe fast täglich Gelegenheit, schmachtende Damen zu bewundern. Einige dieser jungen Damen übten sich selbst in der Poesie wie in der Musik, deklamierten ihre Gedichte . . .

Der Herzog und Goethe spöttelten . . . . über diese empfindsame Stimmung.

In einigen Fällen führten die Bücher-Ideen auch zu schwerem Verdruß. So liebten sich Prinz Konstantin und die junge, arme Karoline v. Ilten und wollten sich demgemäß heiraten, alle Standesvorurteile vergessend, wie Das in Romanen gerühmt wird. Hier mußten nun die fürstliche Mutter, der fürstliche Bruder und auch Goethe die Prosa der verständigen Erwägungen vortragen, sogar mit Härte vorgehen, zumal da Prinz Konstantin noch ein unreifer und leider auch unzuverlässiger Mensch war. Das gäbe nur Bettelprinzen, urteilte seine Mutter, als von solcher Ehe die Rede war. Einen tragischen Ausgang nahm die Liebe, die eine Tochter des Obersten v. Laßberg, Christiane, zu einem schwedischen Herrn v. Wrangel gefaßt hatte. Sie glaubte sich von ihm betrogen und ging an einem Winter-Abend in die Ilm. Am andern Morgen ward die Leiche von Goethes Leuten gefunden; man erzählte sich nachher, daß die Unglückliche ‚Werthers Leiden' in der Tasche mit sich geführt habe. Noch lange war die Stätte, wo die arme Christel den Tod gesucht hatte, Vielen unheimlich; in Goethes Gedichten ‚Der Fischer' und ‚An den Mond' klingt das Ereignis bis heute wieder.

Die Mehrzahl der schwärmenden Fräulein wurde denn doch bald in standesgemäßen Ehen versorgt. „Ein Fräulein Auguste v. Künsberg," so erzählt uns wieder

der alte Oberst v. Lyncker, „vermählte sich mit dem Kammerpräsident v. Kalb; sie war sehr vermögend, und ihr Gemahl machte vielen Aufwand. Ihre ältere Schwester heiratete den gothaischen Kammerherrn v. Uechtritz; ein Fräulein v. Oppel Dessen Bruder, damals in weimarischen Diensten, die Zweite einen auswärtigen Oberforstmeister; das jüngere Fräulein v. Ilten den Rittmeister v. Lichtenberg; ein Fräulein v. Laßberg hatte schon früher den Hauptmann v. Rothmaler geehlicht; Siegmund v. Seckendorff bekam das schöne Fräulein v. Kalb; der Kammerherr v. Luck die jüngere v. Kalb, und Major v. Fritsch meine Schwester." Auch Karoline v. Ilten vergaß schließlich an der Seite eines durlachischen Oberforstmeisters v. Moser ihren Prinzen. Von den Übrigbleibenden hoffte die Hofdame v. Waldner lange auf den Hofherrn Friedrich v. Einsiedel, der sich aber an einer zärtlichen Freundschaft mit der schönen Sängerin Korona genügen ließ und Junggeselle blieb. Die andere Hofdame Marianne v. Wöllwarth eroberte sich den „schönen Wedel." Die kleine verwachsene Luise v. Göchhausen, die man im Scherze nach dem herrlichen Heldenweibe Thusnelda benannte und dann wieder als „Thuselchen" sich näher brachte, wußte von vornherein, daß für sie kein Mann bestimmt war. Sie fügte sich mit Humor darein, verspottete sich selber und ließ sich necken, indem sie Gegenpfeile schärfte. Sie war eine Meisterin im Unterhalten und hatte die Gabe, jeden Gast aufzuschließen, das Brauchbare aus ihm herauszulocken. Den Federkiel bewegte sie so gern wie die Zunge; unzählige Briefe schrieb sie für sich selber und ihre Herrin; dann seufzte sie wohl:

Könnt' ich nur bei meinen erstaunlichen Gaben
Die Bilder so recht aus der Seele 'rausmalen!
Aber so geht's mir fatal in vielen Sachen:
Genie die Fülle — kann aber nichts machen![1])

Sie konnte aber recht wohl „etwas machen," und nicht selten malte sie die Bilder „recht aus der Seele raus." So, wenn sie aus Tiefurt an Knebel schrieb, wieviel lieber sie mit ihm mündlich plaudern möchte:

Ach Gott! Ein einziger guter Abend hier beim Kamin in Ihrem Eckzimmerchen, wenn man durchs Fenster die Pappeln wehen sieht und die gelblichen Zweige der Weiden wie Blitze durch die Büsche fahren. Ach, so ein Abend! und all mein Briefpapier sollte die Flamme im Kamin heller brennen machen.

Oder als dann auf das ländliche Leben wieder das städtische gefolgt war:

Wenn mir diesen Sommer beim Herumwandern so der Gedanke kam, daß es nun Winter werden, ich dem Grafen Werthern an Tafel gegenüber in sein groß Maul sehen, die Spieltische und vielen Lichter wiedersehen würde, so meint' ich, es wäre nicht möglich, ich könnt's nicht aushalten. Und jetzt ist Alles wieder so, und ich halte es aus. Zwar ist's nicht lustig, indessen es geht.

Und wenn es dann wieder Sommer in Tiefurt war:

O Knebel, Sie setzen sich auf's erste beste Pferd und erfreuen uns irgend einen guten Abend mit Ihrer Erscheinung! Dies ist der Herzogin, Goethens und mein liebster Traum, wenn wir in diesem lieben, lieben Tempe die Sonne untergehen und den Mond in seiner stillen Pracht aufgehen sehen. Lieber, überlegen Sie's! Oder vielmehr, überlegen Sie nicht

[1]) An Merck, 10. Januar 1770.

und kommen Sie! So schön wie dies Jahr war's noch nie. Die Akazien blühen wie überschüttet mit Blumen. Rosen, Jasminen und Jelängerjelieber sind wie ausgelassen und können gar nicht erwarten, bis sie alle da sind. Ihr Stübchen! Ach Gott, wie gut ist's da! Die Herzogin verspricht, Sie sollen gar nicht herauskommen. Wer Sie sehen will, soll zu Ihnen wandern.

Man kann in Scherz und Ernst dies kleine, unschöne Hoffräulein sogar zu Goethes Musen oder doch wenigstens zu den Dienerinnen seiner Musen rechnen, denn ihre Stube suchte er gern auf, wenn er rasch etwas schaffen wollte; sie hatte er gern am Tisch sitzen, wenn er auf und ab ging; sie war dann seine Schreiberin, die ihn anregte und durch klugen Beifall erfreute. Freilich kamen dabei mehr Neckereien als ernste Dichtungen zur Welt. So erzählt die Göchhausen 1783 ihrem Freunde Knebel: „Gestern Abend war Goethe bei mir und kommt mit folgendem bon mot in meiner Stube nieder:

Entschuldigung.

Du verklagest das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern?
Tadle sie nicht! Sie sucht einen beständigen Mann!"

Auch ‚Die Vögel' diktierte er ihr im Sommer 1780; und der sogenannte ‚Urfaust' wäre uns nicht erhalten worden, wenn nicht Luise v. Göchhausen seine eifrigste Liebhaberin gewesen wäre und den Schatz für sich selber abgeschrieben hätte.

Von den verheirateten Frauen des Landes stand gerade die Erste, die junge Herzogin, in dem neuen

weimarischen Treiben wie eine Fremde; sie erlebte es mehr leidend mit als führend und zustimmend. Wir wissen bereits, wie wenig die scheue, sittsame, spröde Gattin zu ihrem Studenten von Gatten paßte. Goethe sah dem jungen Paare mit ängstlicher Sorge zu, freute sich von Herzen, wenn er die Beiden gut und lieb zusammen sah, aber leider zeigte sich die junge Fürstin sehr selten zufrieden und heiter. „Großer Gott! ich begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht," klagte er einmal; „ich sah ihr in die Seele, und doch! wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet!" Ähnlich seufzte auch Wieland:

Warum kann Karl August den Engel nicht aus meinen Augen sehen? Warum kann Luise den edeln, guten, biederherzigen, wiewohl auf halbem Wege verunglückten Heros Karl August nicht mit meinen Augen sehn? Warum? Warum?[1])

Luise, die nie einer Täuschung oder Heuchelei fähig war, verbarg auch in den Briefen an ihre Verwandten den Zustand ihres Innern nicht, und als Lavater sie öffentlich ehrte, indem er den zweiten Band seiner berühmten ‚Physiognomischen Fragmente' ihr widmete, floß in den Dank ihre Klage mit hinein: „Ich hätte Ihnen soviel zu sagen und kann nichts herausbringen .... O wenn ich Sie jemals wiedersähe! Was Das für ein Trost für mich wäre!"[2])

Der lebhafte Erdensohn Karl August suchte bei derberen und lustigeren Frauen Unterhaltung, etwa in Dörfern und Städten, wohin ihn die Jagdlust führte;

[1]) An Lavater, 4. März 1776.

[2]) 2. Februar 1776.

er brachte aber auch zuweilen edlen Damen eine zarte Huldigung dar, während seine arme Gemahlin einsam zu Hause saß. Der schönen Sängerin Korona schlich er eine Zeitlang nach; sie war jedoch kühl und keusch und zwang ihn, sich mit dem Genuß des Tanzes zu begnügen. Auch die Gräfin Werthern auf Neunheilingen, die an einen halb verrückten und ganz unangenehmen Mann gebunden war, eine zugleich fromme und sehr weltgewandte Frau, nahm seine Huldigungen als eine Höhere entgegen. „Sie liebt den Herzog schöner, als er sie," urteilte Goethe gegen Frau v. Stein, und er bedauerte nur, daß nicht auch die arme Herzogin so eine aufrichtende Liebe neben der Ehe habe. „Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht für sie. Die Gräfin ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer nur in der Knospe bleibt. Der Zugeschlossene schließt alles zu, und der Offene öffnet, vorzüglich, wenn Superiorität in Beiden ist." Jedermann achtete die junge Herzogin und Jedermann bedauerte sie. „Wahrhaft edel, weiblich-stark und fein," nennt sie 1781 Tobler, der trotz seiner Jugend schon ein guter Frauenkenner war. „Die Art trockene Kälte, die erst in ihr scheint, ist nichts weniger als Verachtung, sondern wahre, edle Gehaltenheit. Ach Gott, welch' Weib zu welchem Manne! Aus welchen disparaten Welten hat sie das Schicksal gepaart!"

Viele Frauen in gleicher Lage finden in mütterlichen Freuden an heranwachsenden Kindern Trost und

Glück. Von Luisen erwartete, forderte man den Stammhalter des weimarischen Hauses, das schon seit Jahrzehnten und jetzt immer noch dem Aussterben nahe war. Im vierten Jahre der Ehe hatte sie ihr erstes Kindchen: eine Tochter! Nach zwei Jahren hoffte sie wieder auf den Erbprinzen: eine totgeborene Tochter war das Ende. Endlich am 2. Februar 1783 erscholl die Freudenkunde: ein Prinz! ein Erbe! Diese unglückliche Frau aber hatte unterdessen schon an ihrem Töchterchen die Erfahrung machen können, daß es ihr auch nicht gegeben war, in ihre eigenen Kinder verliebt zu sein!

Zu Goethe hatte sie ein freundliches, aber kein herzliches Verhältnis; desgleichen zu Wieland. Nur Herder, der ja auch lange fremd blieb in Weimar und das Regiment dort von Herzen mißbilligte, durfte ihr ein wenig näher treten; seine Frau war der Herzogin schon von den Darmstädter Mädchenjahren bekannt. Herder ward ihr mehr Lehrer als Seelsorger; denn auch zur gewöhnlichen weiblichen Frömmigkeit hatte sie keine Anlage. Wohl aber war sie bereit, einige Wissenschaften ernstlich zu betreiben, war doch das Studium auch ein Mittel, die Langeweile ihrer fürstlichen Einsamkeit zu mindern. Sie lernte zuerst Englisch von Herder, las Shakespeares Dramen; dann studierte sie Latein an seiner Hand und übersetzte die alten Autoren von Cornelius Nepos bis Horaz und Tacitus. Sie erfüllte sich mehr und mehr mit römischem Geiste. Auch vor Herder erschloß sie ihr Inneres kaum; sie hörte ihm gern zu, wenn er seine Kenntnisse, seine Urteile, seine wissenschaftlichen Ahnungen vortrug; sie half aus ihrer Schatulle, wenn er darlegte, daß seinem Freunde

Matthias Claudius mit einer Summe Geldes gedient sei; sie war gern Patin bei seinen Kindern und beschenkte sie reichlich; aber nur selten zeigte sie ihm, daß und woran sie litt. Geschah es einmal, so suchte Herder, als geistlicher Freund, sie aufzurichten:

Wie die Sonne unter kalten Wolken
Schienest Du mir gestern, goldne Seele.
Spät nur kam Dein guter Blick herfür,
Und ich ging mit Kummer von Dir.
Komm' auch jetzt nicht, Dich zu trösten,
Denn mein Trostwort darfst Du nicht.
Aber, liebe, heil'ge Silberquelle,
Die verdämmet dasteht, daß das Herz
Jedem brechen möchte, der zu fühlen
Dich vermag,
Trübe Dich nicht, edle Quelle!
Laß' den Winterfrost Dich nicht veröden!
Blicke ruhig in der Silberquelle
Klaren Grund,
In den Tempel Deiner guten, guten Seele
Und zu Dem, der, reiche Lebensquelle,
Dich erschuf, Dich setzte, wo Du stehest,
Und, wenn arme Menschen mit Dir fühlen,
Glaub's, gewiß Dich fühlt
Und kann Deinen Wunsch Dir geben,
Wird Dir geben, was Dein Herz sich wünscht.
Hoffe, glaube nur und liebe! — Edle, nimm dies Wort
Meiner Seele gütig, gütig auf!

Diese arme Fürstin hatte wenigstens eine Freundin. Gegen Frau v. Stein sprach sie sich frei aus und um deren Liebe warb sie sogar.

Charlotte v. Stein, die Gattin des Oberſtallmeiſters, die ehemalige Hofdame der Herzogin-Mutter, hatte kein Amt mehr in der weimariſchen Hofgeſellſchaft und doch ein Amt: das der Unparteiiſchen, der Vermittlerin, der Freundin. „Die angenehmſte, umgänglichſte iſt die Frau v. Stein," urteilte der junge Tobler. Aber ſie war nicht etwa eine kluge Diplomatin oder Achſelträgerin oder Schmeichlerin nach allen Seiten; auch miſchte ſie ſich nicht in die Angelegenheiten des Hofes oder Landes; in die Vertrauensſtellung war ſie eigentlich hineingewachſen, weil ſie für ſich ſelber nichts begehrte und nur noch die wohlwollende Zuſchauerin im Theater der Welt ſein wollte. Sie machte keinen Anſpruch mehr auf Jugend, Schönheit, Geſundheit, obwohl ſie doch bei Beginn der neuen Regierung erſt 33 Jahre zählte und gewiß zu den wenigen ſchönen Frauen in Weimar zu rechnen war; nur Korona Schröter, die Kapellmeiſterin Wolf und Frau v. Lyncker auf Denſtedt mögen ſie in der äußeren Erſcheinung übertroffen haben. Sie kränkelte und mußte Kurorte aufſuchen, war aber im Kern geſünder, als ſie wußte oder glaubte. In einer der Badeſtädte machte der berühmte hannoverſche Leibarzt Zimmermann ihre Bekanntſchaft; er beſchrieb ſie dann ſeinem Freunde Lavater:

Sie hat überaus große ſchwarze Augen von der höchſten Schönheit. Ihre Stimme iſt ſanft und bedrückt. Ernſt, Sanftmut, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine, tiefgegründete Empfindſamkeit ſieht jeder Menſch beim erſten Anblick auf ihrem Geſichte. Die Hofmanieren, die ſie vollkommen an ſich hat, ſind bei ihr zu einer ſehr ſeltenen hohen Simplizität veredelt. . . . Aus ihrem leichten Zephirgang und aus ihrer theatraliſchen Fertigkeit in künſtlichen Tänzen

Charlotte v. Stein.
Aus Lavaters ‚Physiognomischen Fragmenten'.

Frau Luise v. Imhoff. Karl v. Knebel. Frau Sophie v. Schardt. Hauptmann Heron.

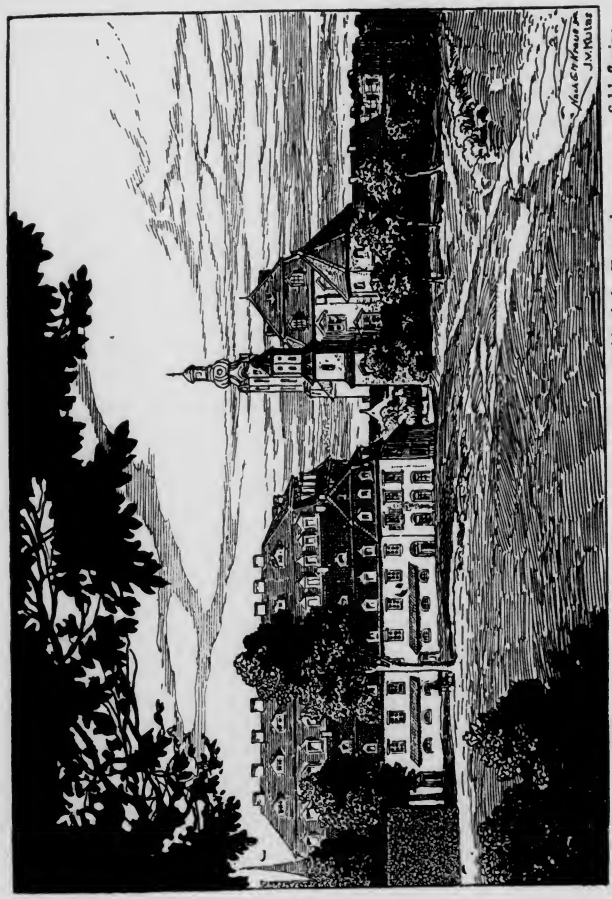
Eine englische Sprachstunde in der weimarischen Gesellschaft um 1786. Nach einem Scherenschnitte aus dem Nachlaß Karl v. Knebels.

würdest Du nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondenlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt. . . . Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare ganz schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen, der Körper mager, ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität.

Ihre Mutter, die noch lange lebte, war eine wahrhaft fromme Frau; Charlotte hatte diese Gesinnung geerbt und war schon dadurch sehr früh in einen bewußten Gegensatz zur Welt, zur Geringschätzung ihrer Ehren und Freuden gekommen. Später büßte sie die lutherische Gläubigkeit ein, ward aber keineswegs irdischer gesinnt. Ihre besondere Weisheit und Kunst war das Sichschonen der schlechten Welt gegenüber und das Distanzhalten; sie schützte sich vor lästigen, peinlichen Dingen und Zuständen und ließ die Menschen nie zu nahe an sich herankommen. Sie genoß an vielen Männern und Frauen das Angenehme, hatte Verständnis für alles Menschliche und bereicherte sich täglich mehr in der Welt- und Menschenkenntnis, wurde also immer duldsamer. Sie pflegte stets eine Anzahl Freundschaften, verstand es aber auch immer wieder, zwischen sich und die nächsten Freunde eine Wand zu schieben. Das war schon deshalb nötig, weil sie oft zu Seelisch-Leidenden eine besondere Neigung faßte: Jakob Lenz war ihr Pflegling für kurze Zeit; Goethe, Knebel, Herzogin Luise machten durch ihre Gemütszustände ihrem teilnehmenden Herzen viele Jahre zu schaffen. Sie hatte zwei Wohnstätten: die Dienstwohnung ihres Mannes an der Ackerwand zu Weimar und dessen ererbtes Rittergut Kochberg bei Rudolstadt, wo sie den Sommer und Herbst zu verbringen pflegte: schon dadurch rückte

sie immer wieder aus dem Bannkreis auch der nächsten Freunde heraus und gewann sich ihre Freiheit wieder. Dann riefen ihre Liebhaber nach ihr. „Kommen Sie bald zurück und vergraben Sich nicht in Kochberg!“ bat die Herzogin, deren Nöten doch auch die hingebendste Freundin nicht abhelfen konnte. Oder sie schrieb: „Ich muß wegen Ihrer langen Abwesenheit mit Ihnen zanken! Welchen unüberwindlichen Reiz hat denn Ihr Kochberg, daß es Sie troß des kalten und trüben Wetters so lange zurück hält? Oder sind Sie gegen Ihre Freunde gleichgültig geworden, daß es Ihnen nichts verschlägt, ob Sie Diese sehen oder nicht?“ Goethe gab sich zuweilen geduldig darein, wenn sie ihn versicherte, daß sie ihn in der Entfernung viel lieber habe, als wenn er bei ihr sei: „Ja, lieb Gold, ich glaub' wohl, daß Ihre Lieb zu mir mit dem Absein wächst, denn, wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben; wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Tor- und Tollheit.“ Öfter aber klagt auch er, daß er ihrer Gegenwart bedürfe und sich immer nach ihr sehne, wenn er sie einen ganzen Tag lang nicht gesehen.

Sie wollte dem in Weimar so allein stehenden Goethe nicht weniger, aber auch nicht mehr als eine recht gute Schwester sein. Er ging jeden Tag einmal oder zweimal zu ihr hinauf, aß fast immer das Abendbrot bei ihr, lebte ihre kleinen Erlebnisse mit, war ihren drei Knaben ein guter Oheim und achtete auf die Familie fast mehr als der Vater, der bei Hofe speiste und viel verreisen mußte. Er konnte seiner Freundin stets erzählen, was ihn beschäftigte, brachte ihr die Briefe, die er erhielt und



Schnecke v. Stein v. Wedel Bibliothek Turm der Schloßruine
Dahinter: Dach des Fürstenhauses Schloßturm Stadtmauer

Zwischen dem Wälschen Garten und der Ilm

schrieb, brachte ihr seine neuen Gedichte, besorgte ihr viele Bücher, denn sie las viel. Oft sprachen sie philosophische und andere gelehrte Dinge durch; sie trieben Englisch, zeichneten und malten zusammen. Und so hatte der ledige Mann bei ihr eine Art Heim. Da er gegen die Menschen sich mehr und mehr verschloß, so war Frau v. Stein für ihn zuweilen, was sie für die Herzogin Luise auch sein mußte: die Verbindung mit der übrigen Gesellschaft.

Aber er sah in ihr viel mehr noch als eine Vertraute oder Schwester. Er verehrte sie als seine Erzieherin, Ärztin, Seelenführerin. Nur ihre Hände haltend, an ihren lieben Augen hängend, glaubte er aus seinen Irrtümern, seinen krankhaften Erregungen emporsteigen zu können zu ihrer Reinheit, Ruhe, Güte. Er erlebte jetzt eine gewaltige Umwandlung seines Wesens. Als er gerade zwei Jahre in Weimar war und ihr für Kochberg eben junge Bäume aus seiner Heimat besorgt hatte, kam ihm, dem Gleichnisfrohen, der Satz: „daß das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, es vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden tut: man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Äste, daß sie neuen Trieb kriegen; sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da."

Eine solche neu treibende Baumstange war er; das scharfe Messer des Gärtners hatte Charlotte an ihm gebraucht. Der Mann läßt sich wenig Tadel gefallen vom andern Manne, viel aber von der Frau, wenn sie trotz der Fehler, die sie an ihm findet, ihn allen Andern weit vorzieht. Sie will ja, daß er der Größte, Kräftigste, Berühmteste werde, und sonnt sich selber in

seinen Erfolgen. Umgekehrt fühlt sich der Mann erst zufrieden, wenn er für ein geliebtes Weib mit erwirbt und seinen Siegerkranz auf ihr Haupt drücken kann. „Dein Beifall ist mein höchster Ruhm," antwortete Goethe seiner Freundin einmal, als er vor ihr mit Ehren genannt worden war. „Und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen, daß ich Dir keine Schande mache. Wenn die Menschen Dir zur Freude Gutes von mir reden, so möcht' ich erst auch um des Rufs willen etwas tun. Führe Dein gutes Werk aus und erhalte mich im Guten und im Genusse des Guten!" Ein ander Mal, als er ein Band von ihr auf eine Reise mitgenommen — er war, wie überhaupt die Menschen jener Zeit, sehr „sinnlich," brauchte immer sichtbare, greifbare Zeichen der Liebe, kleine Stückchen Gegenwart — da schreibt er: „Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich Dein holdes Band, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig: vollende Dein Werk, mache mich recht gut!" —

Also Güte, Weisheit und Geduld entnahm er von ihr als Arznei seiner Seele.

Charlotte hatte mit allen ihren Angehörigen von Jugend auf in nächster Nähe des Hofes gelebt. Ihr Vater war noch von dem halb närrischen Tyrannen Ernst August geplagt worden; bei der neuen Herzogin-Regentin hatte er dann keine Gnade gefunden; als verabschiedeter Hofmarschall beschäftigte er sich zumeist mit seinen Grillen und Klagen, für seine Familie ein täglicher Nörgler. Nach einer an Freuden armen Kindheit verbrachte

Charlotte ihre Mädchenjahre als Hoffräulein; da machten die Launen der Herzogin Amalie für sie Wind und Wetter. „Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt zu Vielem schweigen," schrieb Goethe in seinen ‚Elpenor' hinein: so hat es ihm Charlotte gewiß vorgesagt. Und nicht nur in die fürstlichen Personen, sondern in die ganze Hofgesellschaft, die ganze Staatsdienerschaft sich zu schicken, sieht sich der Einzelne veranlaßt, ja gezwungen, sobald er unter ihnen Platz genommen. Graf Görtz hatte einst erklärt, er werde nie mit Goethe in einem Zimmer bleiben: aber wer zum Ganzen eines Hofes und einer Staatsverwaltung gehört, kann nicht selbstherrlich annehmen und abweisen; er wird auf eignes Urteil, eignes Lieben und Hassen sehr oft verzichten; nur durch solches Entsagen Vieler entsteht die große Körperschaft, die doch wiederum alle ihre Glieder erhöht, bereichert und stärkt. Frau v. Stein konnte dem jungen Dichter, der plötzlich in eine Staatsverwaltung eingesponnen war, wie ein Dolmetscher oder wie ein Fremdenführer dienen; sie schilderte ihm alle die einzelnen Familien und Männer und Frauen, die ihn jetzt umgaben; sie entdeckte ihm die Ursachen der Mängel, gegen die er ankämpfen wollte, die guten Gründe für alle die Sitten, Etiketten, Philistereien, die ihm anfangs nur dumm und lächerlich vorgekommen waren. Alle Zustände sind notwendig so, wie sie sind: Das konnte sie ihm für Weimar im Einzelnen zeigen. Manchmal sprach er dann die Gesinnung, in der sie nun übereinstimmten, in seinen Briefen und Tagebüchern aus.

Das Gute, was man in der Welt tun kann, ist ein Minimum. (14. 9. 1780.) Bei Gott, es ist kein Kanzelist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheites reden kann, als ich in einem Vierteljahr, Gott weiß: in zehn Jahren!, tun kann. (13. 5. 1780.) In bürgerlichen Dingen, wo Alles in einer gemessenen Ordnung geht, läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Übel herausheben: sie müssen zusammen wie schwarze und weiße Schafe einer Herde untereinander zum Stalle herein und hinaus. Und was sich noch tun ließe, da fehlt's an Menschen, an neuen Menschen. (21. 8. 1780.) Wenn doch nur Jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! (Juni 1780.)

Diese Abwendung vom Sturm und Drang, vom Genie-Glauben war nun aber kein bloßes Verneinen und Verzichten. Es war für Goethe zugleich eine Hinwendung zur treuen täglichen Arbeit im Kleinen, zu beständiger Selbstüberwindung, — er übernahm die reizlosesten Aufgaben — zur Wohltätigkeit an einzelnen Menschen, und namentlich zur strengsten Uneigennützigkeit und Reinheit.

Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen. (Tagebuch 13. Mai 1780.)

Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige tun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abende zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden! (Tagebuch 7. 8. 1779.)

Auch ohne die Gespräche mit der Frau v. Stein hätte Goethe diese Entwicklung erlebt; aber wieviel leichter und schöner ward ihm das Wachstum neben dieser verständigsten, wohlwollendsten, mitfühlendsten

Gefährtin! Er war immer gern dankbar, und so überschüttete er seine Lotte mit Anerkennung und Verehrung. Wie eine Halbgöttin erschien sie ihm zuweilen; wenn er zwischen seinen Amtsgeschäften endlich einmal dazu kam, neue Schauspiele zu schaffen, so zeichnete er die edelsten Gestalten darin: Evadne, Iphigenie, Prinzessin von Este, nach ihrem Bilde, und gern legte er diesen Frauen Reden in den Mund, die er von ihr vernommen. Er hatte vorher die reine Liebe nicht gekannt, denn die Mädchen, die es gut mit ihm gemeint hatten, begehrten über die Liebe hinweg den Ehestand, die Versorgung, die eigene Wirtschaft und Familie; jetzt konnte er mit der Gattin des Oberstallmeisters, seines Halbfreundes, Jahre lang einen lieblichen Tausch von vertraulichen Gesprächen und Briefen und von mannigfachen sonstigen Guttaten und Süßigkeiten genießen:

Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden. — —

Es ist mir in Deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu sterben und alle meine Besitztümer darinnen zu bewahren.

Vielleicht besagt es noch mehr, wenn er im Februar 1782 an Knebel, der mit ihm selber wie mit Charlotten eng befreundet war, schrieb:

Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte.

Frau v. Stein hatte eine jüngere, sehr schöne Schwester, die nach Franken an einen Baron v. Imhoff verheiratet war, sich aber lieber in Weimar aufhielt als bei ihrem sonderbaren Manne. „Es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte," urteilte Goethe über sie; er zeichnete ihr Bildnis, kurz ehe sie ihr erstes Kind gebar, und schickte ihr die Rosen aus seinem Garten, statt der abwesenden Schwester. Das war im Sommer 1776. Im nächsten Jahre brachte ein Bruder Charlottens und Luisens, Karl v. Schardt, ihnen eine Schwägerin aus Holstein mit: Sophie v. Bernstorff. Sie entstammte der bekannten hannoverschen Familie, war aber, da sie ihre Eltern früh verloren, in Kopenhagen und Holstein aufgewachsen, im Hause des Grafen Johann Hartwig Ernst Bernstorff, der zu seiner Zeit für den besten Minister Europas galt. Dieser Pflegevater starb 1772, als Sophie sechzehn Jahre zählte; sie lebte nun mit dessen Witwe in und bei Hamburg; Klopstock war schon längst ein naher Freund und häufiger Gast des Bernstorffschen Hauses; nun trat auch Christoph Bode der verwitweten Gräfin nahe, und dieser große Selbstlerner ward der letzte Lehrer Sophiens. Als sie dann nach Weimar heiratete, zog sie ihre Tante bald nach sich.

Sophie v. Schardt war von Wuchs sehr klein, noch kleiner als ihre Schwägerinnen Stein und Imhoff; sie war nicht eben schön: ein paar große Augen saßen über einem Stumpfnäschen, die Lippen waren dick und offen; ihr Gesicht pflegte Liebe, Hingebung, Schmachten auszudrücken. Im Umgang war sie sehr angenehm; sie sah überall das Possierliche und Komische und erfreute

sich wie ein unschuldiges Kind an allen Scherzen. Ihre geistige Ausbildung zeugte von den vortrefflichen Lehrern, die sie gehabt hatte. Außer der allgemeinen französischen Sprache der vornehmen Welt beherrschte sie das Englische, das im mittleren Deutschland nur Wenige lesen und sprechen konnten. Sie übersetzte aus dem Englischen und Italienischen in leichtfließenden Versen und schrieb auch eigene Gedichte voll tiefen Gefühls. Leider war diese zärtliche, bewegliche, sehnsüchtige Seele an einen recht langweiligen, in den Anschauungen des Beamten und Hofmanns sehr eingeschränkten Eheherrn geraten; in der Familie Schardt bedeuteten die Männer erheblich weniger als die Frauen. Und leider folgten auf ihre Mutterhoffnungen keine Mutterfreuden: ihre Kindchen kamen tot oder nicht lebensfähig zur Welt. Sie suchte dann in Freundschaften, im Lesen und Lernen Ablenkung ihrer Wünsche; ihr Herz erfüllte sich mit Männern, die reichere Gaben spendeten als der Philister, neben dem sie lebte. Herder, der silberzüngige Prediger, der helldunkle Denker und Dichter, der kenntnisreiche Lehrer, der unbefriedigte Suchende ward ihr Freund und Führer und unmerklich ihr Geliebter. „Unschuldiger Engel," nannte er sie, „liebe Unschuld" redete auch Karoline Herder sie an; aber während er als bereitwilliger Lehrer und sie als fleißigste Schülerin Griechisch miteinander trieben und Anakreons Verse verdeutschten, wuchsen sie inniger zusammen, als zu wünschen war. „Ich liebe Sie so rein und herzlich wie das Licht und den unsichtbaren Himmelsäther, Das glauben Sie sicher!" schrieb er ihr heute; aber das nächste Mal: „Laß uns auf uns wachen, daß auch der Empfindung

reinster Atem nicht die Blüte unserer Liebe trübe!" Und dann ereignete es sich einmal, daß er ihr Hausgenosse für einige Tage war und sie in früher Morgenstunde mit einem sogleich nach dem Lesen zu verbrennenden Briefe begrüßte, noch ehe sie der Tag wieder zusammenführte:

Ich muß meinem Herzen Luft machen und an Dich schreiben, lieber Schwester-Engel, heilige, liebe, unschuldige Blume! Laß uns aufhören, wo wir sind! Wir lieben uns zu sehr. Ja, zu sehr — so schön wir's uns verleugnen. Ich weiß und ich prüfe mich im Innersten, daß ich Dich wie einen Engel, wie meine Schwester liebe; Du liebst mich tausendfach süßer, unschuldiger, holder. Dein ganzes Herz ist vor mir. Aber wir sind Menschen genug! Und die schöne Blume unsrer Freundschaft und ew'gen, ew'gen Liebe muß auf immer im Morgentau blühen und glänzen. — —

Gottlob! ich bin wieder heiter. Mein Herz erhebt sich, und der Himmel vergibt mir meinen Fehler. Du wirst ihn mir auch vergeben, denn Dein süßes Gefühl der Wahrheit ist mir dafür Bürge. Mit Dir kann man von Empfindung sprechen wie mit einem Engel, und über Pflicht und Wahrheit wie mit einem Mann. Das tröstet mich — sonst wär' ich untröstlich.

Antworte mir nicht auf Dies alles, bester Engel. Nimm es gut auf und komme mir heiter wie der Morgen entgegen. Du bist von nun an meine Schwester: Das ist die heiligste, unverletzlichste Freundschaft!

So rang der Ehemann und Generalsuperintendent Herder gerade so um das erlaubte Liebesmaß wie der Freund der Frau v. Stein. Und wie Goethe fuhr doch auch Herder fort, verliebte Worte in Prosa und Versen in Briefen zu verweben.

O wie hüpft das Herz mir, Unschuldswesen,
Deine kleine geliebte Spur zu treten,
Noch einmal vor'm Scheiden den Kuß voll Kühle,
Voll von erquickendem Tau,
Sanft Dir zu entküssen!

Die beste Freundin der Sophie v. Schardt war eine Reihe von Jahren Amalie v. Werthern, geb. v. Münchhausen. Die beiden jungen Frauen waren in gleicher Lage, was Ehe- und Herzenssachen betraf, und gaben einander in sehnendem Schwärmen nichts nach. Auch Amalie war die Tochter eines hohen hannoverschen Staatsdieners, und auch sie hatte den Vater kaum gekannt. Schon mit siebzehn Jahren war sie an den weimarischen Stallmeister und Kammerherrn v. Werthern verheiratet worden, der auf Frohndorf hinter dem Ettersberge sein Rittergut hatte. Das war 1774; Kinder gingen aus dieser Ehe nicht hervor. In den ersten Jahren ward das junge Weibchen in Weimar allgemein gelobt und geliebt; eine Lachtaube nannte man sie wohl, ihr Geist und Talent waren so erfreulich wie ihre Schönheit. Einsiedel ließ die Werther, die Herrin von Frohndorf, als Baronesse v. Frohenstein in einer seiner Operetten doppelsinnig singen:

Die Männer fürwahr sind Toren,
Für uns zu Puppen geboren;
Die werter [Werther] sie achten
Als Spielwerk, als Tand:
Die tragen bald Fesseln
Statt rosigem Band.

Auch der Herzog und Goethe besuchten sie auf ihrem Gute hinter dem Ettersberge, und Goethe trug an Charlotte v. Stein Grüße „von der guten Werthern" zurück.

Aber das junge Weib empfand bald bitterlich, wie wenig ihr Mann zu ihr paßte. Sein Herz gehörte vor allen Dingen den Pferden und den Weinflaschen, und ein recht wohlwollender Zeitgenosse weiß zu seinem Lobe weiter nichts zu sagen, als daß er, wenn er auch kein großer Gelehrter sei, doch tausendmal besser reiten könne als manches „Licht der Welt." Nun fing Amalie an, zärtliche Blicke auf geistigere Männer zu richten; jeder junge Mensch sehnt sich, eine wahre starke Liebe zu erleben, und in Weimar, wo Wieland, Goethe und Andere die Allgewalt der Liebe so oft und so überzeugend dargestellt hatten, brauchten auch die entbehrenden Ehefrauen kaum ein Hehl aus ihren Wünschen und Träumen zu machen. Die Werthern[1]) verfaßte einmal ein ‚Alphabet der Liebe'; darin las man unter anderen folgende Meinungen und Bekenntnisse:

Herz. Was darf man über dies trotzige und verzagte Ding sagen? Wer will es nicht gern beherrschen, und wen beherrschte es nicht?

Freiheit. Ein Phantom, nach welchem Jeder strebt und dessen Wirklichkeit Wenige ertragen können. Wer liebt und nach Freiheit strebt, Der mißbraucht sie gewiß.

Liebe. Wer kann, wer vermag dich, göttliche Schöne, zu schildern! Wenn deine Einflüsse unser ganzes Wesen

[1]) Der Name wird oft auch Werther abgekürzt; mit Vornamen nannte sich Amalie um diese Zeit zumeist Emilie. Vor- und Familiennamen standen damals noch nicht so fest wie in unseren Zeiten.

durchströmen, wenn wir vom Fuß bis zum Scheitel nur Herz, nur Gefühl sind, dann bist du, o Liebe, hoher, nicht gemeiner Art. Deine Reinheit bezeichnet die Quelle, aus der du entspringst, nicht den Gang des Stromes, der dich zuweilen hinreißt.

Verschwiegenheit. Kostet einem edlen Menschen gar nichts; er sieht sie als einen Tribut an, den er seinem eigenen Gefühl zahlt. Ein sehr individueller Mensch ist stets verschwiegen, weil er mehr in sich als in Andern seine Existenz hat. Ein verschwatztes Wort kann einen unersetzlichen Verlust und Schaden verursachen, und ein großer Mensch schadet nie, wo er die Unmöglichkeit sieht, wieder helfen zu können.

Beständigkeit. Unbeständigkeit sollte nie ein Vorwurf sein, und Beständigkeit nie als Verdienst gelten. Treue liegt in unserm Willen; allein Beständigkeit hängt von unserm Herzen ab, und wer vermag diesem Zaubergewebe zu folgen oder ihm ein Muster vorzuzeichnen? (Tiefurter Journal 39. St.)

Daß diese junge Frau einigen Gefahren entgegenging, war deutlich genug; vielleicht wandte ihr der grundgute Hauptmann v. Knebel gerade deshalb eine zärtliche Fürsorge zu. Er stand sich mit mehreren, ja vielen Frauen und Fräulein recht freundschaftlich; sie hatten eine „reine" Liebe zu ihm; er war sehr gewissenhaft-tugendhaft und kein Heiratskandidat; er hatte nicht die Mittel, eine Frau zu erhalten, und lebte leider nur von der Gnade des Herzogs. Denn Prinz Konstantin entwand sich ihm nach einigen Jahren, ging lieber mit dem Hofrat Albrecht auf eine große Auslandsreise, und ein anderes passendes Amt konnte man für Knebel nicht beschaffen, weil er für jedes Amt zu schlaff-untätig, zu reizbar, zu sonderbar war. Er reiste deshalb viel herum, hielt sich bei den Seinen in Franken auf,

wohnte dann wieder in Weimar oder Jena, halb als Einheimischer, halb als Gast. Trotzdem war er nicht überflüssig: eben als ein guter Freund für die Männer wie für die Frauen des engeren und weiteren weimarischen Kreises verdiente er sein Gnadengehalt recht gut. Er hatte Zeit genug für die Damen; er machte sich gern zu ihrem Gehilfen und Philosophen; und da er Gefühls- und Stimmungsmensch war, verstand er sich auf die weibliche Seele. In die Werthern war er fast verliebt und zugleich fühlte er sich als ihr Vormund und Seelsorger, war er doch um dreizehn Jahre älter. Sie ließ sich denn auch von seinen Gesinnungen anstecken und schrieb ihm Briefe voll edelsten Bestrebens; er schickte sie weiter an seine Schwester in Ansbach, und Diese versicherte ihm dann: „Emiliens Beispiel ermuntert mich sehr, ruhiger, besser, weiser zu werden; ja, wenn Du um mich bist, wird mir's auch leicht."

Auch die nächsten weimarischen Freunde sahen in Knebel das sittliche Rückgrat der Frau Stallmeisterin. „Die Werthern ist in betrübten Umständen," meinte Goethe im Sommer 1780 gegen Frau v. Stein; „das arme Herzchen weiß gar nicht recht, woran's ist, seitdem ihr alter, moralischer Verehrer fort ist, der die unmoralischen vertrieben hatte." Und einige Zeit danach machte er den wiederum in der Ferne lebenden Freund sogar darauf aufmerksam, daß seine Pflegebefohlene der Aufsicht bedürfe. „Die Werthern gewinnt nichts durch Deine Abwesenheit. Ihre Natur, die Du ausgetrieben oder in die Enge getrieben hattest, kehrt in ihre alten Rechte zurück. Ich seh ihr so im Stillen zu; sie will mir gar nicht gefallen. Vielleicht sollte

ich Dir so was nicht sagen, aber warum auch immer schweigen!"

Gleichgültig war diese verlangende junge Frau Goethen schon deshalb nicht, weil sie zu den eifrigsten und verständnisvollsten Aufnehmern seiner poetischen Werke gehörte. Sie spielte gut im Liebhaber-Theater; sie war auch die erste Frau, die die beiden Leonoren-Rollen im ‚Tasso' vorlas. Im August 1781 machte Goethe seine Freunde mit den ersten Szenen bekannt; er las sie in Tiefurt bei der alten Herzogin und in Belvedere bei der jungen Herzogin vor. Es sei recht angenehm gewesen, schrieb er nach einer solchen Probe seiner nächsten Freundin. „Die Werthern hat den ‚Tasso' mit rezitiert, und recht artig."

Frauen und Dichter verdanken einander von jeher: Anregung, Aufregung, Steigerung im Wollen und Vollbringen, Belohnung, Selbstgefühl, neuen Mut und holde Täuschung.

Durch die Wünsche der Frauen werden die Dichter namentlich auch geselliger; denn die Frauen bedürfen neben dem Einerlei ihrer engen Häuslichkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung und verleiten deshalb auch manchen zur Vereinzelung neigenden Mann, neben Andern in der bunten Reihe heiter-tätig aufzutreten. Goethe hatte nach dem ‚Götz' und ‚Werther' wenig Trieb, das große Publikum noch fernerhin zu unterhalten; aber für das Gesellschaftstheater am weimarischen Hofe schrieb er Schauspiele, unter denen auch eine

Einfahrt zum Wittumpalais. Von Ludwig Bartning

‚Iphigenie' war, und seine neuen Gedichte wie die Kapitel seines entstehenden Theater-Romans wurden für ein paar Freunde und Freundinnen auf das Papier gebracht.

Für Weimar war Vorsteherin der geistig- und künstlerisch-lebhaften Männer- und Frauen-Gesellschaft, da die junge Herzogin Luise versagte, die „alte", eigentlich aber auch noch junge Herzogin Amalie. In den Räumen des Wittumspalais, in den Zimmern und Waldbezirken von Ettersburg und danach, von 1780 an im Schlößchen und Lusthain zu Tiefurt begegneten sich Männer und Frauen, die sonst den Weg zueinander nicht fanden. Amalie allein verstand es, sich in die Mitte von Wieland, Goethe und Herder und von all den kleineren Poeten und Gelehrten zu stellen und von ihnen allen ihre besten Gaben zu gemeinsamem Vergnügen, zu gemeinsamer Erhebung zu gewinnen.

Auch sie hatte ja ihren engeren Kreis und in Wieland und Einsiedel ihre eigenen Dichter. Wieland, der in keinem Dienstverhältnis mehr stand und um so lieber ihr häufiger Gast wurde, besang sie fast jedes Jahr als seine ‚Olympia'. Auch mit seiner Gelehrsamkeit stand er ihr oft bei. Als sie das Italienische meisterte, warf sie sich auf's Griechische; Wieland und Villoison waren darin ihre Lehrer. „Ich kann sieben anakreontische Oden lesen," rühmte sie sich im Sommer 1782 gegen Knebel: „ich bin aber auch une princesse pleine de génie!" So hatte sie nämlich der überschwänglich höfliche Franzose genannt. Wieland blieb Jahr für Jahr ihr lieber Gast, mit dem sie sich aus-

plaudern konnte. Noch immer kam es vor, daß er sich über die „schwarzen Placken" oder Rembrandtische Schatten in dieser Fürstin Wesen und Verhalten ärgerte und sie mit der Melusina verglich, die von Zeit zu Zeit als Fischschwanz endigte: aber er werde doch immer mehr überzeugt, schreibt er 1778 an Merck, „daß sie eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit ist, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist."

Und 1781 stimmt er wieder in einem Briefe an Merck aus innerstem Herzen an:

Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unseres Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fuß existieren könnten. Ich meinerseits müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wieviel Gutes sie um mich verdient hat, oder nicht dankbarlich erkennte, was sie zum Glück meines Lebens beiträgt. Ich versichere Dich, daß ich keine Idee davon habe wie ich den Verlust dieser guten Fürstin aushalten sollte.

Und wieder an Denselben im Januar 1784:

Unsere Herzogin-Mutter scheint an allen Qualitäten, die eine Fürstin allen Menschen, die Zutritt bei ihr haben, lieb und verehrenswert machen müssen, mit jedem Jahre zuzunehmen. Sie ist unsere Pallas und unser Palladium zugleich, und ich begreife nicht, wie wir ohne sie existieren wollten.

Friedrich v. Einsiedel lebte täglich neben Amalien als ihr Kammerherr, Reisemarschall, Vergnügungs-

meiſter. Er war Muſiker, Gelehrter, Dichter und vor allem ein guter, milder, geſelliger Menſch. In den Wiſſenſchaften war das altrömiſche Theater ſein liebſtes Fach; als Dichter gab er Erzählungen und Theaterſtücke heraus; ſeine Lieder klangen zuerſt anakreontiſch; ſpäter ſang er nachempfindend im Goetheſchen Tone. Er dichtete nun gleichfalls Lieder „an den Mond“, „auf dem Waſſer“, „auf einer Reiſe im Winter“, ein „Eislied“, ein „Lebenslied“ uſw. Sein Vermögensſtand war nie befriedigend; er verſchwendete und verſpielte leicht, was er hatte; ſo kam er auch nicht zum Heiraten. Aber er erwartete ſtets Gutes von der Zukunft; Hoffnung half ihm über alle Gegenwartsnöte hinweg.

Ach! ohne Hoffnung
Wäre nichts das Leben!
Zwar Schatten gleich
Kann bald entſchweben,
Was wir gehofft,
Geträumt, der Strahl
Des ſchönſten Lichts
Verdämmern in ein leeres Nichts.

Doch ſonder Hoffnung
Wäre hin für immer
Des Lebens Glück!
Ein Glanz ein Schimmer
Lockt unſern Wunſch,
Die Roſe Täuſchung,
Die hier verweht,
Dort neu und reizender entſteht.

Ein ſüßes Wähnen
Iſt des Menſchen Wonne.

Herzogin Amalie.

Aus einem Gemälde im Wittums-Palais zu Weimar. Neue Aufnahme von L. Held.

Luise v. Göchhausen.
Zeichnung von Goethe.

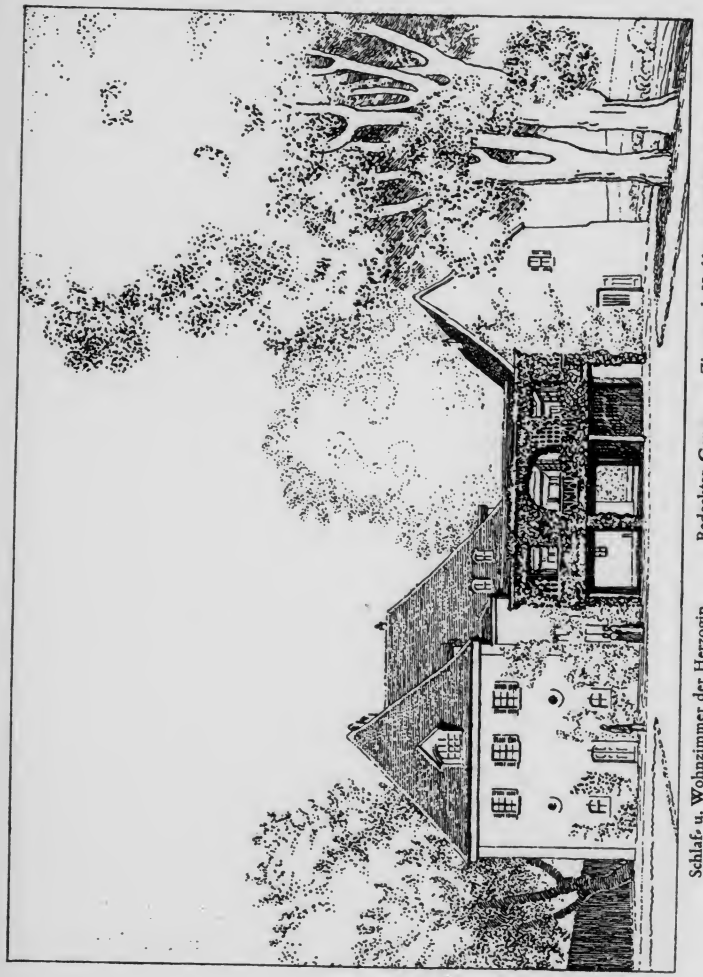
Mit Adlerflug
Empor zur Sonne
Getragen, wünscht
Ein Jeder sich,
Was ihm gefällt:
Und wird der Schöpfer einer Welt.

Neunzehntes Kapitel

Das Journal von Tiefurt

1781—1784

Die freundliche, genuß- und dankwilligste Fürstin hatte in Einsiedel den gutmütigsten Hofmann und in Luise v. Göchhausen die unterhaltsamste Hofdame. Diese drei zugleich für alle Wissenschaften und Künste offenen Menschen bildeten die Mitte des weimarischen Musenhofes; von ihnen ging das gemeinsame Leben aus wie das Blut vom Herzen. Sie vor allen Andern brachten das Theaterspiel immer wieder in Gang; sie begünstigten beständig die höhere Musik; sie führten die Gelehrten und schönen Geister des Städtchens immer wieder zusammen und regten die gesellschaftlichen Spiele an, die durch ihre Teilnehmer weit aus dem Gewöhnlichen herausgehoben wurden.



Tiefurt. Östliche Seite des Schlößchens. Zeichnung von Ludwig Bartning

Ihre merkwürdigste Leistung war das ‚Journal von Tiefurt'. Eigentlich war es nur ein Scherz. Man kannte das ‚Journal de Paris', das seit 1777 täglich herauskam; als man an einem Sommertage im neuen Park neben dem Schlößchen Tiefurt beim Kaffee oder Weine saß, warf Jemand den Gedanken hin, hier in diesem Dörfchen ereigne sich doch auch Wichtiges und Sonderbares: bei Pachters, bei Gärtners, beim Bauer Grobe, ganz zu schweigen von der Herrschaft und ihren nächsten Freunden und Dienern. „Das ist wahr, sehr wahr!" Und nun war gleich der lustige Plan da, der Zeitung aus der Hauptstadt der Welt ein ‚Tiefurter Journal' entgegenzustellen. Zwar täglich ließ es sich nicht herausgeben; eine Druckerei zu bemühen lohnte sich auch nicht, da elf Abschriften für die auserwählten Leser genügten; aber mit fröhlichem Eifer ging man ans Werk.

Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten beiderlei Geschlechter zusammengetreten und hat sich vorgenommen, Alles, was Politik, Witz, Talente und Verstand in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums vorzulegen.

So begann das ‚Avertissement' vom 15. August 1781; am 16. August „erschien" die erste Nummer, „in Groß-Median-Quart in fein Papier." Es war Allerlei aus Tiefurt zu melden: unter den ‚Außerordentlichen Begebenheiten', daß ein Perlhuhn neulich 20 Eier gelegt habe; unter ‚Landwirtschaft' eine Darlegung der Ernährungsgrundsätze des Gutspächterpaares Starke, das

sich durch Wohlbeleibtheit hervortat; unter ‚Mineralogie' las man, daß eine gewisse junge Dame (die Göchhausen) ihre Sammlung durch ein kleines Stückchen vom Stein der Weisen vervollständigen möchte und dafür allen möglichen Lohn geben würde, „jedoch ihrer jungfräulichen Ehren in allewege unbeschadet." Als erstes ‚Schauspiel' ward das Einbringen des letzten Erntewagens gemeldet:

Der Beifall des Publikums war sehr laut, und tags darauf wurden die Akteurs mit einem ländlichen Fest regaliert.

Die Tiefurter Musikpflege litt darunter, daß „man noch nicht über den Platz des Operntheaters einig geworden," weshalb man sich darauf beschränkte, daß Demoiselle Korona Schröter einige Arien von Rousseau vor dem Klaviere sang.

So war dies ‚Journal' ein hübscher Einfall und weiter nichts; man erfreute sich an bescheidenen Witzen. Aber wir wissen schon: die Urheber und Hersteller, Amalie, Einsiedel und die Göchhausen, waren gerade die Rechten, Alle, die zum geistigen Weimar gehörten, zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Herzogin lieferte selber eine Übersetzung aus dem Italienischen; ihr Sohn, der Herzog, trat als Theater-Berichterstatter auf, nämlich über das „Tiefurtische Waldtheater", als es ‚Minervens Geburt' dargestellt hatte; Prinz August von Gotha behandelte mit vieler Liebe den sittlichen Charakter Rousseaus, den Diderot angegriffen hatte. Goethe, Herder, Wieland lieferten Beiträge, dazu dann Seckendorff, Einsiedel, Knebel, Dalberg und die Damen Schardt, Werthern, Göchhausen; Merck schickte sein Teilchen aus Darmstadt, und sogar der unglückliche

Lenz sprach wieder zu den alten Freunden, nämlich in Gedichten, die Goethe noch von ihm liegen hatte. Auch der junge Tobler gehörte zum Kreise. Im ganzen erschienen vom 16. August 1781 bis zum Juni 1784 sechsundvierzig Nummern. Höchst ungleich und bunt war ihr Inhalt; es war nicht mehr und nicht weniger Einheit, wie wenn Jemand alle Nutz- und Zierpflanzen, die bei Weimar wachsen, zu einem Haufen zusammengetragen hätte. Einige Sträuße dieser Blätter und Blüten lassen sich recht wohl daraus binden oder mehrere Abteilungen herstellen. Die erste Gruppe bildet das Örtliche und Gesprächsähnliche: Scherze, Rätsel, Preisfragen, Briefe, Sticheleien, Tiefurtisch-weimarische Angelegenheiten. Das Höchste davon ist Goethes Nachruf ‚Auf Miedings Tod'.

Eine zweite Abteilung waren die Übersetzungen aus fremden Sprachen. Hier brachten Herder, Wieland, Goethe, Seckendorff, Knebel, Tobler, Prinz August, Herzogin Amalie, Sophie v. Schardt größere und kleinere Schätze aus einem Dutzend Sprachen herbei, aus dem Altertum, aus dem Naturleben kindlicher Völker, aus neuester Kultur. Man las gewissermaßen die Weltliteratur miteinander: Pindar, Anakreon, die Sappho, Vergil, Petrarka, Äschylus, spanische und englische Balladen; auch eine deutsche Volksballade, die offenbar Goethe aus dem Munde einer sehr alten Frau in Ettern an der Ilm aufgeschrieben hatte, dringt ein zu den Vornehmen:

In Ungarland zu Groß-Wardein,
Was neulich da geschehen sei,
Das will ich jetzund zeigen an . . .

Oder ein lettisches Lied:

Früh am Morgen schön,
Kaum ging auf die Sonne,
Ei, da saß am Glasesfenster
Schon die liebe Mutter.
„Wollt' dich fragen Töchterchen,
Wo bist du gewesen?
Und wo hat dein grünes Kränzchen
Schon der Tau befallen?" — — —

„Nach dem Malabarischen" heißt ein Gedicht; „Liebeslied eines amerikanischen Wilden" ein anderes; auch ein „Tartarisches Liedchen" fehlt nicht. Damit wechselt ein „Chinesischer Roman" von Seckendorff ab. Sicherlich war noch keine Lesergesellschaft so sehr über die Zeiten- und Ländergrenzen hinaus gehoben worden!

In der ersten Nummer ward die Preisfrage gestellt: „Wie ist eine unokkupierte Gesellschaft für die [vor der] Langeweile zu bewahren?" Bald folgte eine zweite Frage: „Was wirkt am stärksten auf des Menschen Seele: ist es die Musik oder die Malerei? Oder bestimmter: unter welchen Umständen ist die Musik oder die Malerei geschickter, auf uns einzuwirken?" Und als dritte Aufgabe: „Welche Eindrücke und Empfindungen sind wahrer: Die des Verstandes oder Die des Herzens?" Das war alles nicht sehr ernsthaft gemeint, aber hinter dergleichen Fragen verbarg sich die größere: Was ist gut für den Menschen? Was erhebt ihn über die Mängel seiner Natur, über die Nöte der Zeit und die Sorgen des Lebens? Ohne es sich vorzunehmen, bildeten die Herren und Damen, die sich um die Herzogin Amalie versammelten, auch

ein Symposion von Weisheitssuchenden. Und es entstand unter ihnen ein Sänger-Wettstreit, wenn auch die Sänger nicht im gleichen Raume zur selben Stunde vor ein Preisgericht traten. Statt eines Saales vereinigte das ‚Tiefurter Journal' Sänger und Hörer. Die Frage nach dem Besten, dem Wünschenswertesten war da, und zuerst trat auf den Plan

Goethe:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Keinem streit ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig-beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde:
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle die Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt,
Mit dem Lilienstengel,
Blütentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen. —

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blick
Im Winde sausen
Um Felsenwand
Und tausendfärbig
Wie Morgen und Abend
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Den sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Hin gehen die armen
Andern Geschlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde,
In dunkelm Genuß
Und trübem Leiden
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt . . .
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin —
O daß Die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin: Hoffnung!

Der Nächste sang das Lied des frischen, raschdahinstürmenden, viel-ergreifenden, genußfreudigen Lebens. Es war — man hätte es nicht vermuten sollen —

Herder:

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit. Was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle!
Sie ergreifen schnell im Lauf!
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben:
Laßt uns Rosen drüber streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer!
Rosen, denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her!
Rosen stehn auf jedem Zweige,
Jeder süßen Jugendtat:
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Frisch gelebt sein Leben hat!

Tage, werdet mir zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Auch die bittren Blumen kühlen
Mich mit Ruhe, doppelt süß!
Und die lauen Lüfte spielen
Endlich mich in's Paradies.

Der Dritte übertrug diesen Gedanken ins Morgenländische und noch mehr ins Sinnliche hinein:

Seckendorff:

Schon duftet mein Scheitel vom köstlichsten Wein,
Mein Schoß ist voll glühender Rosen!
Schenkt freudig noch einmal den Becher mir ein
Und laßt mich mit Solima kosen!
— — — — — — — — — — — — — — —

Komm, Solima, sieh in den Becher hinein!
Komm, Schönste, und hilf mir ihn trinken!
Der Strahl deiner Augen entflammt mir den Wein
Und läßt seinen Purpur nicht sinken.

Denn siehe! er trauert und freut sich mit mir:
Trüb steht er im Winkel der Zelle,
Wenn einsam ich bin, geschieden von Dir;
Doch kömmst Du, so färbt er sich helle!

Sprecht nimmer von Ruhm und von Ehre mir vor!
Verbannet den Schall der Trompeten!
Erquicket mit Tönen der Liebe mein Ohr,
Mit Harfen, Gesang und mit Flöten!

Entzieht den Rubin ihrer Lippen mir nicht!
Und füllt mir ohn' Ende den Becher!
Denn Das, was ihr Mund und der Wein mir verspricht,
Erwirbt mir kein Säbel noch Köcher.

Nun kam ein Vierter träumerisch dahergegangen; auch er ein Liebender, aber er meinte nicht dieses westöstliche Lustgenießen; er sang das Lied der deutschen Liebe.

Ein Unbekannter:

Sei gegrüßet, süße Liebe,
Süße Liebe, sei gegrüßet,
Die mir wieder Lebenssäfte
In die leche Seele gießet!
Wie ein Lamm, das ängstlich irret,
Wie die Turteltaube girret,
Wie ein Kind nach Mutterbrüsten
Hab' ich mich nach dir gesehnet.

Wie die liebe Frühlingssonne
Aus der Erde Blum' und Blüte,
So lockt aus dem toten Herzen
Erst die Liebe Glück und Güte.
Ach, was Liebe nicht entfaltet,
Bleibt wohl ewig ungestaltet!
Was sie wärmend nicht gebiert,
Das erstarret und erfriert.

Einen Garten hat die Liebe
Voller Bäume, voller Blumen;
Dort erzieht sie süße Früchte
Ihren Kindern, Wollust-Blumen.
Ach in matte Trauer sinket,
Wem die Labefrucht nicht winket!
Aber ew'ge Lust genießet,
Wem dort nur ein Blümchen sprießet!
— — — — — — — — — — — —

Nicht der Rausch der Liebe, fuhr ein Andrer fort, sondern die bleibende Freundschaft ist das

höhere Gut; nach solchem sichern Seelenbesitz sehnte sich jetzt

Herder:

Heil'ge Freundschaft, die auf Engelsflügeln
Sich emporschwang zu den sel'gen Hügeln,
Unser Erdenland verließ
Und ging auf ins Väterparadies.

Wo sie noch aus zarten Mutterhänden
Uns ihr Kind zuweilen her will senden:
Liebe, die auch irre geht
Und für Treue öfters Reu empfäht.

Holde Freundschaft, kehr', o kehre wieder,
Hand und Herzen bindend, zu uns nieder:
Ohne dich ist Alles leer,
Auch die Liebe selbst nicht Liebe mehr.

Wenn du uns dein Bild noch lange raubest
Und es gar dem süßen Trug erlaubest,
O so wird dein Menschenreich
Bald dem wüsten, wilden Chaos gleich!

Aber noch einmal erhob sich ein Verehrer des Weins, und Dieser hatte genug an der Bacchusgabe und bedurfte keiner Genossin, die mit am Glase nippte.

Einsiedel:

Reiche mir den vollen Becher,
Daß sie weichen, meine Sorgen!
Denn wer bürgt mir, ob ich morgen
Trinken noch und singen kann?

Fülle jede hohle Flasche!
Gram' und Kummer zu besiegen,
Soll die letzte Drachme fliegen!
Euch, ihr Erben, lach' ich an!

Trinkend soll mich Efeu kränzen,
Lorbeer, sing' ich, mich umschlingen:
Reime wird der Rausch mir bringen,
Schwung der Sterne Sonnenbahn.

Mag der Parze Faden reißen!
Wo Silen und Bacchus zechen,
Wird's an Trauben nicht gebrechen!
Froh besteig' ich Charons Kahn!

Frohsinn und Freude — wer begehrte sie nicht! Aber nicht Jeder vom Rebengotte! Viel sanfter als Einsiedels Weinlob erklang ein Lied „an die Freude;" der Sänger war der philosophische, zartbesaitete

Knebel:

Unter welchen der Bäume,
Die hier blühen, erricht' ich dir,
Holde Freude, den Altar,
Göttin, die du mein Leben schützest?

Wenn in düstrer Wolke
Hoffnung oft sich dem Blick verlor,
Kamst du, herzige Göttin,
Von den Hügeln der Seligen.

Trost im Auge, voll Sanftmut
Dein gefälliges Angesicht,
Reichtest Tropfen des Segens
Aus kristallenem Becher mir.

Kehre, Freude, noch wieder!
Sei du ferner des Lebens Schutz!
Leit' aus dornichten Hecken
Meinen Fuß zu dem leichteren Pfad!

Ein Andrer aber begehrte statt der Freude oder der Vorstellungskraft oder der Hoffnung geradezu die Illusion.

Ein Unbekannter:

Komm, Gespielin der Phantasie, vom Kreise der Sel'gen!
Sieh mich jugendlich an! Mit deinem Rosengewand
Hülle mich ein! Und sei mir stets eine treue Gefährtin,
Wenn die Seel' in trübe Wolken der Trauer vertieft ist.
Wiege mich zaubernd ein mit deinen sanften Gesängen,
Denn was ist ohne dich das ganze Leben der Menschen?

Einer Frau mußte es wohl sein, die nun die treu bewahrende Erinnerung als eine himmliche Wohltäterin vor den Anderen pries.

Sophie v. Schardt:

Du, der namenlosen Wonne,
Des tiefsten Schmerzens sanftere Gespielin!
Komm von den Ufern der Lethe,
Wo du nachdenkend sitzest,
Indes die bläulichen Fluten
Still vorüber dir gleiten.

Trinke nicht aus den rollenden Wellen den Tod dir!
Komm! Bring mir, Freundin, den Schleier,
Den in der sanftgehobenen Rechten du hältst,
Der so lang und so weiß
An deinen Füßen herabwallt.
Leg ihn um's Herz mir, verwahrend
Alles, was Schicksal und die fliehende Zeit
Auf blauen Flügeln mir brachte.

Vor Allem bewahre
Das, was Liebe mir schenkte,
Beides Schmerzen und Freuden!

Umwinde sie doppelt
Mit dem heiligen Schleier,
Daß niemals ein forschender Blick sie erspähe,
Daß niemals mein Herz sie verliere.

Schon lächelt mir, Freundin, der Blick
Voll Wehmut und Ruhe, Du kömmst!
Du deckest die Augen sanft mir zu,
Daß ich der Zukunft Fernen nicht sehe,
Daß nicht ihre weiten
Nebelgefilde mich schrecken.

Süß in dir sich verlierend, Erinnerung,
Findet Ruhe die Seele.
Du, treue, verlässest
Keinen, der dich lieb hält:
Ist Alles fliehend und täuschend,
So bist du doch wahr und beständig!

Erinnerung, Hoffnung, Freude, Illusion, Phantasie, Freundschaft, stille Liebe, Liebesrausch, Weinrausch — rief denn Niemand, daß der Ruhm zu den höchsten Gütern gehöre? Sang Niemand von Ehre, Freiheit, Vaterland? Oder von Menschenrechten und Völkerglück? Oder etwa vom stolzen Leben und raschen Sterben des Kriegers? Pries Niemand die deutschen Länder, wie einst Walther von der Vogelweide mit dem Wunsche: Lange möge ich darin leben und wandern! Bekannte Niemand mehr das Glück des Christen, die Gemeinschaft mit dem Erlöser?

In diesem Kreise, zu dieser Zeit schwiegen sie davon alle. Aber man schlich doch nicht mit verlegenem Lächeln und Blinzen an den höchsten Dingen vorüber.

Ein junger Gast, Tobler aus Zürich, wagte und verstand es, die weimarische Religion in Worte zu bringen; er paßte vollkommen in diesen Kreis, denn „Tobler ist ganz und gar griechischen Geblüts," so urteilte Georg Müller aus Schaffhausen, den wir als Herders jungen Freund kennen, 1781 über diesen Landsmann; „sein einziges Bestreben ist, immer menschlicher zu werden, voll Gesundheit und Manneskraft wie ein junger Baum; an den simpeln Lichtsätzen des Christentums hat er nicht genug; er ist bald Christ, bald Grieche." Tobler wohnte im Sommer 1781 in Weimar mit Knebel zusammen und verkehrte viel mit Goethe. Und damals schrieb er sein ‚Fragment über die Natur':

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt, nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig-neue Gestalten. Was da ist, war noch nie. Was war, kommt nicht wieder. Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? . . .

In dieſer Art ſchreibt er noch einige Seiten weiter; und der Schluß iſt das weimariſche Glauben an die Natur, das Vertrauen zu ihr:

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr! Nein, was wahr iſt und was falſch iſt: Alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, Alles iſt ihr Verdienſt!

So las man im 32. Stück dieſer ſonderbaren Zeitung. Im 40ten aber nahm Goethe dieſe Gedanken wieder auf und führte ſie weiter. Zur Natur tritt des Menſchen göttlicher Geiſt hinzu, als ein Neues und Anderes.

Edel ſei der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn Das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höheren Weſen,
Die wir ahnden!
Ihnen gleicht der Menſch!
Sein Beiſpiel lehre uns,
Jene glauben!

Denn unfühlbar
Iſt die Natur.
Es leuchtet die Sonne
Uber Böſe und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den Andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Wählt bald des Knaben
Lockige Unſchuld
Und bald den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehr'nen
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſers Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Täten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Menſch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahndeten Weſen!

Lossius: Weimar 1785.

Platzzeiger.

Lossius datiert seine Kavalier-Perspektive von 1785; sie zeigt jedoch hier und da einen älteren Zustand, z. B. hat sie statt einer Ruine den Zustand des Schlosses vor 1774. Wir geben einen Ausschnitt; weggefallen ist jedoch nur die Jakobsvorstadt mit der Hofkirche und Bertuchs Garten.

Tore:
Erfurter Tor I K 31.
Jakobstor B 17.
Kegeltor E 6.
Inneres Frauentor W 20.
Äußeres Frauentor i 23.

Brücken:
Kegelbrücke O 4, 5.
Schloßbrücke N O 4—6
Sternbrücke p q r 7
Brücken über den Schützengraben Z a U, X V 28.

Plätze:
Marktplatz R—V 16—18.
Töpfenmarkt G i K 16—21.
Grüner Markt Q R 12—14.
Frauenplan b—f 20—23.

Straßen:
Ackerwand f—K 13—21.
Breitestraße O P Q 19—25.
Brauhausstraße e—h 23—31.
Esplanade R—X 20—29.
Rittergasse K—N 20—23.
Seifengasse a—d 13—19.
Windische Gasse Q—U 20—23.

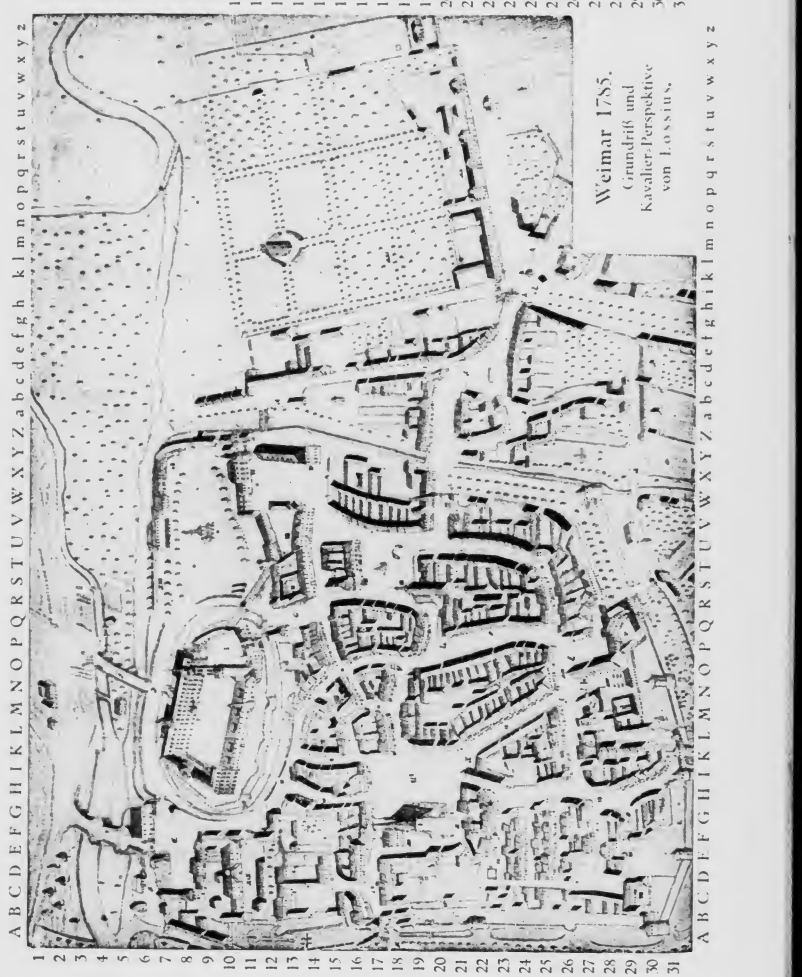
Herrschaftliche Gebäude:
Schloß Wilhelmsburg Q—R 6—12.
Gelbes Schloß R 12, 13.
Rotes Schloß T—W 12—13.
Grünes Schloß oder Bibliothek X 10.
Fürstenhaus Y 11—14.
Großes Jägerhaus o—t 21.
Kleines Jägerhaus w 20—21.
Hofgärtnerei y z 18—19.
Wittumspalais L—R 28—31.
Komödien- und Redoutenhaus unter Q R.
Reithaus U V 67.
Zeughaus N 28.
Hauptwache P Q 12.

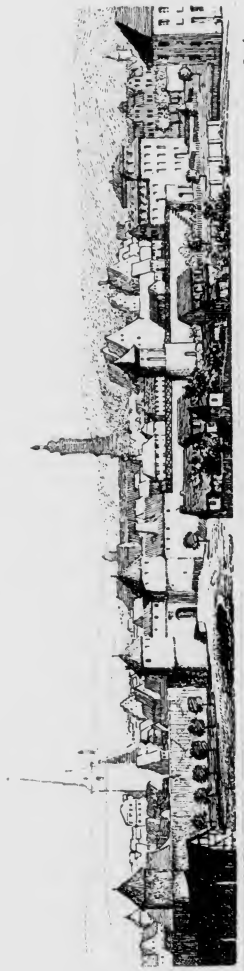
Öffentliche Gebäude:
Rathaus R—U 18—20.
Stadthaus R—U 14—15.
Stadtkirche F G 17—20.
Gymnasium E F 17—18.

Gasthäuser:
Elephant V 17.
Erbprinz V 16.
Hauptmanns Redoutenhaus S T 27.
Weißer Schwan d 20.

Anlagen:
Wälscher Garten f—v 8—20.
Schnecke darin m 12.
Exerzierplatz e—p 7—10
Kloster u 8.
Schießmauer v w x 8, 9.
Der Stern S—o 1—6.
Esplanade R—X 20—29.

Wohnungen:
Gräfin Bernstorff Y—b 23—24.
Bode Y—b 23—24.
Eckermann b 25, O 19, W 29.
v. Fritsch S T 30—31.
Goethe I P 13.
" II c 13.
" III d—i 20—22.
" IV p 21.
" V d—i 20—22.
" Gartenhaus über v—z.
Gräfin Henckel c 31.
Herder E 20.
v. Heygendorff H 1, 15, 16.
Klauer M 30, über NO.
Kotzebue R 12—13. P 17, g 19.
v. Laßberg E F 22.
v. Müller T 23.
Musäus b 13, über NO.
v. Schardt d. A. D—G 28—31.
v. Schardt d. J. T 21.
Schiller I T 21, II V W 25.
Schopenhauer W 22, S T 30, 31.
v. Stein I G 28.
" II c 12—13.
Voigt I V 16.
" II C 27.
v. Wedel c 11.
Wieland I E F 16.
" II m 22.
" III V 16.
" IV Q 24.
" V unter N.
" Garten unter k.





Weimar um 1783.
Zeichnung von Ludwig Bartning.

Personen-Verzeichnis

Fürstliche Personen werden unter ihren Ländern, Mädchen unter ihrem späteren Frauennamen aufgeführt. B = Bild; nS = neben Seite.

A.

Abel, Carl Friedrich (1725 bis 87) 284.
Abraham, jüdische Künstlerfamilie 267.
Abt, Karl Friedrich, geb. Tettenrieder (1743—83) 49. 103.
Abt, dessen Frau, geb. Knecht 49. 103.
Ackermann, Konrad (gest. 1771) 15. 67. 75.
Agrippa v. Nettesheim (1487—1535) 334.
Albrecht, Joh. Karl (gest. 1803) 89. 181. 426.
d'Alembert, Jean le Rond (1717—83) 108. 111. 188. 247.
Anakreon 437.
André, Johann (1741—99) 302.
Anhalt-Dessau, Fürst Franz (1740—1817) 247. 248. 250. 378. B nS 251.
Aristophanes (um 400 v. Chr.) 145. 146. 313. 314.
Aschylus 367. 437.
Aulhorn, Joh. Adam 17. 162. 298. 301. 304. 311. 318, 322.
v. Ayrenhoff, Kornelius (1733—1819) 299. 303.

B.

Bach, Sebastian (1685 bis 1750) 4. 285. 286. 295.
Bach, Karl Philipp Emmanuel (1714—88) 285. 286.
Bach, Joh. Ernst 3. 4. 23.
Bachof v. Echt, Freiherr Ludw. Heinr. (1725—92) 101.
Baden-Durlach, Markgraf Karl Friedrich (1728 bis 1811) 151—155.
Bahrdt, Karl Friedrich (1741 bis 92) 188. 192.
Bartholomäi, Brüder 43. 45. 117.
Bartning, Gertrud B 360.
Bartning, Ludwig B 39. 206. 310. 429. 434. nS 451.

Basch, Siegmund (gest. 1771) 190.
Basedow, Bernhard (1723 bis 90) 130. 131. 232. 247. 378 B nS 60.
Bauer, Joh. 17.
Bause, Joh. Friedrich (1738 bis 1814) 266.
v. Bechtolsheim, Julie, geb. v. Keller (geb. 1751) 183. 249. 402. 403.
Bellomo, Joseph 333.
Benda, Franz (1709—86) 36. 37.
Benda, Georg (1722—95) 3. 4. 36.
Benda, Karoline s. Wolf.
Benda, Wilhelmine 300.
Berendis, Hieronymus Dietrich (1720—83) 31. 117. 166.
Berger, Daniel (1744 bis 1825) 266.
v. Berlichingen, Gottfried (1480—1562) 334.
v. Bernstorff, Graf Joh. Hartwig Ernst (1712—72) 249. 421.
v. Bernstorff, Gräfin Charitas Emilie, geb. v. Buchwald 249. 250. 285. 312. 421.
Bertuch, Friedrich Justin (1744—1822) 101. 102. 117. 124. 130. 131. 132. 133. 164. 165. 176. 179 bis 181. 236. 243. 267. 293. 297. 299. 300. 304. 311. 335. 336. 341. 342. 367. 391. B nS 101.
Böck, Joh. Michael (1743 bis 93) 68. 74. 75. 78. 83. 133.
Böck, dessen Frau 74. 75. 133.
Bode, Christoph (1730—93) 246. 250. 282. 283. 285. 304. 312. 340. 341. 367. 421. B nS 250.
Bodmer, Joh. Jakob (1698 bis 1783) 337.
Bohl, Johanna Susanna, geb. Eberhardt 365.
Böhme, Joh. Gottlob (1717 bis 80) 55.
Boje, Heinrich Christian (1744—1806) 102. 129. 130. 135. 335.
Boje, Ernestine, sp. Voß 136.
Boileau-Despréaux, Nicolas (1636—1711) 375.
Borchers, Schauspieler 68.
Böttiger, Karl August (1760 bis 1835) 176. 236.
Brandes, Joh. Christian (1735—99) 74. 77. 117. 120. 121. 132. B nS 74.
Brandes, Charlotte Esther, geb. Koch (1742—86) 74. 86. 132. B nS 74.
Braunschweig-Blankenburg, Herzog Ludwig Rudolf, (1671—1735) 22.
Braunschweig-Wolfenbüttel:
Herzog Karl I. (1713—80) 1. 26—29. 60.
Herzogin Philippine Charlotte, geb. Prinzessin von Preußen (1715—1801) 22. 60.
Herzog Ferdinand (1721 bis 92) 45. 246. 247.
Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (1735—1806) 45.
Herzogin Auguste, geb. Prinzessin von Großbritannien (1737 — 1813) 248. 312.
v. Brawe, Joachim Wilhelm (1738—58) 76.
v. Breitbach s. Mainz.
v. Breitenbauch, Georg August (1731—1817) 31. 33. 90.
Breitkopf und Härtel 303.
Bruck, Joh. Andreas 16.
Brückner, Joh. Gottfried (gest. 1786) 16. 17.
Brühl, Graf Moritz (1746 bis 1816) 249.
Brühl, Gräfin Christine, geb. Schleierweber (1756 bis 1816) 249.
Buchholz, W. H. Seb. (1734 bis 98) 117. 166. 297.
v. Bünau, Reichsgraf Heinrich (1697—1762) 21. 30. 31. 46. 272.
Burckhardt, C. A. H. (gest. 1911) 299. 324.
Bürger, Gottfried August (1748—94) 130. 334. 335 bis 337.
Burkhardt, Geh. Kanzlist 365.
Buxtehude, Dietrich (1637 bis 1707) 285.

C.

de Camoens, Luiz (1524 bis 80) 367.
Chodowiecki, Daniel (1726 bis 1801) 266.
v. Chronegk, Freiherr Joh. Friedr. (1731—58) 65. 76.
Cimarosa, Domenico (1749 bis 1801) 303.
Claudius, Matthias (1740 bis 1815) 288. 291. 411.
Coffey, Charles 18. 53.
Conta, Christian Erdmann 300.
Corneille, Piere (1606 bis 84) 14. 16. 63. 391.
Cranach, Lukas (1472 bis 1553) 43.
de Crebillon, Claude Pr. J. (1707—77) 95.
Cumberland, Richard (1732 bis 1811) 65. 304. 305.

D.

Dach, Simon (1605—59) 288.
v. Dalberg, Freiherr Karl, sp. Großherzog und Fürstprimas (1744—1817) 118. 177. 187. 191. 192. 245. 248. 436. B nS 118.

v. Dalberg, Freiherr Friedrich (1760—1812) 246.
v. Dalberg, Freiherr Wolfg. Heribert (1750—1806) 349.
Destouches, Philipp (1680 bis 1754) 14. 16. 65. 299.
Deutsches Reich, Kaiser Joseph II. (1741—90) 99. 100.
Diderot, Denis (1713—84) 42. 65. 123. 188. 247. 368. 436.
v. Diede, Wilhelm Christoph (1732—1807) 249.
v. Diede, Luise geb. Gräfin Kallenberg 249.
Döbbelin, Karl Theophil (1727—93) 5—8. 16.
Doebber, A. 299. 307.
v. Döring, Luise 200.
Dumanoir, Claude 41.
Duni, Egidio Romoaldo (1709—75) 83. 303.
v. Dürckheim, Franz Christian Ekbrecht 7. 8. 9. 23.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 263. 265. 266. 274. 393.
Dyk, Gottfried 128.

E.

Ebert, Joh. Arnold (1723 bis 95) 27. 28. B nS 60.
Eberwein, Alexander Barthol. 282.
Eberwein, Karl (1786 bis 1868) 331.
v. Edelsheim, Georg Ludwig (1740—1814) 246. 248.
Eichler, Marie Adelheid 115.
v. Einsiedel, August 362. 363.
v. Einsiedel, Friedrich Hild. (1750—1828) 78. 79. 117. 124. 125. 161. 178—183. 236. 243. 252. 282. 293. 304. 309. 311. 314—317. 323. 324. 336. 367. 391. 403. 405. 424. 430—437. B nS 161
Ekhof, Konrad (1720—78) 68. 69. 70—73. 74. 75. 76. 78. 84. 85. 87. 104. 117. 121. 124. 133. 304. 305. B nS 74. nS 75.
Elkan, Jakob 307. 365.
Engel, Joh. Jakob (1741 bis 1802) 51. 123. 300. 303.
Engelhardt, Joh. Christ. Daniel 147.
Ernesti, Joh. August (1707 bis 81) 38. 55.
v. Erthal s. Mainz.
Eschenburg, Joh. Joachim (1743—1820) 60.
Euripides, (480—406 vor Chr.) 107. 139—142. 146.

F.

Fahlmer, Johanna siehe Schlosser.
Falconet, Etienne Maurice (1716—91) 262.

Favart, Karl Simon (1710 bis 92) 53. 59.
v. Felgenhauer 42.
Fielding, Henry (1707—54) 377.
Flachsland, Siegmund 232. 238.
Fleischer, Friedr. Gottlieb 3. 59.
Friedländer, Max 59.
v. Fritsch, Freiherr Jakob Friedrich (1731—1814) 45. 117. 122. 128. 202. 203. 245. 246. 361.
v. Fritsch, Frau, geb. v. Lyncker 301. 405.
Froberger, Joh. Jakob (1667—1722) 285.

G.

Galland, Antoine (1646 bis 1715) 94.
Galuppi, Baldassaro (1706 bis 84) 106.
Garrick, David (1716—79) 108.
Gärtner, Karl Christian (1712—91) 27.
Gay, John (1688—1732) 18.
(v.) Gebler, Philipp (1726 bis 86) 123. 340.
Gellert, Christian Fürchtegott (1715—69) 27. 42. 52. 65. 80. 90. 91.
v. Gemmingen, Otto Heinrich (1755—1836) 124.
Genelli, Künstler in Berlin 267.
v. Gerstenberg, Heinrich Wilhelm (1737—1823) 106. 376.
Gesner, Joh. Matthias (1691—1761) 43.
Geyser, Christ. Gottlob (1742 bis 1803) 266.
v. Gianini, Gräfin Wilhelmine Elis. Eleonore (gest. 1784) 244.
Gildemeister, Amalie, geb. Kotzebue 303.
Gleim, Wilhelm (1719 bis 1803) 27. 41. 91. 92. 96. 102. 130. 131. 134. 151. 185. 238. 247. 261. B nS 60.
Gluck (1714—87) 114. 115. 152. 277. 278. 280. 281. 288. 293. 388. B nS 278.
v. Göchhausen, Luise (1752 bis 1807) 161. 170. 236. 243. 252. 293. 304. 311 bis 313. 379. 405—407. 433—436. B nS 433.
Goldoni, Carlo (1707—93) 20. 78. 83.
Goldsmith, Oliver (1728 bis 74) 232.
Göpfart, Karl Gottlieb (um 1733—98) 47. 291.
v. Görtz zu Schlitz, Graf Eustachius (1737—1821) 34. 35. 89. 99. 117. 121. 128. 130. 147. 148. 149. 150.

151. 156. 157. 198. 244. 418. B nS. 149.
v. Görtz zu Schlitz, Gräfin, geb. v. Uechtritz 149. 150.
Goethe, Joh. Kaspar (1710 bis 82) 203. 204. 383.
Goethe, Elisabeth, geb. Textor (1731—1808) 204. 305. 311. 313.
(v.) Goethe, Joh. Wolfgang (1749—1832) 10. 55. 115. 123. 124 und von 136 an, besonders 136—151. 155. 158. 166—208. 371—400. B nS 167. nS 177. nS 269.
Goethe, Kornelia, siehe Schlosser.
Gotter, Friedrich Wilhelm (1746—97) 78. 83. 102. 124. 129. 133. 391. B nS 74.
Gottschalg, Joh. Sebastian 190.
Gottsched, Joh. Christoph (1700—66) 14—16. 27. 63. 87. 88. 376.
Gottsched, Luise Adelgunde Viktorine, geb. Kulmus (1713—62) 15. 16.
Götze, Joh. Melchior (1717 bis 86) 108. 188.
Graff, Anton (1736—1813) 266. B nS 75. nS 119. nS 263. nS 271.
Graun, Karl Heinrich (1701 bis 59) 36.
(v.) Greiner 34, 36, 43.
(v.) Grimm, Friedrich Melchior (1723—1807) 247. 368.
Grobe in Tiefurt 435.
Großmann, Gust. Friedr. Wilh. (1746—96) 87. 120. 121.
Günther, Friedrich 83, 110.
Günther, Joh. Christian (1695—1723) 91.

H.

v. Hagedorn, Friedrich (1708 bis 54) 91. 106.
v. Hagen, Kriegsrat 120.
Hamann, Joh. Georg (1730 bis 88) 356. 376.
Händel, Georg Friedrich (1685—1759) 295.
Hasse, Joh. Adolf (1699 bis 1783) 37. 295.
Häßler, Joh. Wilhelm (1744 bis 1822) 284. 285.
Hauenschild 307.
v. Haugwitz, Freiherr Kurt (1752—1803) 151.
Hauptmann, Anton Georg (1735—1803) 298. 299. 306. 309. 331.
Haydn, Joseph (1732 bis 1809) 289.
Haym, Rudolf (1821—1901) 357.
Heermann, Gottlob Ephraim 41. 48. 59. 83. 117. 133.
Heinse, Wilhelm (1749 bis 1803) 96. 97. 261. 264. 266.
Heinsius, Joh. Ernst (in Weimar 1760—86) 117. 164. 268. B nS 100. nS 363.
Heinze, Joh. Michael 117.
Heise, Josepha 110.
Hellmuth, Schauspieler 83. 110.
Hensel, Schauspieler 74.
Hensel, Friederike, s. Seiler.
(v.) Herder (1744—1803) 66. 135. 190—192. 205. 232. 237—241. 242. 244. 252. 278. 282. 285—289. 291. 293. 295. 339—342. 352 bis 363. 368. 370. 374. 376. 377. 378. 395. 408. 411. 422. 423. 436. 437. 440. 443. B 214. nS 362.
(v.) Herder, Karoline, geb. Flachsland (1750—1809) 191. 232. 238. 240. 242. 244. 292. 353. 358. 410. 422.
Heron Henry, B nS 413.
v. Hesse, Andreas Peter (1728—1803) 191.
Hessen-Darmstadt:
Landgraf Ludwig X. (1753 bis 1830) 216. 246.
Prinzessin Luise s. Sachsen-Weimar.
Hiller, Joh. Adam (1728 bis 1804) 53—59. 241.
Höfer, Konrad 8.
Hoffmann, Hautboist 47.
Hoffmann, Ludolf 132.
v. Hohenthal, Freiherr 336.
v. Holbach, Freiherr Paul Heinrich, geb. Thierry (1723 bis 89) 189.
Hölty, Ludw. Heinr. Christoph (1748—76) 130. 291. 293.
Homer 138. 180. 335—338. 339. 376. 377.
Horaz (65—8 v. Chr.) 368.
Houdon, Jean Antoine (1741—1828) B nS 278.
Hufeland, Leibarzt 50. 51. 117.
Hufeland, Christoph Wilhelm (1762—1836) 50. 51. 52. 299. 300.
v. Hutten, Ulrich (1488 bis 1523) 334.

I.

v. Ilten, Sophie, s. v. Lichtenberg.
v. Ilten, Karoline, siehe v. Moser.
v. Imhoff, Freiherr Karl (gest. 1788) 421.
v. Imhoff, Luise, geb. v. Schardt (1750—1803) 421. B nS. 413.
de Isla 102.

J.

Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 142. 144. 169. 239. 241. 339. 350.
Jacobi, Georg (1740—1814) 82. 106. 142. 144. 247. 293.
Jagemann, Christian Joseph (1735—1804) 159 bis 161. B nS 160.
Janson, Cellist 284.
Jarnowich, Cellist 284.
Jerusalem, Friedrich Wilhelm (1709—89) 26—28. 60. 89. 238. 239. B nS 60.
Jerusalem, Karl Wilhelm (1747—72) 89. 214.

K.

v. Kalb, Karl Alexander (1712—92) 6. 117. 167. 168. 202. 246. 251. 336.
v. Kalb, Joh. August Alexander (1747—1814) 161. 167. 168. 178—181. 202. 217. 236. 243. 336. 405.
v. Kalb, Auguste, geb. v. Künsberg 401. 404. 405.
v. Kalb, Sophie, siehe v. Seckendorff.
v. Kalb, Auguste, siehe v. Luck.
Kant, Immanuel (1724 bis 1804) 188, 376.
Karsch, Anna Luise, geb. Dürbach (1722—91) 185.
Kaufmann, Christoph (1753 bis 95) 232—234. 238. 246. B nS 214.
Kayser, Christoph (1755 bis 1823) 279. 280. 292. 293. 334. B nS 279.
v. Keller, Familie 183. 249.
Kirms, Franz (1750—1826) 166.
Klauer, Martin (1742 bis 1801) 163. 164. 243. 268 bis 270. 273. 369. B nS 269.
Kleefeld, Katharina Magdalena, verh. Bruck (1719 bis 1804) 17.
v. Kleist, Ewald (1715 bis 59) 209.
Klement, Geiger 284.
v. Klettenberg, Susanna Katharina (1723—74) 339.
(v.) Klinger, Friedrich M. (1752—1831) 214—220. 225—228. 233—235. 240. 242. 265. 274. 279. 372. 391. 403. B nS 215.
Klopstock (1724—1803) 27. 90. 134. 135. 136. 151. 152. 157. 173. 209. 218. 219. 246. 250. 278. 288. 292. 340. 377. 421. B nS 60.
Knab, Valentin 193. 289. 331.
(v.) Knebel, Karl (1744 bis 1834) 126—128. 130. 147. 148. 150. 152. 161. 167. 178. 216. 243. 254. 304.

332. 336. 367. 369. 370. 397. 403. 406. 407. 413. 420. 426—428. 436. 437. 445. 447. B nS 270. nS 413.
(v.) Knebel, Henriette (1755 bis 1813) 427.
Knecht, Kantor 49.
Koch, Heinrich Gottfried (1703—75) 15. 16. 18. 53 bis 62. 69.
Koch, Ballettmeister 80. 86.
Koch, Franziska Romana, geb. Giraneck 81. 83. 86. 110. 111. 113—115. 122. 123. B nS 74. nS 75.
Kornthal, Franziska 17.
Kotzebue, Amalie, s. Gildemeister.
(v.) Kotzebue, August (1761 bis 1819) 51. 52. 85. 303. 364—366.
Kotzebue, Familie 160.
Kranz, Joh. Friedr. (1754 bis 1807) 80. 283. 285. 293.
Kraus, Georg Melchior (1733—1806) 163—166. 171. 181. 219. 220. 243. 249. 252. 264. 267. 268. 297. 311. 322. 326. B nS 75. nS 177. nS 268. nS 314. nS 315. nS 414.
Krüger, Joh. Christian (1722 bis 50) 65. 76.
Kuhnau, Johann (1667 bis 1722) 285.
v. Kulas, J. B 138. 207. 251. 415.
Kummerfeld, Karoline, geb. Schulze 67. 81. 117.
Künsberg, Auguste, siehe v. Kalb.
Künsberg, Frl., s. v. Uechtritz.
v. Kurz, Schauspieler-Prinzipal 15.

L.

La Chaussée, Pierre Claude Nivellede (1792—1754) 65.
Lampi, J. B. B nS 176.
Landolt, Heinrich 273.
v. La Roche, Sophie, geb. Gutermann (1731—1807) 114.
v. Laßberg, Christiane 404.
v. Laßberg, Frl. 213. 405.
Lavater, Joh. Kaspar (1741 bis 1801) 147. 151. 153 bis 156. 166. 191. 233. 266. 279. 356. 362. 366. 377. 378. 383. 408. 412. B nS 214.
Leisewitz, Joh. Anton (1752 bis 1806) 130. 215. 304.
Lenz, Jacob M. R. (1751 bis 92) 142. 208—214. 219—225. 228—232. 235 bis 237. 240. 242. 246. 261. 267. 278. 324. 338. 372. 375—377. 379. 380. 382. 387. 391. 403. 413. 437. B nS 214.

Lessing (1729—81) 16. 17. 27. 50. 52. 54. 61. 62 bis 65. 67. 68. 72. 73. 75. 76. 77. 90. 103. 116. 123. 134. 188. 246. 299. 376. 436. B nS 60.
v. Lichtenberg, Sophie, geb. v. Ilten 401. 404.
Lillo, George (1693—1739) 65.
v. d. Lippe, Graf und Gräfin 325.
Lips, Joh. Heinrich (1758 bis 1817) B nS 160. nS 279.
Litzmann, Berthold 76. 104.
Löber, Joh. Friedr. (1708 bis 72) 30. 165.
Loder, Justus Christian (1753—1832) 270.
Lossius, Rudolf Christoph, B nS 450.
v. Löw und zu Steinfurt Luise 249.
Löwen, Joh. Friedrich (1729 bis 71) 65—68.
Löwen, dessen Frau 68.
Lowth, Robert (1710—87) 376.
v. Luck, Georg Lebrecht 311.
v. Luck, Auguste geb. v. Kalb 405.
Ludecus, Joh. August 160. 166. 297. 369.
de Lulli, Jean Baptiste (1633—87) 280.
Luther (1483—1546) 135. 159. 187.
v. Lyncker, Freiherr Karl Friedrich Ernst (1726 bis 1801) 117. 297. 311. 361. 401.
v. Lyncker, Freiherr Karl (1767—1843) 214. 245. 288. 299—302. 311. 323. 325. 402. 403.
v. Lyncker, Frl., s. Fritsch.
v. Lynker auf Denstedt, Herr und Frau 311. 412.

M.

Macpherson, James (1738 bis 96) 287. 376.
Mainz, Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph v. Breitbach (1707—74) 96. 160.
Mara, Musiker 294.
Mara, Gertrud, geb. Schmehling (1749—1833) 115. 241. 294.
de Marivaux, Pierre Charles (1688—1763) 65.
Marmontel, Jean François (1753—99) 108.
v. Marschall, Graf 245. 336.
Mason, William 124.
May, Georg Oswald 348.
Mecour, Louis 17. 20. 75.
Mecour, Susanne 17. 68. 75. 78. 82. 86. 133.
Meil, J. Heinrich und J. Wilhelm 266.

Meister, Jakob Heinrich (1744—1826) 368.
Mendelssohn, Moses (1729—86) 27. 67. 116.
Mengs, Rafael (1728—79) 265.
Mercier, Louis Sebastian (1740—1814) 123. 133. 262. 375.
Merck, Joh. Heinrich (1741 bis 91) 155. 205. 225. 234. 247. 248. 252. 253. 254. 312. 324. 332. 334. 335. 368. 383. 431. 436. B nS 214.
Meyer, Schauspieler 78.
Meyer „von Bramstedt", Friedr. Ludw. Wilh. (1759 bis 1840) 104.
Mieding, Joh. Martin (gest. 1782) 307. 308. 437.
Miller, Joh. Martin (1750 bis 1814) 130. 134. 293. 382.
Molière (1622—73) 14. 16. 83. 309.
Monsigny, Pierre Alexandre (1729—1817) 59.
Moore, Edward (1712—57) 65.
v. Moser, Karoline, geb. v. Ilten 313. 401. 404. 405.
de la Motte-Houdard, Antoine (1672—1731) 124.
Mozart (1756—91) 289.
Müller, Friedrich, „Maler Müller" (1749—1825) 261. 264. 274—277. 380. 391. B nS 214.
Müller, Theatermaler 20.
Müller, Georg, von Schaffhausen 291. 292. 447.
Münter, Friedrich (1761 bis 1830) 270.
Musäus, Joh. Karl (1735 bis 87) 41. 42. 48. 56. 59. 78. 116. 117. 160. 166. 297. 304. 305. 311. 363—367. B nS 363.
Mylius, August 114. 116. 120. 180.

N.

Nägeli, Hans Georg (1773 bis 1836) 289.
Naumann, Maler 265.
Neuber, Karoline, geb. Weißenborn (1697—1760) 5. 14. 16. 53. 54. 87.
Neuhauß, Maria Salome Philippine, sp. Böhm 162. 298. 311.
Nicolai, Friedrich (1733 bis 1811) 67. 114. 116. 118. 119. 120. 126. 149. 150. 152. 155. 356. 357. 377. B nS 119.
Nicolini, Theater-Prinzipal 26.
Niemeyer, August Hermann (1754—1828) 248.
(v.) Nonne 29.
v. Nostiz, Luitgarde 161.

O.

v. Oertel, Familie 300.
v. Oppel, Frl., s. v. Uechtritz.
Oser, Adam Friedrich (1717 bis 99) 246. 264. 271 bis 273. 312. 313. B nS 271.
Ossian s. Macpherson.

P.

Paracelsus, Theophrastus Bombast von Hohenheim (1493—1541) 334.
Percy, Thomas (1729 bis 1811) 287. 376.
Pergolesi, Giovanni Battista (1710—36) 106. 295.
Petrarca (1304—74) 437.
Pfalz-Zweibrücken, Kurfürst Karl Theodor (1724 bis 99) 349.
Philidor, François (1726 bis 95) 59.
Pindar 437.
Pischel Dr. 165.
Plessing, Friedr. Viktor Lebrecht (1749—1896) 386. 387.
v. Ponikau 35.
Porsch, Arnold Heinrich 6. 8. 20.
Porsch, Frau 21.
Preußen:
König Friedrich Wilhelm I. (1688—1740) 22.
König Friedrich II. (1712 bis 86) 22. 24. 36. 56. 60. 92. 115. 126. 127. 176. 186. 188. 291.
König Friedrich Wilhelm II. (1744—97) 127.
Prior, Mather (1660 bis 1723) 102.
Probst, Wilhelmine 311.
v. Putbus, Graf Moritz (gest. 1776) 161. 198. 219. 243. 297. 299. 336.

Q.

Quantz, Johann Joachim (1697—1773) 36.

R.

Rabener, Gottl. Wilhelm (1714—71) 52. 366.
Racine, Jean Baptiste (1639 bis 99) 14. 16. 63. 391.
Raffael Santi (1483 bis 1520) 274. 275. 392.
Rameau, J. Phil. (1683 bis 1764) 280.
Ramler, Karl Wilhelm (1725—98) 67. 106, 116. 119. 134.
Ramsay, Allan (1686 bis 1758) 287.
Rasch, Otto B 44. 168.
v. Raschau, Schwestern 301. 401.
Raynal, Guillaume Thomas François (1713—96) 368. 369.
Rechenberg, Musiker 47.

Regnard, Jean François (1655—1709) 14. 16. 299.
Reichard, Ottokar (1751 bis 1827) 78. 84. 133.
Reichard, Friedrich (1752 bis 1814) 115. 286. 291. 292. 295.
Reni, Guido (1575—1642) 265.
Reuß, gräfliche Familie 246.
Richardson, Samuel (1689 bis 1761) 42. 103. 123. 377.
Rochlitz, Friedrich (1770 bis 1842) 58.
Röder, geb. Lucius, Schauspielerin 75.
Rosanow, M. N. 209.
v. Rothmaler, Frau geb. v. Laßberg 405.
Rousseau, Jean Jacques (1712—78) 42. 83. 108. 188. 189. 247. 294. 373. 376. 377. 382. 436.
Rußland:
Kaiserin Katharina II., geb. Pr. von Anhalt-Zerbst (1729—96) 212. 247.
Großfürstin Natalia Alexiewna, geb. Pr. von Hessen-Darmstadt (gest. 1776) 212.

S.

Sacchini, Antonio Maria Gasparo (1734—86) 106.
Sachs, Hans (1494—1576) 334. 391.
Sachsen-Gotha-Altenburg:
Herzog Friedrich III. (1699 bis 1772) 2.
Herzog Ernst II. (1747 bis 1804) 173. 179. 194. 246. 250. 368. B nS 251.
Prinz August (1747—1806) 227. 246. 250. 368. 436. 437.
Sachsen-Hildburghausen, Herzog Ernst Friedrich Karl (gest. 1780) 82.
Sachsen-Koburg, Herzog Franz Josias (1697 bis 1764) 2.
Sachsen-Meiningen, Herzog Georg (reg. s. 1782) 246. 250. 325. 326.
Sachsen-Weimar, Herzog Wilhelm Ernst (1662 bis 1728) 43.
Sachsen-Weimar-Eisenach:
Herzog Ernst August (1688 bis 1748) 2. 43. 417.
Herzog Ernst August II. Konstantin (1737—58) 1 bis 23. 24. 43. B nS 2.
Herzogin Anna Amalie, geb. Pr. von Braunschweig (1739—1807) von 1 an, besonders 1—7. 21. 23. 26—35. 96—99. 105. 106. 109. 119—123. 132. 157—162. 236. 243. 252. 254. 267. 282. 285. 289.

309—318. 321—324. 404. 430—435. B nS 3. nS 432.
Herzog Karl August (1757 bis 1828) von 23 an, besonders 60. 119. 120. 131. 132. 147. 148. 150. 152. 157. 167. 172—183. 187 bis 202. 257—260. B nS 60. nS 148. nS 195.
Prinz Konstantin (1758 bis 93) 23. 34. 60. 128. 147. 152. 153. 157. 161. 167. 174. 182. 216. 254. 304. 313. 331. 404. 426. B nS 60.
Herzogin Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt 149. 151. 152. 153. 155. 156. 191, von 167 an besonders 200—202. 236. 244. 246. 388. 407. bis 411. B nS 195.
Prinzessin Luise (1779—84) 410.
Erbprinz Karl Friedrich (1783—1853) 410.
Salzmann, Joh. Daniel (1774—1811) 150.
Sappho 437.
Schalling, Hofadvokat 311.
v. Schardt, Johann Wilh. Christian (um 1711—1790) 118. 417.
v. Schardt, Konkordia, geb. v. Irving (1723—1802) 33. 90. 413.
v. Schardt, Karl (1744 bis 1833) 250. 283. 312. 421. 422.
v. Schardt, Sophie, geb. v. Bernstorff 250. 304. 312. 421—424. 436. 437. 445. B nS 413.
v. Schardt, Ludwig (1748 bis 1826) 283. 301.
v. Schardt, Charlotte, siehe v. Stein.
v. Schardt, Luise, s. v. Imhoff.
Schick, Geiger 284.
Schiller, (1759—1805) 226.
Schlegel, Joh. Elias (1719 bis 1749) 16. 56. 65. 76.
Schleiermacher, Ernst (1755—1844) 227. 265.
Schlevoigt, Friedemann 179—181.
Schlick, Joh. Konrad (gest. 1825) 284.
Schlick, Regina, geb. Strina-Sacchi 284.
Schlosser, Joh. Georg (1739 bis 1792) 387. 395.
Schlosser, Kornelie, geb. Goethe (1750—77) 387. 388.
Schlosser, Johanna, geb. Fahlmer (1744—1821) 144 bis 146. 205.
Schlözer, August Ludwig (1735—1809) 357.
Schmehling, Gertrud, siehe Mara.

Schmid, Christian Heinrich (1746—1800) 129. 136. 137. 143.
Schmid, Ernst August (gest. 1809) 133.
Schmid, Konrad Arnold (1716—89) 27.
Schmidt, Klamer (1746 bis 1824) 102.
Schmidt, Joh. Christoph 206. 297.
Schmidt, Erich (1853—1914) 278. 379.
v. Schmidtburg, Karl Joseph 47.
Schnauh, Christian Friedrich (1720—97) 117. 267.
Schönemann, Elisabeth, sp. v. Türkheim (1758 bis 1817) 203.
Schönemann, Joh. Friedrich (1704—82) 15. 70.
Schröder, Friedrich L. (1744 bis 1816) 67. 75. 76. 81. 104. 215. 299.
Schrötel, Cellist 284.
Schröter, Joh. Samuel 117. 190.
Schröter, Korona (1751 bis 1802) 241. 242. 267. 283. 294. 295. 297. 298. 304. 308. 309. 311. 314. 317. 327. 331. 332. 333. 398. 405. 409. 412. 436. B nS 268.
Schuch, Franz (gest. 1764) 5. 15. 61.
Schuch, Franz, der Jüngere, (1741—71) 67.
Schulz, Prediger 190.
Schulze, Ballettmeister 67. 81.
Schulze, Karoline, dessen Schwester, s. Kummerfeld.
Schumann, Joh. Ehrenfried 117. 164. 268. 307.
v. Schurmann, Anna Maria (1607—78) 339.
Schurzfleisch, Konrad Samuel (1641—1708) 43.
Schurzfleisch, Heinr. Leonhard (gest. 1753) 43.
Schwabe, Prof. 117.
Schweitzer, Anton (1737 bis 87) 81. 82. 83. 105. 106. 107. 114. 117. 122. 133. 139. 278. 296. 302. 349.
Schwerdgeburth, Karl August (1785—1878) B 255.
v. Seckendorff-Abendar, Siegmund (1744—85) 193 bis 197. 214. 243. 244. 257. 281—283. 288. 289. 293. 295. 297. 299. 301. 302. 304. 306. 309. 311. 319. 323. 325—330. 331. 333. 336. 403. 436. 437. 438. 441. B nS 194.
v. Seckendorff, Sophie geb. v. Kalb 244. 245. 405.
v. Seckendorff-Ebenett, Franz 161.

Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 224. 302. 305.
Seidler, Heinrich, Konsist. Sekretär 163. 190. 298. 311. 318. 332.
Seidler, Johann Wilhelm 34. 35. 78.
Seuffert, Bernhard 158.
Seyler, Abel 67—88. 117. 132. 133. 235. 296. 391.
Seyler, Friederike, gesch. Hensel, geb. Sparmann 67. 68. 73. 74. 76. 82. 117. 235. B nS 75.
Shakespeare (1564—1616) 13. 63. 64. 103. 104. 108. 137. 138. 145. 148. 205. 232. 260. 280. 374. 376. 410.
v. Staff, Aug. Wilh. Ferd. 311.
Standfuß, Johann 9. 17. 18. 20. 48.
Starcke, Gutspächter 435. 436.
Starcke, Karl Christian 48 bis 52.
Starcke, Johanna Christiane (1731—1809) 49.
v. Stein, Freiherr Josias (1735—94) 147. 198. 251. 283. 297. 299. 301. 420.
v. Stein, Charlotte, geb. v. Schardt (1742—1827) 28. 169—171. 183. 198 bis 200. 207. 208. 209. 213. 231. 232. 236. 237. 244. 251. 252. 257. 267. 283. 289. 293. 363. 384. 388. 391. 394. 397. 411—420. Ihre Zeichnung Knebels nS 270. B nS 251. nS 412.
v. Stein, Karl (1765—1837) 300.
v. Stein, Ernst (1767—87) 311.
v. Stein, Friedrich (1773 bis 1844) 269.
v. Stein, Frl. Charlotte (gest. 1784) 161. 252.
vom Stein zu Nassau, Jeannette Luise, s. v. Werthern-Neunheilingen.
Steinbrecher, Schauspielerin 54.
Steiner, Joh. Friedr. Rud. 163.
Steinhardt, Joh. Friedrich 162. 311.
Steinhardt, Friederike 162. 298. 302. 311.
Sterne, Lawrence (1713 bis 68) 246. 377.
Stolberg, Graf Christian (1748—1821) 130. 134. 151. 152. 173—177. 338.
Stolberg, Graf Friedrich (1750—1819) 130. 151. 152. 173—177. 218. 219. 291. 337. 338. B nS 176.
Sulzer, Joh. Georg (1720 bis 79) 67. 262.
Swift, Jonathan (1667 bis 1745) 366.

T.

Tessenow, Heinrich B 399.
Tettenrieder s. Abt.
Thiele 307.
Tobler, Joh. Christoph (1757 bis 1812) 367. 409. 412. 437. 447. 448.
v. Todenwarth, Christ. Gottl. K. Wolfg. 311.
v. Trebra, Friedrich Wilhelm (1740—1819) 246.
Tricklir, Musiker 284.

U.

v. Uechtritz, Frau, geb. v. Künsberg 401. 405.
v. Uechtritz, Frau, geb. v. Oppel 405.
Uhde, Hermann 305.
Uz, Johann Peter (1720 bis 1796) 24. 91. 106.

V.

Vergil 437.
v. Verschaffelt, Peter Anton (1710—93) 269.
Vezin, Tanzmeister 36.
de Villoison, Baptiste Gaspard d'Anse (1750 bis 1805) 369. 370. 430.
Vogler, Joh. Kaspar (gest. 1783) 4. 37. 47.
Voltaire (1694—1778) 14. 16. 90. 92. 124. 173. 188. 189. 247. 299. 368. 376.
Voß, Joh. Heinrich (1751 bis 1826) 130. 136. 291. 337. 338.

W.

Wagner, August, Musiker 47.
Wagner, Heinrich Leopold (1747—79) 151. 223.
v. Waldner, Henriette, in Straßburg 228.
v. Waldner-Freundstein, Luise Adelaide 244. 405.
Warton, Joseph (1722 bis 1800) und Thomas (1728 bis 90) 376.
v. Wedel, Moritz (gest. 1794) 161. 178. 243. 251. 257. 312. 398. 405.
v. Wedel, Marianne, geb. v. Wöllwarth 244. 257. 270. 311. 405.
Weiße, Christian Felix (1726 bis 1804) 18—20. 52—59. 65. 76. 84. 90. 102. B nS 74.
Werner, Musiker 47.
Werthern-Beichlingen, Graf J. G. H. 406.
Werthern-Frohndorf, Freiherr Christ. Ferd. Georg 251. 424.
Werthern-Frohndorf, Amalie (Emilie), geb. v. Münchhausen 170. 304. 424—428. 436. B nS 251.

Werthern-Neunheilingen, Graf Jakob Friedemann (geſt. 1811) 164. 249. 251. B nS 251.
Werthern-Neunheilingen, Gräfin Jeannette Luiſe, geb. vom Stein (1752 bis 1816) 164. 249. 251. 409. B nS 251.
Wieland (1733—1813) 49. 88—115. 117. 119. 121 bis 123. 124. 125. 130. 131. 132. 133. 134—148. 150. 151. 156—158. 167—169. 174. 181. 183. 185. 191. 202. 213. 216. 217. 219. 238—240. 243. 254. 258. 259. 265. 266. 278. 280. 282. 285. 289—291. 295. 296. 313. 323. 324. 333 bis 352. 362. 367. 370. 376. 377. 383. 391—393. 402. 403. 408. 430. 436. 437. B nS 100. nS 270.
Wieland, Dorothea, geb. Hillenbrand (geſt. 1801) 157. 166. 341.
Wieland, Familie B nS 166.
Wiener, Hofhoboiſt 293.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—68) 27. 30. 31. 266. 271.
Witthöft, Joſepha 17.
v. Wißleben, Friedrich Hartmann (geſt. 1788) 6. 7. 9. 35. 36. 88. 119. 336.
Wolf, Ernſt Wilhelm (1735 bis 92) 35—37. 47. 48. 59. 82. 83. 84. 106. 117. 122. 158. 162. 166. 279. 281 bis 283. 285. 293. 295. 296. 303.
Wolf, Karoline, geb. Benda 36. 37. 48. 162. 283. 294. 298. 311. 412.
v. Wöllwarth ſ. v. Wedel.
Wood, Robert (1716—71) 376.
v. Wrangel 404.

Y.

Young, Edward (1683 bis 1765) 28. 42. 90. 376.

Z.

Zachariae, Juſt Friedr. Wilh. (1726—77) 3. 27.
Zahn, Muſiker 283.
Zieſenis, Joh. Georg (1716 bis 77) B nS 60.
Zimmermann, Joh. Georg (1728—95) 185. 198. 199. 213. 218. 412.

Druck von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochſtraße 68—71.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE

C28(946)M100

943W432 B633

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

943W432 B633

Bode

Der weimarische musenhof.

SL 16 1947